

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR
UND KRITIK

MITBEGRÜNDET VON F. C. WEISKOPF

IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES

GELEITET VON WILLI BREDEL

REDAKTION

GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH

SEKRETARIAT ACHIM ROSCHER

INHALT

Unsere Meinung	<i>Die Redaktion</i>	3
Für ein Heine-Denkmal	<i>Heinrich Mann</i>	13
Von der Liebe soll man nicht nur sprechen	<i>Eduard Claudius</i>	15
Erzgebirgsnacht	<i>Horst Salomon</i>	80
Tischgesellschaft bei Immanuel Kant	<i>Bruno Frei</i>	81
Bis auf den letzten Mann	<i>Karl Mundstock</i>	90
Hinab zu den Fischen	<i>Günter Kunert</i>	108
Das Amt des Dichters	<i>Gerhard Wolf</i>	109
Vom Handwerk des Dramatikers	<i>Peter Kast</i>	121

LITERATURDISKUSSION

Das Problem der Perspektive	<i>Georg Lukács</i>	128
-----------------------------	---------------------	-----

NEUE BÜCHER

Marceli Ranicki: Ein neues Meisterwerk deutscher Prosa, S. 134; *Wolfgang Jobo*: Erziehung zur Gegenwart, S. 138; *Heinz Entner*: Mißverständnisse statt Konflikte, S. 141; *Hans Jürgen Geerds*: Erzählkunst und Historie, S. 143; *G. D.*: Zwei Anthologien christlicher Lyrik, S. 146; *Eberhard Hilscher*: Zur Geschichtsschreibung der deutschen Nationalliteratur, S. 147.

UMSCHAU

Balwant Gargi: Literaturbrief aus Indien, S. 150; *Heinz Kamnitzer*: Lady Haight gegen Heinrich Heine, S. 155; *A. R.*: Die Peng-Sprache und ihre Folgen, S. 156; *Dr. E. S.*: Die Schriftstellerfabrik des Herrn Pfeiffer, S. 158; *G. C.*: Lothar und die Literatur, S. 160; ferner: „O diese Sprache!“, „Schwarz eingerahmt“ u. a.

UNSERE MEINUNG

Vor uns liegen die Presseberichte über den IV. Deutschen Schriftstellerkongreß. Noch keine Versammlung, noch kein Kongreß deutscher Schriftsteller hat ein derartig starkes Echo im In- und Ausland hervorgerufen. Die Zeitungen der Deutschen Demokratischen Republik haben regelmäßig und teilweise recht fundiert über den Verlauf der Tagung berichtet, wenn auch mancher Artikel in der Wiedergabe der Kontroversen und Meinungsverschiedenheiten lebendiger und kritischer hätte sein können (wie es dort der Fall war, wo Schriftsteller selbst die Berichterstattung übernommen hatten).

Auch die Zeitungen der Bundesrepublik, mit deren Kongreßberichten wir uns hier beschäftigen wollen, haben verhältnismäßig umfangreich und in großer Aufmachung zum Kongreß Stellung genommen. Sie konnten ihn also weder totschweigen noch bagatellisieren (und auch eine amerikanisch subventionierte Zeitung muß dem Verlangen breiter Leserkreise nach Information auf irgendeine Weise gerecht werden). Daß diese Informationen nur in ganz seltenen Fällen sachlich den Tat-

sachen und ihren wirklichen Hintergründen entsprachen, steht auf einem anderen Blatt; wir hatten auch nicht erwartet, daß die Vertreter großbürgerlicher Zeitungen über ihren Schatten, geschweige über den Adenauers springen könnten. Auch hier gibt es Nuancen, und sie sind oft sogar regional bestimmt. Während zum Beispiel die Westberliner Adenauerzeitung „Der Tag“ in bekannter Frontstadtmanier mit so phantasielosen Überschriften wie „Autoren unter der roten Fuchtel“ oder „Befehlsempfang für Sowjetzonenpoeten“ aufwartet, greifen die westdeutschen Zeitungen nach „literarischeren“ Titeln: „Muß es immer rote Tinte sein?“ („Süddeutsche Zeitung“), „Ostpoeten locken wider den Stachel“ („Frankenpost“), „Die Musen und der Funktionär“ („Frankfurter Allgemeine“), – und die großbürgerliche Schweizer „Neue Zürcher Zeitung“ überschreibt ihren ausführlichen, anfangs beinahe sachlichen, aber mit demagogischen Schlußfolgerungen versehenen Bericht einfach mit „Schriftstellerkongreß in Ostberlin“. Wie gesagt: das sind nur Nuancen, aber man sollte sie nicht übersehen.

Keine dieser Zeitungen ließ sich selbstverständlich die heftigen Debatten und Kontroversen entgehen, und einige müssen sogar zugeben: „Es muß freilich zugestanden werden, daß die vorbereitende monatelange Diskussion in der Presse und in der Zeitschrift ‚Neue Deutsche Literatur‘ ohne Behinderung geführt werden konnte“ („Die Welt“), oder: „Zensur, Beschränkung der Meinungsfreiheit, Gesinnungsterror gibt es auf diesem Gebiet drüben offenbar nicht ...“ („Die Andere Zeitung“). In der Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“ muß Heinz Kersten in einem – im Grundtenor feindlichen – Artikel zugestehen: „Man kann gerechterweise nicht behaupten, daß es jenseits der unser Land so widersinnig in zwei Hälften spaltenden Schranken keine Dichter gäbe. Immerhin leben dort ein Brecht, ein Becher, eine Anna Seghers.“ Und etwas später: „Immerhin gibt es einige neue Talente. Stephan Hermlin, Franz Fühmann, die Lyriker Peter Huchel, Erich Arendt, Georg Maurer und Günter Kunert seien genannt ... Als wahre Begabung, die als große Ausnahme sogar Ansätze zu einer immer wieder geforderten künstlerischen Gestaltung des ‚neuen Lebens in der DDR‘ zeigt, muß der aus bürgerlichem Milieu kommende Erzähler Erwin Strittmatter erwähnt werden. Er war auch einer der weni-

gen Redner des Kongresses, bei dessen Worten man wirklich das Gefühl hatte, daß hier ein echter Dichter spricht.“

Aber fast alle Berichterstatter, die sich in den heftigen Auseinandersetzungen geradezu badeten, kommen schließlich zu solchen Schlußfolgerungen: „Die Berliner Misere offenbart schließlich nur aufs neue, daß die Quadratur des Kreises, die der gegängelte Schriftsteller vollbringen soll, eben einfach nicht gelingen kann“ („Süddeutsche Zeitung“). Oder: „Schöne Worte, sonst nichts“ („Die Zeit“), „Die Revolte fand nicht statt“ („Die Welt“). Und eine Mitarbeiterin der „Frankfurter Rundschau“, die sich vorgenommen hatte, ein „Fünkchen menschlicher Bindung“ in das „Dunkel der östlichen Stadthälfte“ zu tragen, fand bei ihren herzig-sentimentalen Randbeobachtungen sogar einen Dichter, der vom Kurfürstendamm träumte. Mit geradezu kindlicher Verwunderung stellt „Die Welt“ fest: „Aber wenn Ministerpräsident Grotewohl meinte, ‚man darf sagen, wir sind wieder einige Schritte weitergekommen‘, so kann er doch wohl nicht dem unmittelbar erlebten Protest der Schriftsteller gegen die Bevormundung des künstlerischen Schaffens durch die Partei einen angenehmen Geschmack abgewonnen haben.“

Ach, der Gute hat gar nichts ver-

standen. Soll man es ihm verübeln, soll man es all jenen verübeln, deren Urteil wesentlich aus Vorurteil bestand? Walter Ulbricht, so schreiben sie, sei am letzten Tag gekommen, um Wilhelm Girsus „herauszuhauen“ und das „Primat der Ideologie“ zu retten. Sie haben sehr wohl verstanden, daß Anna Seghers, Willi Bredel, Stephan Hermlin, Günther Cwojdrak und andere bei ihrer Kritik an Mängeln und Schwächen unserer Arbeit und begangenen Fehlern unseren Schriftstellern aus dem Herzen sprachen. Sie haben nicht bemerkt oder wollten nicht bemerken – aber der lange und herzliche Beifall der Delegierten hätte es ihnen klarmachen müssen –, daß Walter Ulbricht nur das aussprach, was auch die große Mehrheit unserer Schriftsteller denkt und fühlt. Ja, einen Aufstand gegen die Partei der Arbeiterklasse und gegen unsere Regierung, einen „17. Juni des Geistes“, wie einer sinnigerweise formulierte, das hätten sie wohl gern erlebt. Nun sind sie enttäuscht, die Armen. Kaum einer der Berichterstatter aber hat das Wort von Arnold Zweig zitiert, das alles hätte erhellen können: „Wir empfangen Befehle, aber es sind Befehle aus unserem Gewissen, aus unserem freien Denken, die in Jahren und Jahrzehnten des eigenen Kämpfens in uns reiften.“

Da man das nicht wahrhaben will,

zieht man sich auf die Position von Morgensterns Palmström zurück:

*Und er kommt zu dem Ergebnis:
Nur ein Traum war das Erlebnis,
Weil, so schließt er messerscharf,
Nicht sein kann, was nicht sein
darf.*

Freilich gibt es auch Ausnahmen in der Berichterstattung der bürgerlichen Presse. So die sehr objektiven Artikel von Hans Stempel in der „Deutschen Volkszeitung“, Düsseldorf. Er schreibt: „Alle diese Kritiken, die von den Beschreibungen der einzelnen literarischen Fehler bis zu ihren Ursachen führten, wurden mit beispielhafter Offenheit ausgetragen. Im Mittelpunkt standen die Schwierigkeiten, den weltgeschichtlichen Prozeß in seinen Gefahren und in seinen Hoffnungen zu erkennen. Es gibt nun gerade für den westlichen Beobachter wenig Anlaß, sich über noch vorhandene Verallgemeinerungen zu überheben. Es hat nicht nur in der Bundesrepublik bis heute keine so zentrale und offene Aussprache über geschichtliche und literarische Probleme gegeben, sondern auch nur wenige Schriftsteller in der Bundesrepublik setzen sich so bewußt und von ihrem Gewissen getrieben für die Aufklärung über die Ursachen des Krieges ein, wie ihre Kollegen in der DDR.“ Und er schließt: „Ob der Sozialismus auch

für Deutschland die bessere Lebensform ist, wird für uns noch lange ein Streitgespräch bleiben. Daß aber die Lehren der Geschichte für unsere Zukunft ausgenutzt werden müssen und der Schriftsteller hierbei eine besondere Verantwortung trägt, darin wird in beiden Teilen Deutschlands unter Gutwilligen leicht Einigkeit erreicht werden können.“

Auch „Die Andere Zeitung“, Hamburg, hat, nachdem sie vor dem Kongreß geschwätzigen Tiraden Raum gegeben hatte, nach dem Kongreß ihren Tonfall merklich geändert. Rudolf Gottschalk schreibt dort zwar, der Pegasus liefe in der DDR auf Schienen, aber er fügt hinzu: „Nur fragt sich, ob das wirklich so schlimm ist, wie es von hier aus erscheint, und ob wir wirklich so überaus viel Grund haben, darüber hämisch die Nase zu rümpfen. Was haben wir denn schon an Freiheit zu bieten? So wenig jedenfalls, daß es einigen freien Geistern davor graust und daß sie das Weite gesucht haben. Ein Fritz von Unruh hat es nur wenige Tage hier ausgehalten, Walter Bauer zieht das Dasein eines Packers in Kanada dem geistigen Schaffen in der deutschen Bundesrepublik vor, und den Genuß der geistigen Freiheit haben am ehesten noch die Lippoldsberger und die Memoirenschreiber nazistischer Prägung. Im übrigen müssen die Leute

„spuren“ und läuft auch hier der Pegasus auf Schienen.“ Auch er schließt mit der deutlichen Mahnung zur Verständigung: „Auch drüben ist Deutschland, wir sagten es schon, und wir werden es bitter spüren, wenn wir nicht zeitig und ernsthaft und wahrhaft den Dingen dort auf den Grund gehen und es uns mit der Feststellung genug sein lassen, daß dort das Land des Schreckens und hier das Land der Freiheit sei. Aus dieser bequemen Weltanschauung werden wir eines Tages sehr verwundert erwachen.“

Eine sehr ernsthafte und beherzigenswerte Kritik übt Dr. Ernst Schumacher in der „Deutschen Woche“, München. Er stellt fest, daß die Schriftsteller der DDR nicht genügend über die politische wie die literarische Situation der Bundesrepublik orientiert sind und daß dieses Problem auf dem Kongreß zu kurz gekommen ist. Er schreibt: „Die Analysen, die auf dem Kongreß gegeben wurden, galten hauptsächlich westdeutschen Kriegsbüchern, aber nicht einmal den aktuellen Erscheinungen; sie galten kaum der übrigen Literatur. Diese Verengung des Blickfeldes ist schädlich. Kein Wunder, daß westdeutsche Teilnehmer, die nicht begriffen, warum bei der bedeutenden Frage nach der deutschen Gegenwartsliteratur fast ausschließlich auf die DDR Bezug genommen

wurde, unzufrieden waren. Daß manche von ihnen nicht wagten, diese Kritik offen vorzubringen, weil sie Schwierigkeiten in Westdeutschland befürchteten, ist eine andere Sache. Auf alle Fälle haben die ostdeutschen Schriftsteller in der realen Einschätzung und Bewertung der westdeutschen Literaturentwicklung und in der Behandlung der westdeutschen Gegenwart soviel nachzuholen, wie sie es in bezug auf die Behandlung des zweiten Weltkrieges laut Entschließung zu tun beabsichtigen.“

Wir sollten diese wichtige Thematik mit Hilfe unserer in der Bundesrepublik lebenden Freunde bald in Angriff nehmen. Der Schriftstellerkongreß ist zu Ende. Die Diskussion aber geht weiter. *gd*

Sicherlich ist es zu bedauern, daß auf dem Schriftstellerkongreß nicht auch Maler, Bildhauer und Komponisten, Kunstkritiker und Musikwissenschaftler zu Worte gekommen sind; wir meinen weniger repräsentative Begrüßungsadressen oder allgemeine Proklamationen, sondern wir denken an solche Beiträge, die dadurch, daß sie bestimmte Besonderheiten untersuchen, die allgemeine Aussprache bereichern. Gerade eine solche Aussprache scheint jetzt in Gang zu kommen; auch wenn der

Schriftstellerkongreß nur dazu neue Impulse gegeben hätte, müßte man ihn schon als echten Erfolg bewerten.

In der Zeitschrift „Bildende Kunst“ zitiert Heinz Lüdecke aus einem Aufsatz von Annemarie Auer im Dezemberheft der NDL den Satz, daß man in der Literaturtheorie vor einer richtigen Spezifizierung zurückscheue und fährt fort: „Dieselbe Scheu verzögert auf dem Gebiet der bildenden Kunst den Klärungs- und Aktivierungsprozeß. Die Maler und Bildhauer klagen, daß sie von den Ästhetikern, Kritikern und Kulturfunktionären nicht verstanden würden und daß diese am künstlerischen Schaffen vorbeiredeten. Schuld daran ist nicht zuletzt der Mangel an Spezifizierung und Konkretisierung, der sich in den Künsten auf eine ähnliche Weise auswirkt wie in gewissen Schwächen der politischen Praxis...“

Lüdecke sagt in seinem Artikel, der vor dem Schriftstellerkongreß geschrieben wurde, daß die Schriftsteller den bildenden Künstlern durch ein ermutigendes Beispiel helfen würden, „wenn es ihnen gelänge, im Verlauf ihrer Diskussionen die Forderung nach ideologischer Klarheit und literarischer Meisterschaft mit den Spezifika der Kunst des Schreibens zu verknüpfen“. Es heißt dann zusammenfassend:

„Irgendwo muß eine Bresche in die Mauer von theoretischen Allgemeinheiten geschlagen werden, die auf dem Weg zum sozialistischen Realismus das morscheste und abrißreifste Hemmnis ist.“

Wir sind zwar keineswegs der Meinung, daß die Diskussion auf dem Schriftstellerkongreß diese Mauer von Gemeinplätzen, scholastischen Abstraktionen und dogmatischen Beckmessereien bereits völlig niedergelegt habe, aber eine Bresche ist ohne Zweifel geschlagen. Wir sollten es auch niemandem, dem die Bretter, die er vor dem Kopfe trägt, die Welt bedeuten, gestatten, diese Bresche wieder auszufüllen.

Es ist ein Verdienst des „Sonntag“, der Wochenzeitung des Kulturbunds, daß er eine Aussprache über die Situation unseres Musiklebens eingeleitet hat, zu der die Redaktion der Zeitschrift des Komponistenverbandes „Musik und Gesellschaft“ offensichtlich keine rechte Neigung verspürte. So sagt zum Beispiel Paul Dessau: „Wenn man die Augen schließt, glaubt man bei einigen Werken unserer Zeitgenossen, man lebe im 18. Jahrhundert.“ Auch der Musikkritiker Ernst Krause fordert, unsere zeitgenössischen Komponisten mögen sich nicht ausschließlich an den Ausdrucksidealen des 18. und 19. Jahrhunderts, sondern an der Musiksprache unseres Jahrhunderts

orientieren: Das schöpferische Verhältnis zur Tradition ist zweifellos eine Frage, die für alle Künste hervorragende Bedeutung besitzt.

Der Komponist Kurt Schwaen fragt: „Ist Politökonomie leichter als die Formenlehre? Die Hausfrau lernt den Satz vom Mehrwert, und sie sollte nicht die Chaconne begreifen?“ Er sagt weiter: „Gefahren? Die gibt es. Da ist die Schönfärberei, die Unaufrichtigkeit, die Kritiklosigkeit. Da ist der Formalismus einer Konjunktur-Programmatik, da ist die Bereitwilligkeit, den Konflikten aus dem Wege zu gehen.“ Der Komponist Gerhard Wohlgemuth sagt, daß es vielen Äußerungen von Musikwissenschaftlern und Kritikern an künstlerischer Einsicht und Klarheit mangle; auch das Verhältnis zwischen Musikwissenschaftlern und Komponisten läßt seiner Meinung nach manches zu wünschen übrig: „Aber wenn einer dem anderen leuchten will – leuchten, nicht heimleuchten –, muß es bei ihm heller sein.“ Auch hier handelt es sich offensichtlich um Fragen, die nicht speziell auf das Gebiet der Musik beschränkt sind.

Es wäre unserer Meinung nach notwendig, daß sich auch die Redaktion von „Musik und Gesellschaft“ an dieser Diskussion beteiligt, daß vor allem auch die Musikwissenschaftler, die in verschiedenen Bei-

trägen kritisiert worden sind, zu diesen Kritiken Stellung nehmen. Es scheint, daß der Schriftstellerkongreß neue Anregungen und Impulse für eine Aussprache auch auf dem Gebiet der bildenden Kunst und Musik gegeben hat; in diesem Sinne begrüßen wir die zitierten Äußerungen von Kunstkritikern, Komponisten und Musikkritikern. Es ist keine neue Erkenntnis, daß die einzelnen Künste alle aufeinander einwirken; gerade deshalb sollten wir auch auf jedem Einzelgebiet eine offene Aussprache wünschen und sie mit Aufmerksamkeit verfolgen. *gc*

„**V**ea“ ist der Titel einer in Santiago de Chile erscheinenden illustrierten Zeitung. Das Wort bedeutet etwa: „Sieh her!“ Was in einer der Januarausgaben des Blattes auf der Titelseite zu sehen ist, rechtfertigt in der Tat diese so gebieterische Aufforderung an den Käufer: Am Rande einer malerischen Meeresbucht streckt sich da ein ganz und gar nicht malerisches Barackengelände hin, auf der Landseite von felsigen Bergen umgeben und mit Stacheldraht umzäunt. Das ist das Konzentrationslager von Pisagua. Es wurde 1947 von dem damaligen chilenischen Diktator Gonzales Videla eingerichtet. Eine große Zahl von dessen politischen Gegnern – Liberale, bürger-

liche Demokraten, Gewerkschaftsführer, Sozialisten, Kommunisten – wurden hier jahrelang festgehalten, unter ihnen Schriftsteller, Publizisten, Universitätslehrer. Nicht wenige starben, geschwächt durch Hunger, Entbehrungen, Krankheiten.

Im Lande entwickelte sich trotz des autoritären Terrors eine breite demokratische Front. Parlamentswahlen fegten eines Tages den Diktator fort und brachten eine neue Regierung ans Ruder, die versprach, die Menschen- und Bürgerrechte zu wahren. Die Gefangenen von Pisagua wurden befreit, das Lager geschlossen.

Für immer, hätte man meinen sollen. Aber im Januar dieses Jahres sind wiederum Häftlinge in das Barackenlager eingezogen, dieselben oder jedenfalls von der gleichen Art wie unter dem blutigen Videla. Der neue Präsident Ibanez, unfähig, den wirtschaftlichen und sozialen Problemen des Landes mit einem positiven Programm zu begegnen, tritt in die Fußstapfen seines Vorgängers. Genau wie unter Videla ist Pisagua wieder eine Marterhöhle. Unter den Opfern sind wieder, wie damals, Schriftsteller, Dichter, Publizisten, Professoren. Eines der Fotos, die „Vea“ mit zynischen Begleittexten veröffentlicht, zeigt einen Mann, der, in eine Decke gewickelt, auf dem Boden einer Baracke liegt. Man errät

den Kopf, die Physiognomie eines Intellektuellen. Von einer merkwürdigen Ähnlichkeit berührt, gehen die Gedanken zwanzig Jahre zurück. Ja, die Aufnahme erinnert in frappanter Weise an eine andere, die seinerzeit durch die fortschrittliche Presse der Welt ging: Carl von Ossietzky, todkrank auf seiner Pritsche in einer deutschen KZ-Baracke liegend.

Dieser hier ist auch ein Schriftsteller, wie Ossietzky, vor dem sich das Kerkertor erst öffnete, als er nur noch wenige Wochen zu leben hatte, wie so viele andere, wie Erich Mühsam, den sie im KZ erschlugen, wie der große Pablo Neruda, den die neue chilenische Diktatur zwingt, von neuem im Exil zu leben. Er heißt Vladimir Teitelboim und ist einer der bedeutendsten südamerikanischen Romanciers. Eines seiner Bücher, „Das Lied der Pampa“, ist auch bei uns erschienen. Ihn müssen wir, anders als es mit Ossietzky geschah, heraushauen, bevor ihn der Tod gezeichnet hat. Ihn und seine Mitgefangenen: „Vea“ nennt namentlich Teitelboims Schriftstellerkollegen Bolivia, ferner den Journalisten Murillo, Redakteur der rechtsstehenden Zeitung „Ultima Hora“, und den Universitätsprofessor Urrutia. Niemand kann sagen, wieviele andere ungenannt bleiben ...

In allen Ländern Lateinamerikas wächst und festigt sich fast zu-

sehends ein unbändiger Wille zu nationaler Unabhängigkeit und sozialer Erneuerung. Eine demokratische Entwicklung in diesem Teil der Welt ist gleichbedeutend mit dem baldigen Ende der halbkolonialen Beherrschung durch Washington und die Wallstreet. Diese ziehen alle Register, um eine solche Entwicklung zu verhindern. Männer des Wortes, Männer des Geistes sind überall unter ihren ersten Opfern. Aber Teitelboim und seine Kameraden dürfen nicht das Schicksal Ossietzkys erleiden!

bk

In der theoretischen Zeitschrift der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, „Der Kommunist“, ist unlängst ein Aufsatz erschienen (deutsch in Nr. 6 des Informationsblattes „Die Presse der Sowjetunion“), der noch bei weitem nicht die ihm gebührende Aufmerksamkeit gefunden hat. Der Artikel, für den die Redaktion zeichnet, trägt den Titel „Zur Frage des Typischen in Literatur und Kunst“. Seine Tendenz wird durch den Satz charakterisiert: „Mit der Scholastik und dem Dogmatismus in der Ästhetik muß endlich Schluß gemacht werden.“

Den Inhalt des Aufsatzes bildet eine scharfe Kritik an den Definitionen des Typischen, wie sie seit eini-

gen Jahren Verbreitung gefunden hatten. Die bekannten Leitsätze, das Typische müsse dem Wesen einer gegebenen sozialen und historischen Erscheinung entsprechen, das Typische sei die wesentliche Sphäre, in der die Parteilichkeit in der realistischen Kunst in Erscheinung trete, das Typische sei nicht ohne bewußte Überbetonung denkbar, werden als einseitig, scholastisch und antihistorisch bezeichnet. Zum Beispiel heißt es: „Wird das Typische nur als Verkörperung des Wesens einer gegebenen sozialen Kraft betrachtet, so führt das dazu, daß im Kunstwerk die individuelle Mannigfaltigkeit des Lebens verlorengeht, daß Schemata statt künstlerischer Gestalten geschaffen werden. Diese scholastische Formel zwingt die Kunschtchaffenden dazu, allgemeine Thesen zu illustrieren, statt eigene künstlerische Entdeckungen zu machen.“ Weiter wendet sich die Zeitschrift gegen eine unhistorische Ausweitung des Begriffes der Parteilichkeit; sie betont, daß Lenins Prinzip der Parteilichkeit eine Weiterentwicklung der marxistischen Lehre vom Klassencharakter der Kunst darstelle, daß also der Begriff der Parteilichkeit auch historisch konkret bestimmt werden müsse. Die Zeitschrift weist darauf hin, daß große Künstler der Vergangenheit die Fähigkeit besaßen, den „engen

Rahmen der Interessen ihrer Klassen zu sprengen“, daß auch gegenwärtig in den kapitalistischen Ländern realistische Künstler typische Gestalten schaffen und durch ihr Werk der Sache des Fortschritts dienen: In beiden Fällen könne aber von einer Parteilichkeit im Sinne Lenins nicht die Rede sein.

Schließlich betont die Zeitschrift, daß die Mittel und Methoden der Typisierung vielfältig und unerschöpflich seien, daß sie unter anderem auch von der Besonderheit der verschiedenen Genres bestimmt würden. Die kategorische Forderung nach Überbetonung, so wird gesagt, habe einen nicht geringen Schaden in der Literatur angerichtet: „Eine solche Überbetonung mußte zum Verstoß gegen das Grundgesetz der realistischen Kunst – die unbedingte Übereinstimmung der künstlerischen Gestalten mit der Wahrheit des Lebens – führen.“ Die Überbetonung positiver Elemente der Wirklichkeit habe dazu geführt, daß die reale Wirklichkeit ignoriert wurde, die Überbetonung negativer Erscheinungen habe ebenfalls zur Entstellung und Ver-simpelung der Wirklichkeit geführt.

Es scheint uns bezeichnend für die Situation unserer Literaturtheorie und Ästhetik, daß diese Definitionen des Typischen, die jetzt im „Kommunist“ kritisiert wurden, von uns mehr oder weniger vorbehaltlos übernom-

men worden sind. Wir halten die Methode der Analyse und die Argumente der Zeitschrift für richtig: Hier wird nicht einer scholastischen Auffassung eine andere scholastische Auffassung entgegengesetzt, sondern die Praxis selbst wird zum entscheidenden Kriterium erhoben. Auch die Diskussion auf dem Schriftstellerkongreß war, insgesamt gesehen, ein erfreulicher Schritt in dieser Richtung: Denken wir nur an die Ausführungen von Anna Seghers, Johannes R. Becher, Willi Bredel, Georg Lukács oder Ernst Bloch. Nichts ist unergiebig als die endlose Wiederholung von Gemeinplätzen; das ist eine Quantität, die nicht in Qualität umschlagen kann. Nichts ist schädlicher als die gedankenlose Nachbeterei einer gerade vorherrschenden Meinung; daß eine Meinung zeitweilig vorherrscht, ist kein Kriterium für ihren Wahrheitsgehalt.

Selbstverständlich steht das Typische auch weiterhin im Zusammenhang mit einer gegebenen sozialen und historischen Erscheinung, selbstverständlich steht das Typische auch weiterhin in einer Beziehung zur Parteilichkeit, selbstverständlich bleibt schließlich die Überbetonung auch weiterhin eine legitime Methode, das Typische herauszuarbeiten: Der Aufsatz im „Kommunist“ zielt vor allem gegen jede scholastische Tendenz, gegen Einseitigkeit

und Vulgarisierung, gegen abstrakte Ausweitungen; Dogmatismus und dialektischer Materialismus sind Gegensätze, die sich ausschließen.

Hervorgehoben werden muß noch die bescheidene Zurückhaltung, die sich in diesem Aufsatz zu erkennen gibt. Es heißt zum Schluß: „Wir haben uns nicht die Aufgabe gestellt, das Problem des Typischen in allen seinen Aspekten und Erscheinungsformen zu untersuchen. Das ist Sache der vielen, die an der Lösung theoretischer und praktischer Fragen unserer Kunst arbeiten.“

Die Redaktion der Zeitschrift „Der Kommunist“, die für die Kommunistische Partei der Sowjetunion spricht, hat also keineswegs die Absicht, es irgend jemandem abzunehmen, über diese Fragen selbst nachzudenken; sie trägt lediglich ihre Argumente vor und will anregen, daß über diese Fragen nachgedacht wird. Das ist auch unsere Sache: Wenn wir nicht von Konstruktionen, sondern von der Praxis ausgehen, wenn wir keine Schlagworte, sondern nur Argumente anerkennen, wenn wir die Scholastik als nicht mehr gesellschaftsfähig betrachten, dann werden wir in unserer literarischen Theorie und Praxis einen entscheidenden Schritt vorankommen. In diesem Sinne vor allem sollten wir auch den Aufsatz im „Kommunist“ bewerten.

gc

FÜR EIN HEINE-DENKMAL

(1931)

Heinrich Heine starb vor mehr als siebenzig Jahren, aber es gibt kaum eine Persönlichkeit, die in so langer Zeit so gegenwärtig geblieben ist, und wenig Werke, die so viel Leben behalten haben wie das seine. Er ist das vorweggenommene Beispiel des modernen Menschen. Er hatte schon damals die uns gewohnte Geisteshaltung, er war sachlich bei aller seiner Phantasie, scharf zugleich und zärtlich, ein Zweifler, doch tapfer. Aus seinen großen Schmerzen machte er nicht nur kleine Lieder. Er machte daraus auch Erkenntnisse, die noch nicht üblich waren, und Rufe einer Menschenstimme, die wie aus unserer Mitte kommt.

Die Jünglinge, viele Geschlechter der Jungen, sind mit seinen Gedichten aufgewachsen. Sie haben ihn schwärmerisch geliebt, wenn dies ihre Natur war; und selbst die zaghaften oder trockenen Herzen hat er etwas ahnen lassen von der Macht des Gefühls. Die Geister aber lehrte er die Kraft, es zu beherrschen. Seine Ironie, seine Leidenschaft haben beide an der innersten Erziehung der jugendlichen Lebensschüler mitgebildet durch alle diese Jahrzehnte.

Wenn der erwachsene Mann zu den ehemals zerlesenen Bänden zurückgriff, begegnete er in Heine einem Mann, wie der Jüngling einen Jüngling angetroffen hatte. Denn jedes Lebensalter ist seinesgleichen und erkennt sich in ihm. Er hat den sicheren Blick des dichterischen Geistes, der die Gesellschaft seiner Zeit erfaßt, sie anschaulich macht durch Steigerung der Wirklichkeit und auf sie einwirkt vermittels des endgültigen Wortes. Ein Blick und ein Wort wie die seinen besteht fort auch unter wechselnden Zuständen. Jeder, der seine Tagesberichte liest, muß fühlen: es sind Berichte aus allen Tagen, jene nicht ausgenommen, die auf sein leibliches Ende gefolgt sind. Unsere heute mitlebende Welt hätte keine Geheimnisse für ihn. Wäre er da, er würde dieselben Kämpfe führen wie wir. Ungerechtigkeit und Entwürdigung des Menschen müßten ihn bewegen wie je. Sein Ziel wäre immer noch Vermenschlichung der Welt, Vergeistigung des Lebens. Er hat um uns und unsere Not gewußt. Er war unter den Ersten, die soziale Gedichte schrieben. Er hat dabei das Land, das ihm die Sprache schenkte, männlich und ohne Redensart geliebt. Ihm bezeugte er Dauer, ja ewigen Bestand.

Als er in langer Krankheit gealtert war, fand er die bewundernswerteste Haltung vor dem Tode und die zugleich festesten und hingebendsten Worte angesichts der Ewigkeit. Seine Trauer ist kraftvoll, und kein Abschied vom Dasein wurde jemals weder ergreifender noch stolzer genommen, als in seinen unvergänglichen Letzten Gedichten. Er bietet seitdem eins der höchsten Beispiele den Sterbenden, wie er es den Lebenden bietet.

Das wäre genug für einen Verewigten, der doch weiterlebt. Beispielfhaft dastehn als Sänger der Jugend, kämpfender Mann und schön noch beim Sterben! Seinen Platz haben im Gedächtnis eines Volkes und einer Welt! Mag er kein äußeres Denkmal brauchen: wir schulden sein Denkmal uns selbst. Andere, die nicht allen Gestalten seines Wesens, höchstens einer von ihnen nahekommen, haben das Denkmal, das ihm zu lange versagt wurde. Ein Zeitgenosse, Musset, in einigem ihm ähnlich, obwohl um sein Frankreich unvergleichlich weniger verdient als Heine um uns, wurde bedankt mit einem der sichtbarsten Monumente von Paris. Hat Deutschland das Recht, weniger dankbar zu sein? Darf es die Vaterstadt Heines?

Der Dichter Heine hat alles, um im behauenen Stein vor die kommenden Geschlechter hinzutreten. Oder was sollte ihm daran fehlen? Er bekannte wohl die Unruhe seines Blutes und was seine Sinne begehrten offener und der Wirklichkeit getreuer als die damalige Zeit; um so mehr erkennt sich sogar darin die unsere. Auch zu den überlieferten Mächten, die er angriff und die ihn bis in die Verbannung verfolgten, stehen wir Deutsche unserer Tage nicht anders als er. War er aber Jude, so bezeugt er gerade darum die werbende Kraft der deutschen Sprache, die ihn schöpferisch machte. Als vorweggenommener Ausdruck und Typ des deutschen Europäers ehrt er Deutschland so sehr wie sich selbst. Die Ehre gehört Deutschland, wenn Fremde ihn fast unter ihre eigenen Dichter aufnehmen.

Heinrich Heine hat für sich die Zukunft, da schon so viel Vergangenheit für ihn spricht. Er hat den beständigen Ruhm und die nie aussetzende Wirkung. Dies entscheidet. Der hohe Rang seiner dichterischen Kunst ist in aller abgelaufenen Zeit nie gesunken, und unverändert erhält sich die Neigung des Volkes zu seinen Liedern. Sein Denkmal, wir wissen es und wollen danach handeln, ist unsere noch ungetilgte Schuld an Volk, Dichtkunst und Zukunft.

VON DER LIEBE SOLL MAN NICHT NUR SPRECHEN

Abschied mit Tränen

Nun noch einen Schritt, und sie wird im Zug sein und ihr Gepäck, ein Pappköfferchen und ein Netz, ablegen, und dann wird der Zug, das Kleinbahnbähnchen, losbimmeln. Und für ein Jahr, ein ganzes Jahr, für dreihundertfünfundsechzig Tage und Nächte wird sie ohne ihn sein. Und da begann Christine Thonke zu weinen, still in sich hinein und doch hemmungslos.

Und zugleich, in Gedanken an das verflossene Jahr und mit einem Blick auf den Bahnsteig, wo sich das Dorf staute, mußte sie, während ihr die Tränen in die Mundwinkel rollten, hellauf lachen. So also, lachend und weinend zugleich, im Gedenken an alles, was mit diesem tollen Jahr zusammenhing, an Streit, Ärger, Liebe und Hochzeit, und an den Streit nach der Hochzeit, obwohl die Liebe anhielt, in all diesen Gedanken und Bildern wischte sie sich im Lachen und Weinen über Augen und Mund.

Also Köfferchen und Netz weggelegt, den Mantel aufgehängt, die Augen getrocknet und wieder hinausgeschaut. Als sie in Thonkes, in die Augen ihres Mannes, in die blauverkniffenen, spöttisch wirkenden Augen sah, durchfuhr es sie durch und durch. Und es war nicht der Spott, der sie bis in die Kniekehlen traf, nicht die bittere Ironie der Lippen, es war das, was hinter dem Spott saß, das, wofür Spott, ironieverkniffene Lippen nur Maske waren: Seine Liebe traf sie, seine unversiegbare Liebe des hellen Tages, der dunklen Nacht, seine Liebe auf immerdar.

Ach Thonke! Sie schimpfte in sich hinein. Eine Last bist du, eine Last ist deine Liebe, eine Last sind deine Hände, deine Augen, eine Last ist dein Mund, alles, was mit dir zusammenhängt, war und ist mehr als eine Last. Christine tupfte sich über die Augen, helle klarblickende Augen, über die Nase, eine freche Stupsnase, tupfte mit Händen, die, wohlgeformt, zu fein fast für eine ehemalige Landmagd, doch da, wo's notwendig war, klatschende Maulschellen auszuteilen vermochten. Alles andere an ihr war, wie man so sagt, wohlgeraten, und mancher Mann hatte bisher gemeint, das Wohlgeratene sei grad für ihn von unsers Herrgotts Händen gemacht. Und ein Mundwerk hatte sie, das zu mehr taugte als nur lose auf Treppen und Häusern herumzuplappern, und ihr Herz, obwohl es nur einem gehörte, schlug für mehr Menschen als nur für ihn.

Der Lokführer bimmelte ungeduldig die Glocke, Christine rief ihrem Mann zu: „Thonke, hör . . .!“ Aber er hörte nicht. Er sah ihr in die Augen, sah auf ihren Mund, und sie fühlte auf ihren Lippen mehr als nur die salzigen Tränen.

Auch er hörte nichts, sah nur die sehnstchtig verlangende Gebärde ihrer Arme, ihrer Schulter; seine Blicke verschmolzen mit den ihren. Auf seinen Lippen erschien das spottverkniffene Lächeln.

Einige Burschen auf dem Bahnsteig grölten zum Steinerweichen, und es hörte sich an, als sei mehr als ein Tropfen durch ihre Kehlen geronnen:

„Muß i denn,
Muß i denn
zum Städele hinaus . . .“

Es klirrte dazu rings von Kochtopfblech, es schepperte, krachte, und auf den Dorfassen die Köter heulten.

Und nun ruckelte der Zug, das Bähnchen, los, und Christine war es, als reiße man sie von ihrem Mann, dieser Heimat in der kalten Fremde weg. Das zusammengelaufene Dorf lärmte, alt und jung, alle, die sich eingefunden hatten, sahen sich da und dort bedeutungsvoll an, andere brummelten in sich hinein: So was! Eine verheiratete Frau geht auf die Schule, haha, die neuen Zeiten . . . und dann noch eine Schule für Politik . . .!

Martha Torsten kreischte: „Auf der Schule . . . werd nur nicht zu so einer Schriftgelehrten, zu einem Pharisäer!“

Christine vernahm noch ihre Stimme, ohne zu verstehen, was sie meinte. „Fürchtet wohl gar die Konkurrenz! Ach Torstensche, Weibsbild du! Selbst deinetwegen wein ich noch, obwohl wir uns, so insgeheim mein' ich, kaum leiden können. Beide haben wir Frauenarme, und du, immer voll von Furcht, in meinen Armen ruhe es sich besser, weicher, hast mir manchen Tort angetan. Und dabei, was hattest du wirklich zu befürchten? Ich wollte nur einen, nur Thonke, aber Du? Die anderen, alle die nur Hosen anhatten und noch Thonke dazu.“

Christine sah alles, da sie nun wegfuhr, zum erstenmal im richtigen Licht, in einem rosigen, sozusagen verklärenden Abendlicht, sah aber trotzdem, was an der Torstenschen wirklich war: In die Genossenschaft wollte sie alles mit hineinnehmen, was man schon oft versucht hatte, aus ihr herauszubleuen, ihr heuchelndes Sektengetue, ihre für jede Gelegenheit bereite Bibelzitiererei, ihre von scheinheiligem Getue kaum verdeckte Raffgier. Aber lassen mußte man ihr: Mit ihren Armen, die wie die eines Mannes waren, hart und muskulös, packte sie zu, daß ein Zweizentnersack klein vor ihr erschien. Um so unverständlicher, daß sie mit solch kräftigen Armen, die sich wohl leicht selbst zu helfen wußten, mit solch gierigen Augen, die mehr als

alle Gespenster erblickten, an Geister hinter Büschen, an solche auf dem Friedhof und an andere glaubte, an eine Legion, die durch die Luft sauste.

Die Burschen schlugen immer noch auf Blechdosen und auf alte Kochtöpfe. Es schmetterte, es krachte, und alle Hunde im Dorf heulten, als sei Vollmond. Bemerkungen rief man Christine zu, die ihr, wären sie verstanden worden, das Blut in die Ohren gejagt hätten. Und es waren nicht nur die Männer, deren Mäuler frech und deren Worte boshaft, nicht sauber, fürs Papier absolut unbrauchbar waren. Auch die Witze der Frauen knatterten ihr um die Ohren wie ein Haufen Feuerwerksfrösche. Christine aber hörte nicht alles, und was sie hörte, wollte sie nicht verstehen.

Der Zug fuhr langsam, langsam los. Und da riß sich Thonke aus den Menschen, sprang einige Schritte nebenher, rief ihr etwas zu, aber nichts verstand sie im Geheul, im Geratter der Lokomotive. Er streckte seinen Arm aus; seine Hand wollte die ihre fassen; da sein Gesicht dem ihren nun nah war, sah sie es ohne Spott, ohne Ironie, sah tief hinter die Maske des Gesichts ihres Mannes. Sie rief: „Thonke...“ Sie schrie: „Warum denn...“ Mehr vermochte sie nicht zu sagen. Ihr Herz schlug schwer. Ihre Lippen bebten. Sie versank im Blick seiner Augen.

Das Bähnchen fuhr schneller, kam an eine Biegung, und die Menschen waren nicht mehr zu sehen. Aus der Tannenschonung, wo im letzten Winter die Wildsäue gelagert hatten und niemand sich mehr hingetraute, von dorthier hörte Christine das Echo der vielen Stimmen. Die Tannenspitzen bogen sich im frühen Herbstwind, wie zum Abschied, und der Wind pfiß kein gutes Lied.

„So sind die Männer“, pfiß er, „kaum, daß sie einen an der Kandare haben, sind sie unserer schon überdrüssig. Ehe man in ihren Armen warm geworden ist“, so pfiß er, „oder sie warm gemacht hat, sind sie froh, einen loszuwerden; die ewige Wärme ist ihnen wohl zu mulmig. Und dazu, armes Kind, für ein Jahr, alle Heiligen und du, Jungfrau Maria, hilf!, für ein ganzes Jahr. Aber“, so pfiß der Wind von den Wipfeln her, „abgewöhnen mußt du dir, ewig den Hilferuf deiner katholischen Mutter auszustoßen. Es könnt’ dir passieren, daß sie dir eine Selbstkritik verpassen, die sich gewaschen hat. Aber trotzdem, alle Heiligen, helft!“

Sehr leicht zu verstehen, was Christine aus dem Windgeheul hörte. Ein Jahr auf einer harten Bank zu sitzen, obwohl man, wie schon gesagt, nicht schlecht gepolstert ist, wird kein kurzes Jahr sein, die Bank nicht wenig drücken. Und dazu mit einer anderen Frau im gleichen Zimmer schlafen, wird ihr, junggebackener Ehefrau, die sie ist, ebenso hart ankommen. Ehefrau wird man doch nicht, um mit einer anderen Frau im gleichen Zimmer zu schlafen!

Der Zug schaukelte entlang dem Dorf, und alle Häuser, all die krummen Schornsteine und die schrägen Dächer schaukelten mit. Christine stand am

niedergelassenen Fenster, schrie, winkte, und auch ihr war, als schaukle sie. Sie winkte den am Rand des Dorfes stehenden alten Landarbeiterhütten, den Neubauernhäusern zu, ja selbst dem ehemaligen Schloß winkte sie zu, in dem sich jetzt Kindergarten, Bauernstube, der Konsum mit seiner Schnapsprobierstube, und auch, im Keller versteht sich, das Wannen- und Brausebad befinden. Die neue Wäscherei ist in einem anderen Kellerwinkel, und obwohl man sie nicht sieht, muß man ihr auch winken. Und da sind, abseits des Dorfes, hinterm Buchenwald, die neuen Schweineställe, näher am ehemaligen Gut die Grundmauern der neuen Kuhställe, die Grundmauern der anderen Wirtschaftsgebäude, der Maschinengebäude, die man nun nicht mehr sehen kann. Und allem, allem Neuen, so meint sie, muß man winken.

Und während sie so aus dem Dorf fuhr, sah sie, wie sie in dieses fremde Dorf gekommen war.

Damals, als sie Anfang Mai 1945, nach dieser großen Wanderung von Böhmen nach Deutschland, müde und mürrisch im Dorf anhielt, um in irgendeinem Bett unterzukriechen, das war ein Tag! Hergekommen aus der nahen Kreisstadt, hatte sie haltgemacht, ohne sich klar zu sein, was sie hatte anhalten lassen. Ein Dorf wie jedes andere zu jener Zeit: schmutzig, still, wenige Männer auf den Straßen, keine Gänse, kaum Hühner, aber Spatzen auf allen Zaunspitzen und Ästen. War es die streng gebaute, mit altem Efeu berankte Dorfkirche, waren es die an der Dorfstraße stehenden behäbigen Bauernhäuser? Ach, du lieber Gott! Ein Dorf wie jedes andere! Nur die Müdigkeit hatte ihr die zerfetzten Wanderschuhe ausgezogen, und die löchrigen Socken wurden nur heruntergerissen von den Füßen, weil es sinn- und aussichtslos war, sie noch weiterzutragen.

So war es! Tiefer als nur bis in die Muskeln, tiefer als in die Knochen ging die Müdigkeit; sie hatte das zwanzigjährige Herz schlaff gemacht. Ein wenig war ihr, wie man so sagt, das Wasser aus dem Krug geronnen. Und der Krug selbst ...! Ach, du lieber Gott! Sah sie sich an, fand sie in ihrem Gesicht nichts mehr von Böhmen, nichts von der Elbe, nichts mehr von allen Städten, die sie im Treck oder allein durchwandert. Was aber war in ihm zu jener Zeit? In ihren Augen glomm die Glut der niedergebrannten Städte, in ihren Mundwinkeln lagen viele Stunden Angst unter Bombengeprassel. Wer aber sah damals nicht aus wie nach einem Weltuntergang?

Sie hatte an eine Tür geklopft. Es war Nachmittag. Spatzen zirpten von nahen Bäumen, und die Luft war voll sommerlichen Gesummss. Hülsebeck, ein Mann im besten Alter, mittelgroß, mager fast in Brust und Schultern, stand in der geöffneten Tür. Man sah ihm kaum an, daß während des ganzen Krieges Schinken, frische Eier, Hähnchen und fette Enten von seinem

Hof in seinen Mund geflogen waren. Er sah sie an mit dem kaltgierigen Blick, mit dem man sie und all die anderen Mädchen unterwegs gemessen hatte: Wer bist du? So? Mit den Augen die Kleider runter vom Leib, ohne Scham bloßgelegt, wonach sie greifen wollten, die Strolche und Marodeure, dieses aus dem Krieg übriggebliebene Gesindel. Immer, wenn sie solche Augen gesehen hatte, wußte sie, was die Glocke geschlagen hatte, und auch jetzt, als sie die Augen sah, wußte sie das Geläut zu deuten. Aber, so dachte sie, werd ihm den Glockenklöppel in die Augen schlagen, daß er Himmel und Hölle und alle Sterne tanzen sieht. Und doch wurde ihr, als sie die frechen hungrigen Augen des Mannes sah, nicht nur im Magen schlecht.

Hülsebeck kam selbst, nachdem sie etwas von dem langen Weg und Arbeitssuche gestottert hatte, mit in die Gesindekammer auf dem Dachboden, auf dem ohne Nutz und verkommen herumlag und in den Winkeln stand, was anderen Wärme und Wohnlichkeit gegeben hätte.

Er zeigte ihr das Zimmer. Zimmer! Schlaf monatelang auf offenen Bahnsteigen, im nassen Straßengraben, in Feldscheunen, durch die der Wind wie eine Herde Ratten pfeift, oder gar in den Bunkern von Hannover, Frankfurt und Essen, dann schauerst du wegen einiger Löcher in der Zimmerdecke, wegen einiger Risse in der Wand nicht zurück. Auch der faulige Gestank, der ihr aus Bett und Schrank entgegenschlug, konnte sie nicht vertreiben. Froh war sie, durch die Löcher in der Decke das Dach, und durch dieses den Himmel, die Sonne oder den Mond und die Sterne sehen zu können. Und durch die Risse, kam da nicht der Wind herein, im Frühling, Sommer, Herbst und Winter?

Auch die nassen Blicke, die sie im Nacken, auf dem ganzen Leib spürte, machten sie nicht fürchten. Wohl hielt sie den Atem an, einen Augenblick lang, mehr um sich zu verschnaufen als aus Furcht. Sie hörte das heisere Räuspern der Männerstimme, spürte die glupschigen Blicke, immer noch ohne Angst, aber dann, ehe sie sich's versehen hatte, war seine Hand auch schon da, wo für gewöhnlich Männerhände bei Frauen hinwollen.

Aber da! So hatte sie sich bisher selbst nicht gekannt. Sie, seine Hand an ihrer Brust, seine Schulter an ihrer Schulter spürend, drehte sich um, sah ihm nah in die Augen, schrie nicht, machte keinen Mucks, gar keinen, sondern pfefferte ihm eins auf die Nase. Und als Unterstreichung sozusagen, um ihre Meinung zu bekräftigen, noch eins dazu und noch eins. So demoralisiert, so müd, so mürb war sie nun doch nicht, um ihn in dem Bett unterkriechen zu lassen, in dem sie fernerhin schlafen wollte. Lieber dann weiter die Straßengraben, die Feldscheunen, lieber weiter ohne Oberbett und Heimat. (Wie konnte sie wissen, daß er nicht nachgab und sie weich wurde, wie hätte sie an diesem Tag voraussehen können, was ihrer alles noch harrete!)

Hülsebeck starrte sie an, immer noch mit diesen Hundeglupschaugen und knurrte, sich verblüfft die Nase reibend: „Au verflucht . . . !“ Und noch einiges mehr sagte er: Nur helfen habe er wollen, nur helfen den Koffer von den Schultern nehmen (obwohl sie ihn doch schon lange abgestellt hatte), müde sei sie doch, schwach noch dazu; ob ihr das Zimmer gefalle? Es sei doch nicht so gemeint gewesen! Es war eine jämmerliche Litanei!

In seine weinerliche Tirade gellte die Stimme einer Frau, seiner Frau. Sie war, wie Christine später feststellte, wie ihre Stimme: mager und mit hervorstehenden Brustbeinknochen, war herrisch und besitzgierig. Eh sie später starb, hatte sie Christine Tage und manche Nacht vergiftet, sich zuzeiten benommen gewöhnlich wie ein Fischweib, das mit mehr als nur mit Fischen handelt.

Hülsebeck zuckte zusammen, wurde bleich; seine Schultern, trotz der vielen Zentner Schweinefleisch, all der Hähnchen und fetten Enten, die er gegessen, fielen ein und wurden schmal. Er schlich aus der Kammer wie ein Hund, den man beim Fleischstehlen ertappt hat.

Christine wußte, an wen sie sich in Zukunft zu halten hatte. Sie machte auch zum erstenmal die Erfahrung, daß Männer vor den Frauen nicht immer so breit sind, wie ihre Schultern scheinen.

Hülsebeck aber stand in der Kammertür, ohne daß sie ihn hätte zurückkommen hören. „Ida, Sie kommen gleich runter“, sagte er, sehr laut, fast kreischend. „Der Stall muß sauber gemacht werden, die Hühner haben noch nichts, und melken muß man auch.“

„Ich heiße doch nicht Ida“, sagte Christine verblüfft, „ich heiße Christine.“

„Hier in diesem Haus heißen alle Mädchen Ida“, sagte Hülsebeck kalt, „glauben Sie, immer wenn eine Neue kommt, kann ich mich an den neuen Namen gewöhnen?“

„Ja, aber . . .“, stotterte Christine verblüfft.

„Nichts aber . . . sie heißen Ida und basta!“

Er ging. So wurde also aus der Christine eine Ida, und bis aus der Ida wieder eine Christine wurde, war mancher Tropfen Wasser den Bach hinuntergeronnen. Auch gut, so dachte sie bei sich, muß ich schon Böhmen vergessen und die Fasanen im Gebüsch am Feldrain, ist mir mein schöner, von der Mutter ausgesuchter Name auch zu schade.

Die Kammer setzte sie in Ordnung, so nach und nach; da machte sie ein Loch zu, strich die Wände mit Kalk, warf das faule Stroh aus dem Bett. Nachdem sie einige Wochen in ihrem Nest gehaust hatte, roch es nicht mehr nach ungewaschenen Männerleibern und fauligem Stroh, nach Tabakknast und Schweißfüßen, sondern so, wie es im Zimmer eines Mädchens riechen muß: sittsam, nach Quitten die Wäsche und alles nach Brunnenwasser, Seife und Sonne.

Hülsebeck gab Ruhe, solange seine Frau lebte. Nur, daß er zuweilen um sie herumstrich wie ein Fuchs, dem die Trauben zu sauer sind, machte Christine nervös.

Zu sauer! Dabei kam sie sich vor wie ein Büschel Trauben, das schon zu lange gehangen hat, und, überreif, in Gefahr gerät zu platzen.

Und da, als sie daran dachte, daß sie doch nachgegeben hatte – war's Gleichgültigkeit oder Verzicht auf alles, was noch hätte kommen können?, – als sie daran dachte, zog sie das Abteifenster hoch, verrammelte es, aber immer noch flog Wald und Flur, das buntflammige Gebäum vorüber. Sie wandte sich ins Abteil. Nichts mehr sehen vom Dorf, von den abgeernteten Feldern, nichts mehr von denen, die schon besät sind. Tränen rannen salzig.

Mit einem neuen Taschentuch – eines von dem Dutzend, die Thonke ihr aus der Stadt gebracht hatte, um sie mit einer zu langen Sitzung zu versöhnen, begann sie die Fensterscheiben zu putzen, als läge es an ihnen, daß sie nichts zu sehen vermochte. Und während sie versuchte, das gute, spöttische Männergesicht wegzuwischen, hörte sie eine Stimme neben sich sagen: „Es regnet doch gar nicht!“

Auch das noch dazu! Dieser bärbeißig ironische Anton Poncek, der da lächelnd saß und fortfuhr in seiner gewichtigen Vorsitzendenironie: „Es regnet doch gar nicht. Ich mein', man sollte die Taschentücher schonen.“

Er trug das Gewand, das er seinen besten Anzug nannte, einen streifig gemusterten Zellwollanzug, trug eine zerknautschte Krawatte und dazu die hohen Stiefel, die er schon an den Füßen gehabt, als er noch Pferdeknecht auf dem Gute gewesen war.

Und wie immer geriet sie mit Anton in Streit. Noch von dem Streik her, den sie im letzten Sommer inszeniert, noch von all den kleinen und größeren Bissigkeiten her gab's immer Geplänkel. Heute wohl wäre sie mit jedem anderen in Streit geraten, aber daß es gerade Anton war, der neben ihr im Abteil saß, blies ein besonders helles Windchen in ihr Feuer. Ob sie gesagt habe, daß es regne? Er sitze wohl im Rundfunkhaus und melde den Regen erst, wenn's Gewitter schon hinterm Kronsberg stehe? Oder ob er gar meine, ihre Augen seien ihr dreckig geworden wie sein bester Sonntagsanzug auf dem letzten Dorffest, als man ihn gegen Morgen, nah seiner Hütte, im Dreck aufgelesen habe? Ob er glaube, sie sähe nicht, daß draußen ein richtiger, schöner Herbsttag sei und er dabei ein Gesicht mache, sauer wie ein Topf eingemachter Gurken?

Christine wußte, daß er in die Kreisstadt zu einer Sitzung fuhr und daß er, wenn er nur das Wort Sitzung hörte, emporschoß, als habe man ihm einen Sack Flöhe untergelegt. „Sitzung . . . Sitzung . . .“, knurrte er zuweilen, böse die Augen verzogen und so voll Bitterkeit, daß sich der Schnurrbart sträubte,

„Maulhelden . . . Maulhelden sind's! Nicht mit dem Maul, sondern mit den Händen muß man sprechen!“

Während Christine so auf ihn losdrosch, war ihre Stimme nicht gar fest; der Herbsttag schien nicht mehr golden, sondern neblig, er schien das Gesicht eines alten verrunzelten Weibleins zu haben. Anton aber, groß, kräftig, mit einem gutgehenden Maulwerk auch bewaffnet wie nur einer, lächelte und ließ Christines schimpfendes Gewäsch über sich ergehen. Als sie geendet, zog er aus seiner Hose ein pickfein sauberes Taschentuch, nahm Christine das ihrige weg, das schon naß, wie aus dem Bottich gezogen war, und reichte ihr seins. Er lachte dazu, frechverstehend, und in seinen Augen waren gutmütige Worte geschrieben: Mädchen . . . kleines Mädchen . . . junge Frau, heut abend allein, ohne Trost . . . Und ein wenig Neid war in seinen Augen.

Und Christine, in ihrer Scham, beschimpfte sich; Anton sah ihr zu, wie die Tränen immer noch rannen. Und während sie in sich hinein nun schimpfte und sich, um Haltung zu gewinnen, einigemal schneuzte, hörte sie Anton brummeln: „Ja, ja, Christine! Das ist so eine Zeit, diese Zeit! Früher mußte eine Frau, wollte sie sich einen Mann angeln, eine richtige Frau sein, und wollte sie ihn behalten, mußte sie kochen und nähen können und dem Mann, war's Sonntag, ums Maul gehen. Aber heute . . .!“

Und Christine, erbittert über ihre dummen, nicht aufzuhaltenden Tränen, fuhr in Gedanken fort: Aber heute . . . Damit sind die Männer nicht mehr zufrieden. Heute, wenn sie nicht mit uns über die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, über den Kartoffelanbauplan und das Kreuzdrillverfahren sprechen können, sind sie fähig, sich scheiden zu lassen. Sie sind schuldlos, wir die Schuldigen. Warum haben Sie auch nicht, so wird's dann heißen, anstatt nachts neben ihrem Mann zu liegen und ihm den Bart zu kraulen, in der Stube gesessen und vor einem aufgeschlagenen Buch . . . geschlafen? So also geht man, nach drei Monaten Ehe, kaum daß das Bett richtig warm geworden und der erste Ehesommer vorbei ist, auf eine Schule. Mit einer anderen Frau im Zimmer, auf einer harten Bank wird sie sitzen müssen, und dabei ist sie, wie man so sagt, nicht schlecht gebaut. Männerblicke haben ihr immer gesagt: Mädchen, in einer Mondnacht, so einer hellen Mondnacht wär's nicht schlecht, dir auf dem Dorfweg, im Schatten der Linden zu begegnen. Nie noch war sie böse über diese Blicke gewesen. (Wenn es überhaupt möglich ist, daß eine Frau über solche Worte in den Blicken böse sein kann!) Sie ist ein wenig in sich verliebt, in alles, was an ihr dran ist, weil er in alles verliebt ist, immer noch und nicht weniger als vor der Hochzeit.

So ist sie auch heute nicht böse über Antons Blicke, obwohl sie, eine jungverheiratete Frau, sie kaum mehr zur Kenntnis nehmen darf. Kann man

sich aber solch einem Trost verschließen, einem Trost, der ihre Traurigkeit beschwichtigt?

Anton aber, erfahren und immer noch bewaffnet mit einem guten Auge für Frauen, sah ihr bis unter die Haut. Er sagte schmunzelnd, und die Fältchen unter seinen Augen strahlten pffiffig: „Wenn ich dein Mann wäre . . .“ Bis unter die Haut ging sein Blick, und sein Mund, der ungewaschene mit dem großen Schnauz, verzog sich, als trinke er einen süßherben Schnaps, in dem viel bittere Kräuter vergoren sind; man sah seine gelbverfärbten Zähne. Welch ein Schürzenjäger, dieser grauhaarige Alte, immer noch, und Christine dachte an den Abend im Sommer, als ihn Bronia, seine Frau, geohrfeigt hatte. Wohl nicht zu Unrecht! Sie war, eine grauhaarige, abgearbeitete Frau mit schönen braunen Augen, in den Kreis der Tanzenden gestürmt und hatte geschrien: „Tanzen, ja! Gut! Aber da rumknutschen . . . ich helf dir!“ – „Sie ist in meiner Brigade . . .“ – „Die Brigade kenn ich! Wart nur!“ Und es klatschte auf seinen Backen rechts und links, und er, ohne Schuhe, in dünnen Socken, gab Fersengeld. Nicht nur in seiner Brigade war das Frauenzimmer!

Unhörbar in sich hineinkichernd, aber böse funkelnd, obwohl es ihr das Herz wärmte, mehr Feuer noch anstecken zu können, als das im Herzen des eigenen Mannes, sagte Christine böse, während ihr das alles und noch mehr durch den Kopf ging: „So ein alter vertrockneter Ehemann, der den eigenen Garten dürr werden läßt . . .“

Das hat ihm, Anton, dem Genossenschaftsvorsitzenden, gefehlt! Wie ein alter, schon etwas zerzauster Hahn, der noch einmal das verblichene Gefieder aufplustert, schoß er los: „Christine . . . hör! Weißt du, daß der beste Wein der alte, der abgelagerte ist? Und dann . . .“

Er sagte noch etwas, sagte noch viel mehr, was aber nicht schicklich ist niederzuschreiben, Christine jedoch nicht ungern hörte. Und abschließend setzte er hinzu: „Und weißt du, daß man bei den Alten am besten gehalten ist?“

Christine lachte hellauf, und das Lachen trocknete ihre Tränen. Die Traurigkeit verflog wie ein Nebel am Spätfrühlingstag, und nun, da das Dorf schon weit hinter ihnen lag, war auch das Gesicht Thonkes nicht mehr so nah. Sie sagte spöttisch: „Daß ich nicht lache! Du alter Wein? In dir das richtige Feuer? Ein Faß voll saurer Gurken bist du, eingemacht in abgestandenem Apfelmose, schon schimmelig, ja, so bist du!“

Antons Schnurrbart sank über die Lippen. Christine sah zum Fenster hinaus, ihn dabei von der Seite musternd. Der Zug fuhr an einem von Schlehdorn bewachsenen Feldrain entlang. Ein milder Tag wird gegen Mittag sein, graugolden gefärbt, und der Himmel gegen Abend mit Wolken geschmückt, die wie bunte Hahnenfedern aussehen. Und der Zug fährt, fährt, der Schulbank, dem Zimmer zu . . . Und sie war erst drei Monate verheiratet gewesen.

Die Nacht ist noch nicht zu Ende

Pferde soll man nicht am Schwanz aufzäumen. Da aber Geschichten, selbst die schlechtesten, die langweiligsten, bei denen man Sägespäne zwischen den Zähnen spürt, weder Pferd noch Esel sind, wird die Geschichte hier, die von Christine und Thonke, am Schwanz aufgezümt.

In einem der letzten Jahre, zur Zeit des Kartoffelsteckens, im frühen Mai, da an den Hecken schon der Weißdorn verblühte und alle Wege bestreut waren vom Schnee der Kirschbäume, fing es zwischen den beiden an.

Die Mädchen, gingen sie früh auf die Felder oder kamen am Abend heim, schwenkten die Röcke verwegener; aus ihren Kopftüchern quollen die Haarlocken wie Goldlackblüten. Hatte sie die Nachtigall, die über dem Schlehdorngebüsch im Dämmern schlug, närrisch gemacht? Die Burschen standen beobachtend auf der Treppe vor der Dorfkneipe oder saßen auf den verrosteten Pflügen vor der Schmiede unten an der Weggabelung. Wehten die Röcke der Mädchen im Abendwind, blühten die Kopftücher auf im Dämmern an den Wegen, schoben sie ihre Mützen ins Genick, wippten in den steif gewordenen Knien, ruckten die Hosen hoch und bissen sich in die Lippen. Sie spürten nicht mehr die harte Pflugarbeit, nicht mehr die Hacke in den Händen; auch sie hörten die Nachtigall und hörten ihr Blut in den Adern pochen.

An einem jener Abende fing es zwischen den beiden an.

Mai war es, grün schimmerte das Gebüsch. Kirsch- und Apfel- und Birnenblütenduft lagerte wolkenschwer über den Gärten. Und die Luft in Christines Dachkammer war trotz Quitten und Seife nicht nur in den Nächten dumpf und schwer.

Christine, am frühen Nachmittag im Garten hinter dem Haus, über Tomatenpflanzen gebeugt, hörte Schritte hinter sich. Nicht aufschauen! Einmal genug. Nicht länger soll leben, was sterben muß . . . Sie fuhr herum, als sie die Hände Hülsebecks auf den Schultern spürte.

„Laß das!“ Die Hände erdig, das Gesicht verschwitzt, im Blick etwas, das Hülsebeck warnte, etwas erbittert Abweisendes, Tieftrauriges, stand sie vor ihm.

„Nu . . . nu . . . Christine“, versuchte er zu begütigen, und dann, über ihre erbitterten Blicke hinweg, weiterredend: „Die Tomatenpflanzen in diesem Jahr . . . eine Schande so was zu verkaufen. Dreck, alles Dreck! Auch denen paßt die Luft in dieser Gegend nicht. Von Vieh und Mensch ganz zu schweigen.“

Christine ließ sich auf die Knie fallen. Der weiche, frisch aufgegrabene Boden gab ihren Knien nach. Sie hatte einen Augenblick lang das Gefühl,

in einer Kirche, vor einem Altar zu knien. Aber zu wem beten? Gott ist kalt wie eine Winternacht, und die Jungfrau Maria sorgt sich nur um ihren Sohn. Kein Gebet wird erhört.

„Christine, du mußt kochen heute, gut kochen. Wir haben einen Gast heute abend.“

„Ich heiße nicht Christine, sondern Ida!“

Hülsebeck tat, als höre er nichts, obwohl er das Schluchzen in ihrer Stimme hörte, die Einsamkeit, all das, was ihn nichts anging und womit er nichts zu tun haben wollte. Diese Weiber heutzutage! Er kniff die Lippen zusammen. Er sah ihren Rücken, ihren Nacken, ihr Haargekräusel im Nacken, das in der Sonne funkelte wie ein Fließ. Er fuhr fort: „Schlachte eine Ente, tu auf den Tisch, was nur da ist. So um acht herum kommt der . . . Gast!“

Sie sah auf und sah sein Fuchslächeln. In seinen Augen erblickte sie, was sie wieder einmal schaudern machte, seine griffigen Hände, seinen gierig geöffneten Mund. Und erblickte in der Iris seiner Augen sich selbst, sich in seinen Armen.

„Koch, wer will“, sagte sie grob, „koch, wer sich den Gast eingeladen hat.“ Auf seinen bösen Blick hin, in die erhobenen Arme: „Überhaupt . . . bald werd' ich wohl zur Haustür hinausgehen und nicht mehr hereinkommen.“

„Nu . . . nu . . . Christine . . .!“ machte Hülsebeck. Aber sie sah, daß er seine Beschwichtigung nicht ganz ernst meinte, daß ihm das Blut in die Augen schoß; sie schauderte zusammen.

„Wird wohl auch so ein Freßsack sein, so ein Saufaus und Liederjan“, fuhr sie fort, „ein Hergelaufener, den man mit einer Ente und einem Stück Schweinefleisch kaufen kann.“

Das saß, und daß es ihn tiefer traf, diesen Hülsebeck, dem man, mager und immer noch knöchern und hager, nicht ansah, was er zu verdrücken wußte bei jeder Mahlzeit, früh schon, mittags, und auch, wenn's sein mußte, mitten in der Nacht, nahm ihr den Druck von der Brust. Sie beugte sich über die Pflanzen. Geschickt und schnell, voll von Zärtlichkeit plötzlich für jedes dieser mageren ärmlichen Pflänzchen, steckte sie eines nach dem anderen in den Boden.

Er sah auf sie nieder, wieder über den Rücken, in den Nacken, auf den Haaransatz, in dem die Sonne sprühte. Hoffremder Köter, so bin ich vor ihr, so als sei ich eines Tages mit einem Bettelsack gekommen, mit stinkenden Socken und Schuhen, in die der Regen hinein- und herauslaufen konnte. Seit die Frau, krank wie sie gewesen war, ihr nach und nach die Zügel überlassen hatte, hatte sie auf dem Kutschbock gesessen, die Zügel fest in der Hand und hatte nicht nur drauflosgeknallt, sondern ihm auch, wenn's ihr richtig erschien, die Peitsche um die Ohren geschlagen. Ja, ihm, denn er zog die Kutsche, er war im Geschirr, und sie hielt die Zügel. Früher hatte er auf dem

Kutschbock gegessen, nicht auf dem des Hauses, sondern auch das ganze Dorf hatte er an den Zügeln. Aber heute? Er zuckte ergeben die Schulter. Droht auch noch! Wie schwer, heut' jemand zu finden für den Haushalt, und jemand zu haben, der einem am Abend wegwischt, was nicht wegzuwischen war.

„Nu mach schon, daß du in die Küche kommst“, knurrte er. Sie blickte nicht auf. Sie hörte, wie seine Zähne knirschten, wie er sich umdrehte und sich davonmachte.

Als die Gartentür hinter ihm zuschlug, richtete sie sich auf. Nah jagten sich einige Spatzen. Auf dem Scheunendach gurrten Tauben in die Maisonnette. Von der Koppel her kam das Gebrüll von Kühen.

Sie ließ alles stehen und liegen, wie ohne Gedanken plötzlich, und ging dem Hof zu. Was auch sonst? Herr ist Herr, und sie blieb doch – trotz aller Dinge, die geschehen waren – die Magd, mochte sie noch so fauchen und kratzen.

Im Hof griff sie sich eine letztjährige Ente, die nicht für die Aufzucht gehalten, was sie versprochen, und schlachtete sie. Junger Salat, den niemand im Dorf so früh wie sie hatte, wurde gesäubert. In der Räucherammer schnitt sie von dem herrlichen, abgehangenen, trockenen, aber nicht saftlosen Schinken. Eine Mayonnaise machte sie, die würzig war, und dem, der sie aß, die Zunge wetzte für Ente und Schinken und Salat.

Wer aber mochte der Besuch sein? Hülsebeck hatte von einem Mann gesprochen, ohne alle Hochachtung, verächtlich fast, und dazu sein Fuchslächeln aufgesetzt. Bei all den Vorbereitungen jedoch, bei Vorspeise, Suppe, gebratener Ente und Schweinefleisch, bei Kompott, Schnaps und Wein, schien es sich nicht um eine kleingestellte Persönlichkeit zu handeln.

Wollte gar Hülsebeck der Frau von Knullendorf ein Abendessen geben, dieser Frau, die vor zwei Tagen ins Haus geschneit war und nun im Alten- teil bei der krummen, ausgetrockneten Mutter Hülsebecks lebte? Wollte er vielleicht ihr säuerlich verzogenes Gesicht, ihre verweinten Augen auf- heitern?

Ging sie durchs Haus, gespensterhaft leise und die Schulter gekrümmt, als erwarte sie aus jedem Winkel einen Schlag, schien sie fremd, niemand zu kennen und auch wohl nicht erkannt zu werden. Wie vergeßlich die Men- schen sind!

Hatte nicht Christine alles miterlebt, und Hülsebeck, als er ihr die Frau vorstellte – eine entfernte Verwandte –, hätte er nicht daran denken müssen? War sie, Christine, nicht dabeigewesen, grad in den ersten Tagen, als sie im Dorf lebte? Die Gutsherrin von Knullendorf, damals noch nicht so knochig, so ausgedörrt, hatte ihren größten Pferdewagen mit Wäsche, Kleidern und Lebensmitteln vollgeladen. Wer aber sollte sie über die Elbe fahren? In den

Scheunentoren und in den Stalltüren sah sie matte Gesichtsflecke. Sie rief; sie befahl Anton, dem jetzigen Genossenschaftsvorsitzenden, der aus einer Stalltür daherschlenderte, er solle anschirren. Pferdeknecht war Anton bei ihr gewesen.

„Pferde anschirren? Jau denn...“, hatte er geknurrte und die Pferde vor den Wagen gespannt. Als Frau von Knullendorf auf dem Kutschbock saß, hatte er ihr die Peitsche gereicht.

„Nu los, Anton, man wacker!“ hatte sie gesagt. „Sie müssen mich nach dem Westen, über die Elbe bringen.“

„Nach dem Westen? . . . Über die Elbe?“

„Sie sind schon in Pritzwalk . . . in Pritzwalk sind schon die Russen!“ Sie hatte den Namen der Stadt geschrien, als handle es sich um ihren kostbaren, ausgetrockneten, nun aber bedrohten Hals. Und ihre Augen waren, als legten sich Hände an ihre Pulsadern.

„Und?“ Anton hatte vor ihr gestanden, ungerührt, unter seinem Schnurrbart sein Lächeln versteckt, die Hände in den Hosentaschen.

„Ja . . . aber . . . ja . . . aber . . .“ Sie starrte hilfeschend in die Gesichter der Umstehenden, die sich gesammelt hatten. Da stand Bronia, Antons Frau, ihr ehemaliges Kammermädchen, und in ihren dunklen Augen schimmerten Tränen. Da stand Schulze, der Hofgärtner, aber er steif, wie aus Holz, ungerührt. Sie hielt die Peitsche wie einen Säbel in der Hand und schrie Anton an: „Sie können mich doch nicht allein lassen! Ich befehle Ihnen . . .!“

Aber Anton hatte schon den Stallknecht mit dem alten Rock an den Nagel im Pferdestall gehängt. Schulze, der Hofgärtner, erinnerte sich plötzlich an die letzte Versammlung vor der Januarnacht 1933 im Nachbardorf und plötzlich auch daran, daß ja er die Fahne vergraben hatte. Nur Bronia putzte sich jäh über die Augen.

„Anton, Sie haben es immer gut bei uns gehabt“, beschwor ihn die Gutsheerin, „wie können Sie es verantworten, wenn der Herr einmal nach Hause kommt und Sie fragt...“

Und die Drohung vermischte sich mit Bitten und Flehen, aber Anton stand, als rinne kalter Regen an ihm herunter, stand steif, ungerührt, denn was ist kalter Regen für einen Landarbeiter!

Und der Pferdeknecht war schon im Stall aufgehängt!

Auch daß Bronia, von Mitleid plötzlich erfaßt, ihn in die Seite stieß, aufordernd, konnte ihn nicht erweichen.

„Die Russen?“ so fragte er, und setzte hinzu, ein wenig bissig: „Was soll das? Mir werden sie schon nichts tun!“

„Aber Anton . . .! Hören Sie!“ Und sie kreischte, ihr mageres Gesicht und die für gewöhnlich kalten, bläulichen Augen sprühten; sie sah einer ge-

rupften Pute ähnlich, und Anton, eh er sich's versehen hatte, bekam die Peitsche in sein ungerührtes, sogar ein wenig lächelndes Gesicht.

Das hätte sie nicht tun sollen! Die Zeit der Peitsche war an jenem Tag schon endgültig vorbei, wenn es auch die Menschen noch nicht gemerkt hatten.

Tagelang hatte das Dorf, als der erste Schreck vorbei war, noch gelacht. Oft jetzt noch, wenn es weiter nichts zu erzählen und zu lachen gibt, fragt man bei einem Schnaps: „Nu, Anton, damals mit der Ollen, dat war ein Stück?!“

Mit seinen großen Fäusten, mit den Armen, die wie dicke Eichenäste aussahen, tiefbraun, voll schwerer, blauschimmernder Adern, hatte Anton die Gutsherrin vom Bock gezogen. Runtergezogen, übers Knie gelegt, den Rock gehoben, so daß alle Umstehenden alles sahen, den Peitschenstiel umgedreht, und drauf war eins. Und dann, nicht weil er müde war, sondern wohl das Gefühl hatte, es reiche für einige Zeit, nahm Anton die Alte und setzte sie auf den Bock; den Pferden gab er eins mit der Peitsche über, so daß sie lospreschten, und schrie, nun erst richtig in Wut: „Olles Aas, laß dich nur nicht mehr sehen! Es könnt' noch schlimmer kommen!“

Bronia hatte ihn damals fassungslos angesehen, dann, niemand wußte warum, in die Schürze geschluchzt und drei Tage mit Anton kein Wort gewechselt. Das aber erfuhr niemand im Dorf.

Anton, erzählte er im Dorfkrug beim Schnaps die Geschichte, wußte gar gut alle Einzelheiten auszumalen, so gut, daß die anwesenden Frauenzimmer schrill kreischten, sich die rotgewordenen Köpfe hielten und den Männern in die lustig lüsternen Augen sahen. Zuletzt dann, abschließend sozusagen, wischte sich Anton den Schnauz aus dem Mund und setzte hinzu: „Was ist schon? Ihr lacht! Es war so einer wie meiner und deiner, genau so einer. Nur hätte ich es früher wissen sollen.“

Und sie tranken dann noch einen und Anton mußte seinen Schnaps nicht bezahlen. Irgendeiner fand sich, der die Zeche für ihn aus Dank für die gute Geschichte beglich.

Wirklich handelte es sich bei dem abendlichen Gastmahl nicht um die zurückgekommene Gutsherrin, die im Dunkeln angekommen war, beinahe so unsichtbar wie eine Hexe, die auf dem Besen durch den Schornstein ins Haus fährt.

Im Altenteil des Hauses, in der muffigen, ungelüfteten Stube der Mutter Hülsebecks, saßen sie sich gegenüber. Hülsebecks festes, mageres Gesicht, die klugen grauen Augen, der festgeschnittene Mund über dem kantigen Kinn, ja selbst seine knochigen Hände schienen von tiefer, nur durch Spott gemilderter Sorge erfüllt. Er starrte auf ihre Hände, ihren mageren Hals, er

hörte ihren Worten nach. Einem Wort hörte er nach, daß wie eine Angel vor ihm hin und her pendelte: maßgeblich! Er sei maßgeblich! Eine Ahnung hat die! Hinterm Mond wohl gelebt, all die Jahre! Und die Angel . . . häng dich nur selber auf!

Seine Mutter, krumm, in sich gesunken, mit dem gleichen harten Gesicht wie er, verrunzelter, die Augen noch kälter, saß in der Ecke der Stube, die Hände gefaltet. Mit krächzender Rabenstimme, durch die Stille beunruhigt, sagte sie: „Hans . . . vor Gott soll man sich nicht versündigen. Christus kommt in vielerlei Gestalt an unsere Tür . . .“

Er wischte ihre Worte ins Leere. Er versuchte sich gewählt auszudrücken, sich in der Hand zu behalten und irgendwie von ihr loszukommen: „Eine öffentliche Bestattung . . . jetzt, hier in der Sowjetzone . . . Verstehen Sie, gnädige Frau, in diesen Zeiten vermag das geringste Steinchen – wenn man so sagen will – einen ganzen See aufzurühren. Eine öffentliche Bestattung ist unmöglich. Sie sind mit der Asche illegal über die Grenze gekommen, haben hier – sprechen wir ganz offen – bei mir ein illegales Quartier.“

Sie schien ihn nicht gehört zu haben. Erbittert dachte er: Mein Fell, mein gutes Fell, wie komme ich dazu, es für sie zu Markte zu tragen? Jeder ist sich selbst der Nächste, und niemand kann verlangen . . . Wie die sich das vorstellt? Unsere Zeit wird kommen und die Tage der Sünde sind gezählt! Ach, du lieber Gott, was treibt sich alles in deinem Zoo herum und für was mußt du nicht alles herhalten.

Sie schien ihn auch nicht zu hören. Steinern saß sie, ihre bläulichen, zusammengekniffenen Augen sahen an ihm vorüber; unhörbar nur bewegten sich ihre Lippen, und das dünne magere Gefäß an ihrem Hals zitterte. Angetan mit einem schwarzen, hochgeschlossenen Kleid, das dünne, schon grau werdende Haar zu einem Knötchen im Nacken zusammengesteckt, so saß sie da, und er glaubte, als er sie musterte, insgeheim, aus den Augenwinkeln heraus, Rabengekrächz zu hören. „Ich habe einen ordnungsgemäßen Interzonenpaß!“

Ja, auch das! Und dazu in den Augen den alten Hochmut, das Rührmichnichtan. Woher sie das nur alles nimmt? Er wußte, sie wird ihn nicht hören, wird nie hören wollen, was von außen an sie herangebracht wird. Und doch sagte er: „Frau von Knüllendorf, alles hat sich doch verändert.“ Er würgte an seinen Worten, obwohl doch sie hätte an ihnen würgen sollen: „Sie können vielleicht sagen, alles Land hier herum gehört Ihnen und Ihrer Familie wie eh und je. Können Sie aber die neuen Häuser wieder abbrechen? Können Sie die Menschen wieder zu dem machen, was sie einmal waren?“ Auf einen schnellen, scharfschießenden Blick der Frau, unter dem er zusammenzuckte, fuhr er schärfer als gewollt fort: „Maßgeblich! Sie sagen, ich sei hier im Dorf maßgeblich.“ Er lachte heraus, und alles was herauskam, war Bitterkeit, Spott und Hohn.

Ihr Mund blieb zusammengepreßt, das magere Kinn straffte sich; sie war wie Stein so starr.

Fern im Haus hörte Hülsebeck Christine hantieren. Auch da etwas, was nicht leicht zu verstehen war. Auch da Auflehnung, Sichlösen; er und maßgeblich! Nicht einmal mehr im eigenen Haus!

„Gnädige Frau, verstehen Sie“, begann er wieder, „seit Sie weg sind, ist manches geschehen, was nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann. Läßt sich überhaupt irgend etwas auf der Welt ungeschehen machen? Erst fuhren Sie nach Westen, und Ihr Pferdeknecht . . . Dann wurde Ihr Land verteilt. Grundbücher wurden neu geschrieben und die alten vernichtet. Muß schon sagen, ganze Arbeit! Und die Menschen, die jetzt einige Jahre das Land bebaut haben . . .“

„Sind auch Sie in die politische Schulung gegangen, Herr Hülsebeck?“

„Politische Schulung?“

Er sann vor sich hin. Das Blut klopfte in den Adern, in den Schläfen. Seltsam, obwohl er doch nicht zu schwer ist, fühlt er sich schwerer als je. Machen das die achtundvierzig Jahre? Dieses Rauschen oft in den Ohren, manchmal verschwimmen die Blicke . . .

Nichts will sie verstehen! Nicht einmal die Prügel hat sie verstanden, die ihr zum Abschied gegeben wurden. Den Wagen gepackt, auf die Gäule losgedroschen, über die Elbe. Zu den Engländern oder Amerikanern. Standhalten? Die? Er hat standgehalten all die Jahre, auch, so unangenehm es ist, für sie standgehalten und wird noch manches Jahr da sein, so Gott will! Ihn unterkriegen? Ihn nicht. Da müssen andere kommen als diese ehemaligen Kuh- und Pferdeknechte, diese mageren, halbverhungerten Landarbeiter, die auch jetzt noch Löcher in den Backen haben, in denen Schwalben ihr Nest bauen können. Alles braucht seine Zeit, auch er braucht sie, und wenn die Zeit gekommen ist . . . Nun, werden sehen!

Er erhob sich, stand vor ihr, straff, kühl. Ihr zitterten die Augendeckel, die Hände, und, aber das sah er nicht, auch die Knie.

„Frau von Knullendorf, es ist unmöglich, eine öffentliche Bestattung durchzusetzen. Sie bringen sich und uns alle in Gefahr. Kämpfen, öffentlich meine ich, soll man nur, wenn man sicher ist, daß man siegt und alle sehen, daß man gesiegt hat, sonst . . .“

Brüsk drehte er sich um, verließ die Stube. Im Wohnzimmer ging er zum Schrank, nahm von dem stärksten Schnaps, trank, trank noch ein Glas und starrte vor sich hin . . . Sonst? Was sonst? Er war nicht mehr, als er an seinen abendlichen Besuch dachte, so zuversichtlich, wie er sich gegeben.

So von ihren Gedanken an den Gast am Abend hin und her gerissen, ohne Ruhe, irgendwo mehr als nur Minuten stillzustehen, dann wiederum wie

mit Nägeln an den Boden genagelt, hörte Christine spät am Nachmittag plötzlich Kindergeschrei. Wie Spatzengezirp, frech und schrill war es und schlug gegen alle Fenster. Plötzlich nicht mehr gleichgültig gegen das, was im Dorf geschah, ging sie zum Fenster in der vorderen Stube, um sich ja nichts entgehen zu lassen. Viel jedoch war nicht zu erspähen.

Nur dieses Spatzenvolk von zirpenden Kindern flog die Gasse hinauf; die Rotznasen lachten, schrien und plusterten sich auf, als komme etwas, was für gewöhnlich nicht ins Dorf kommt. Ein Zirkus vielleicht, oder einer der selten gewordenen Zigeunerwagen, oder gar ein Auto mit einem Gesicht aus blitzendem Chrom, Glas und 170 PS im Motor.

Schräg gegenüber, vor der Bürgermeisterei, in der Handke recht und schlecht thronte, ein ehemaliger Maurer, verhutzelt, klein, das Gesicht voll von Falten vom Westwall, von der Schlacht in Belgien, aus Ostpreußen und auch welchen aus der Zeit, als er mit dem letzten Aufgebot die Front hatte halten sollen, standen einige Männer. Es waren diejenigen, die ihren Frauen am Nachmittag, kurz vor dem Viehfüttern, für einige Minuten entwischten. für einen Plausch, eine Pfeife oder Zigarette. Manchmal wurde dieser Plausch auf einer Schnapssitzung in der Kneipe fortgesetzt.

Zwei waren dabei, die hatten Schnurrbärte: Anton Poncek und Bauer Brand, und da sie weit über den Mund hingen, sah man selbst bei dem schallenden Gelächter ihre Zähne nicht. Es hätte sich auch kaum gelohnt; beide hatten gelbe, von Tabak verfärbte Zähne. Anton hatte den Schnurrbart wie immer, wenn ihn etwas besonders warm machte, zwischen die Zähne genommen. Galger, der seit zwei Jahren Dorfschmied war – der Alte hatte sich eines Tages gegen zehn Uhr hingelegt, die Augen geschlossen und gesagt, er habe genug, und war dann gegen halb elf Uhr gestorben –, stammte auch aus einem Dorf in Böhmen. Er kniff die Augen in den feisten Wangen zusammen, was ihm nicht schwerfiel, und es schien, als schmerze ihn das milde Spätnachmittagslicht. Er war wohl dabei, sich einen seiner spitzigen Satzpfeile zurechtzulegen, um ihn dann, ist die Gelegenheit gekommen, loszuschleudern.

Da das Gezirp, übermütig und nun nicht mehr mit dem von Spatzen vergleichbar, vom oberen Dorfende tönte, stürzte Christine aus dem Haus.

Die Männer vor der Bürgermeisterei schoben die Mützen in die Nacken. Anton ließ den Schnauz fahren. Galger ruckte die Hose hoch, die ihm zu meist unter dem Nabel saß und jeden Augenblick auf die Knie hinunter zu rutschen schien.

Anton – wer wohl sonst? – rief Christine zu:

„Hör, kannst dich doch auch beim Pascha melden!“

Christine tat, als höre sie ihn nicht, blickte zum oberen Dorfende, sah aber nur die übermütig schreienden Kinder.

„Im Liegen ist leichter zu arbeiten, als wenn man sich zum Boden bücken muß!“ rief Galger. Dabei sprühten alle seine Spottfältchen um Augen und Mund.

Christine wollte etwas sagen, aber dann blieb ihr der Mund vor Staunen offen. Schnell wandte sie sich dem Dorfende zu. Das alles hören müssen . . .! Ihre Arme hätten grad so die richtige Weite, voll genug seien sie auch . . . und ihre Brüste und . . . und . . . Ihr schoß das Blut in die Augen, und hilflos, wie sie den bissigen anzüglichen Worten gegenüberstand, verwünschte sie sich und verwünschte noch mehr die Männer. Leicht ist es denen, sich mit den Frauen ihren Spaß zu machen, sehr leicht, sie zu verletzen. Und stehen den Frauen die Tränen vor Scham in den Augen, lachen sie, als seien sie nun, da sie eine schwache, leicht verletzbare Frau gedemütigt, Gottes starke Helden auf dieser Erde.

„Ist doch ein Kerl wie Seide“, rief, sozusagen abschließend, Galger, und einander zublinzelnd, schauten die Männer die Gasse hinauf.

Und da kam dieser Kerl aus Seide!

Oben auf den aufgetürmten alten Möbeln saß er, stolz die Zügel in der Hand, blickte umher wie einer, der sich in fremdem Land die Prinzessin erobert hat. Woher er den Kutschwagen genommen hatte, wußte niemand. Aus dem Dorf war er nicht. Es war auch nicht interessant, das zu wissen. Alles vergaß man, sah man sein Gesicht! Vierzigjährig wie er war, mit vollen frechen Lippen in dem grobgeschnittenen Gesicht, hielt er die Zügel und die Peitsche fest in den Händen, warf die nassen Luderblicke umher, besorgt, ob ihn ja auch alle – ihn und seine Eroberung – sähen.

„Pascha, halt die Zügel fest!“ rief Anton ihm zu, ehe Kolgart ihn überhaupt hören konnte.

„Gib dem Pferd die Sporen, wenn’s nicht will!“

„Nimm’s richtig zwischen die Beine, daß die Knochen krachen!“

„Was ein richtiger Reiter ist . . . mit der Peitsche los!“

Und vor ihm, auf dem Kutschbock, saß seine Prinzessin! Gott steh dem Pascha bei! dachte Christine, und ironisch etwas: Jeder macht sich Gottes Geißel selbst! Und saust sie dann auf seinen Rücken nieder, jammert er über jeden und alle, nur nicht über seine eigene Kurzsichtigkeit, seine Dummheit und den ungebärdigen Teufel im eigenen Leib, der ihn dazu verführt.

„Pascha“, so wurde Kolgart genannt. Zwischen ihm und seiner Frau, einer hartlippigen, brettähnlichen Frau, schien nicht alles in Ordnung gewesen zu sein. Von Prügeleien zwischen ihnen wurde im Dorf gesprochen und auch davon, daß nicht immer der Pascha die Oberhand behalte. Das Landarbeiterleben der Vergangenheit, dazu noch drei oder vier Kinder, hatten die Frau früh welk und mürb gemacht und zu etwas – nach der Meinung

des Paschas –, was nur noch für Stall und Küche taugt. Und ist der Mann so einer wie Kolgart, ein „Pascha“, hat er flinke Augen und im Leib einen ungebärdigen Teufel, der ewig gestillt werden muß, kann sich's so zutragen, wie eben jetzt im Dorf. Hahn war er auf manchem Hof, wo nur Schürzen zu sehen waren. Zuweilen auch geriet er ins Gehege eines fremden Hahnes. Versteht sich, daß man sich nicht nur an den Kämmen zupfte; oft flogen die Federn nur so über die Zäune. Der Pascha war schnell mit dem Messer bei der Hand, und der andere, dem der Pascha doch nur helfen wollte, seine gar zu beschwerlichen Pflichten zu erfüllen, wollte den Marshallplan des Paschas nicht anerkennen und gebrauchte vielleicht, da ihm sonst nichts in die Hände geriet, eine Mistforke als Sporen. Blut hatte es schon gegeben, zerhauene Köpfe, auch wohl einen Messerstich da und dort, aber wollte sich die Polizei einmischen, wurde alles untereinander abgemacht, ohne Polizei, ohne Gericht.

Aber nach und nach – bitter für den Pascha – wurden für ihn im Dorf keine Schürzen mehr abgebunden. Oft nun, fuhr er einmal wegen einer Sitzung nach auswärts, blieb er solange, wie nie eine Sitzung dauern konnte, obwohl doch Sitzungen hierzulande sich zuweilen ziehen wie amerikanischer Kaugummi. Selbst nach Berlin fuhr er, und manche dieser dunklen Straßen am Alex oder die Kneipen an der Chausseestraße spürten, daß er da war.

Auch die Frau spürte es, und das Land und das Vieh. Das Land konnte nicht reden. Man sah es ihm nur an. Unkraut wuchs und wenig Frucht, und in den Quecken verfangen sich die Füße. Das Vieh konnte vor Hunger nur brüllen. Aber die Frau schwieg nicht, wenn sie auch nicht viel sagte. Aber an einem Februarmorgen nahm sie die Kinder, packte auf einen Heuwagen die Möbel und ihren Kram und fuhr in ein Nachbardorf, zu irgendwelchen Verwandten.

Und der Pascha, Ritter auf einer leeren Burg, fuhr auch los und eroberte sich was! Saß nun auf all dem Geschmeide und dem Kram – einen alten Kleiderschrank, ein Nachtschränkchen, etwas einem Küchenbüfett Ähnliches sah man –, und vor ihm, auf dem Kutschbock, hockte die eroberte Prinzessin. Sie sah nieder aufs Dorf, stolz und verächtlich, und rümpfte die Nase. In ihren Armen hielt sie zwei Hündchen, echte Pekinesen, gekämmt und gestriegelt, und auch sie starrten mit bösfunkelnden Augen aufs Dorf, wie ihre Herrin.

So war der Pascha mit seiner Eroberung bis vor die Bürgermeisterei gekommen. Den Männern blieben beim Anblick des Frauenstücks die Mäuler offen, und sie sahen aus, als sei ihnen die Spucke weggeblieben.

Anton ermannte sich als erster. Immer ist er mit dem Maul weit vorn, aber gesagt muß auch werden, zu seiner Ehre, wenn es not tut, nicht nur mit dem Maul. Er rief etwas, was machte, daß Christine das Blut ins Ge-

sicht schoß und den Pascha sich ducken ließ. Er blinzelte den Männern zu, schien um gut Wetter zu bitten, aber nun, da Anton losgelegt hatte, flogen die Worte der anderen zum Wagen hinauf wie große Klumpen Dreck. Die Favoritin schien nicht zu verstehen, was gemeint, aber am Ton der Worte zu hören, wie es gemeint war. Sie schnob wie ein Roß, dem plötzlich aus einer Quergasse ein Auto in die Scheuklappen kommt. Die Pekinesen, aufgestört durch die rauhen Stimmen, begannen zu kläffen, dünn, giftig, und die Dorfköter, jeder auf seinem Hof, erstaunt über den fremden Ton im Dorf, stimmten fleißig in die Melodie ein.

Christine konnte vor Lachen kaum an sich halten. Wie war die aufgemacht! Grellgrün ihr Jackenkleid, die Brust, mächtig und so, als wolle sie Bluse und Jackenkleid sprengen, mit einer großen künstlichen Blume geschmückt, so saß sie breit und üppig auf dem Kutschbock, auf dem Kopf etwas, was einem ausgehöhlten Kappiskopf ähnlich sah. Blasser in der Farbe als das Jackenkleid, aussehend, als habe eine Bande Jungen damit Fußball gespielt, war dieser Hut – so mußte man es wohl nennen – mit großen künstlichen Kirschblättern und roten, weithin in der Sonne blinkernden Kirschen geschmückt.

Aber daß sie da saß und Pekinesen im Arm hatte – wer im Dorf besaß solche? –, richtete den Pascha wieder auf. Er schrie, daß es über die Häuser und Hütten gellte und die Hunde ein neues Geheul anstimmten: „Nu los, Brauner! He, los!“ Und er schnalzte mit der Zunge, knallte mit der Peitsche wie mit zehn Pistolen und strich auch den Pferden liebkosend mit der Peitsche über den Rücken. Sie trabten tänzelnd los, traptten den Dorfweg hinunter, als seien sie auf einer Rennbahn, und unten an der Schmiede wäre der Kutschwagen mit seiner süßen Last fast im Graben gelandet, so flott ging der Pascha in die Kurve.

„He, los, Brauner“, hörte man seine Stimme, ehe der Wagen verschwand, „los, Tempol!“

Die Männer, als sie sich einigermaßen ausgelacht, kamen zu Christine herüber, aufgelegt wohl zu einem Plausch oder aber hoffend, durch den Pascha angeregt, sich mit ihr ein Scherzchen erlauben zu können. Was ist schon so eine Landmagd für Männer, die Hof und Land haben, sei es auch wenig Land, und ein Haus, von dem Putz fällt. Ist sie hübsch, was man von Christine wohl sagen konnte, ist sie doch nur dazu da, um sich ein wenig Appetit für die schal gewordene Kost im Haus zu holen. Grad passend dazu, ist in der Nähe ein Feldrain oder eine alte Strohmiete, den Appetit auch einmal außerhalb des Hauses zu stillen.

Auf der Hut, sah sie den Männern entgegen, die sich ihr, die Hosen hochruckend, wieder näherten.

„Die Zügel wird er wohl nicht mehr lange halten müssen“, rief Anton Christine zu, verkniff die Augen, fuhr mit der Zunge über den Schnurrbart und lachte.

„Und schnalzen muß er auch nicht“, sagte Schmied Galger und gab dabei einen Lippenlaut von sich, der Christine durch alle Adern ging. „Wenn geschnalzt wird, schnalzt sie . . . wenn nicht heute, so doch morgen.“

Christine wußte, warm wollten sie ihr machen, weil ihnen selber warm geworden war.

„Und seine Sporen . . . ach du lieber Gott!“ lachte einer. Bauer Brand war's wohl, und seine Nase, diese spitze, weit aus dem Gesicht ragende Nase, zitterte.

„Wer aber obenauf sein wird . . .“

So ging es, auf Kosten des Paschas natürlich, hin und her, und obwohl alle miteinander lachten, und zwar über den, der nicht dabei war – und was vereint mehr? –, blieb Christine doch auf der Hut. Anton, um die Augen, die hellen, verschmitzten, ein Faltenkränzlein Spott, fing auch pffiffig zwischen den Zähnen durch an. Erst ein Geplänkel: die Zunge habe man ihr, Christine, doch sicher lang gemacht; wer die Wahl habe, habe auch die Qual; jung gefreit, habe noch nie gereut, und was dergleichen Anzüglichkeiten noch mehr sind. Und zuletzt sagte er unschuldsvoll bedauernd: „Christine, du warst nicht gerade hell!“

„Hell oder nicht hell“, wehrte sie ab, ohne zu wissen, wo er hinwollte.

„Neun Hektar sind neun Hektar“, fuhr Anton fort, „und acht Milchkuhe machen das Bett wärmer als jede Liebeserklärung.“

Acht Milchkuhe! Ja, aber welche Milchkuhe! Jede, und das wußte jeder im Dorf, nicht nur Christine, gab kaum zwei Liter Milch, und alle sahen aus, als hätten sie die sieben mageren Jahre Pharaos hinter sich, obwohl der Pascha ein Melker und dazu, wie man von ihm sagte, kein schlechter war. Nein, der Hof des Paschas, der Neubauernhof mit allem was drauf war, hätte Christine nicht schwach gemacht, auch wenn eine Menge gut ziselierter Liebeserklärungen dabei gewesen wären.

„Auch dich hät' er sicher mit dem Kutschwagen abgeholt“, sagte Brand mit der langen spitzen Nase, „und die Pferde hätten's leichter gehabt.“

Er blinzelte den anderen zu, und jeder der Männer hatte das Spottlachen in den Mundwinkeln, nur bei Anton setzte es sich unter den Schnurrbart.

„Und so wie die da“, sagte er mit einer Kopfbewegung zur unteren Dorfecke hin, wo vor einer Weile Paschas Wagen verschwunden war, „die da schlägst du . . .“

„Aber ich hab keine Pekinesenhündchen“, unterbrach Christine, endlich gefaßt, „und er hat sicher eine mit Pekinesenhündchen wollen. Und er ist auch nicht grad so schön und männlich, daß man sich in ihn verlieben könnte.“

Wenn er“, so ging sie nun auf Anton los und dachte, wart du alter Knacker, einheizen werd' ich dir – „wenn er so schöne krumme Beine hätte wie du, und solch elegante Hosen, auf denen jeder Flick sitzt wie vom Schmied angenagelt, und so einen schönen Schnurrbart, in dem, küßt man dich, sicher noch die Suppe von der letzten Woche schmeckt, ja dann ... Gott, dann hätt' ich auch dich genommen, auch wenn keine Kühe und keine Pferde dagewesen wären, hätt' mich erweichen lassen und dir die Hosen mit Schrauben festgemacht, denn sonst halten sie sicher nicht mehr.“

Hilfesuchend, den Schnauz über dem Mund wie ein abgewetzter Besenwisch, starrte Anton auf die anderen Männer. Brand kicherte vor Schadenfreude. Galger aber stand auch, als habe man ihm einen Kübel Schneewasser über den Kopf gegossen. Um sich zu retten, fingen sie aber gleich wieder mit dem Pascha an. Lebensweisheiten wurden gegeben, solche, die man immer für die anderen hat, da man glaubt, ihrer selbst nicht zu bedürfen. Christine, immer bereit zu lachen, spöttelte fleißig mit. Besser wär' damals gewesen, so hat sie sich später öfter gesagt, ich hätte nicht über den Pascha gelacht. An ihr Spottmaul hat sie noch oft denken müssen, und wie gut sie getan hätte, an jenem Morgen weder zu spötteln noch zu lachen. Höchstens über sich selbst.

Über dem Dorf lag weich der Maiabend, voll von Duft und spätem Vogelgeläut und Kettengeklirr aus den Ställen. Christine aber ließ in ihrer Küche, launisch wegen des bedrängenden Frühlings, des Ärgers, und allem, was ihr sonst das Herz schwermachte, die Töpfe tanzen. Neugierig auf den Gast, schon allein wegen des Aufwands für den Abend, des seltsam verächtlichen Lächelns um Hülsebecks Mund, der Mischung aus Spott und Drohung in seinen Augen, hatte sie aus sich gemacht, was sie war: ein hübsches Weibsbild, trotz Küchenmagd und Mädchen für alles. Den Tagesstaub hatte sie aus dem Haar gebürstet, es in einem Knoten aufgesteckt; mit der gebügelten Bluse und dem straff um Leib und Hüfte sitzenden Rock sah sie aus, als wolle sie zum Tanz gehen. Hülsebeck, als er in die Küche kam, gab ihr einen verwundernd betroffenen Blick. Er murmelte etwas, aber seine Worte gingen im Kochtopfscheppern unter. Er wollte nach ihr greifen. Sie wich aus. Durch alle Braten- und Suppengerüche roch Christine den schweren Schnapsdunst um ihn. Knurrend ging er in die Stube.

Mit schwerem, altem Silber mußte sie unter seinen Blicken den Tisch decken. Er war um sie herum, nervös, das Fuchslächeln um den Mund, rückte da und dort einen Löffel oder eine Gabel, bis Christine ihn zuletzt so ansah, daß seinen Augen das Fuchsige verging.

Das Schnapsglas in der Hand, so stand er an dem mächtigen Büfett, klein und verkniffen die Augen.

„Übrigbleiben tu nur ich“, kicherte er, und Christine war nicht klar, ob er für sie gesprochen oder nur vor sich hin geblabbert hatte. „Nur ich...! Unsere Familie... wir sind immer übriggeblieben. Die da auf dem Gut, die Herrschaften, die haben schon einigemal gewechselt... wir aber... Unsere Familie ist immer übriggeblieben.“

Obwohl er sicher zuviel getrunken hatte, aber mehr vertrug als ihm anzusehen war und auch angenommen werden konnte – mehr Schnaps, mehr Essen –, stand er straff und fest an dem breiten, der Stube nach Maß zugeschnittenen Büfett.

„Damals, im Dreißigjährigen Krieg... nu damals, als alles drunter und drüber ging, so wie heute... damals wurde das ganze Dorf niedergemacht. Einmal kamen die Kaiserlichen ins Dorf, ein andermal die Evangelischen, dann wieder die Schweden oder Kroaten, und jedesmal, wenn sie abzogen, gab's weniger Menschen im Dorf. Einer blieb zuletzt übrig, und der... ja, das war einer von unserer Familie. Und nur darum blieb er übrig, weil er sich monatelang im Kirchturm versteckt gehalten hatte. Mäuse gab's bei ihm wohl als Vorspeise und anderes Getier, was so herumkroch, als Hauptmahlzeit. Man sagt, er solle gar nicht gemerkt haben, daß Friede war, und erst Monate später, als er eine Glocke fern im anderen Dorf gehört habe, aus dem Turm heruntergekommen sein. Zu spät hat er gemerkt, daß Friede ist. Aber ich... na ja, ich merk's früh genug.“

Christines Beklemmung, ihr Unverständnis und zugleich auch ihre Neugierde wuchsen. Was war mit diesem kühlen, in sich verschlossenen, aufmerksam jede Erscheinung prüfenden Hülsebeck geschehen? Sie wollte an ihm vorbei in die Küche. Ehe sie aber noch an der Tür war, fragte Hülsebeck sie: „Ida, ist auch gut gewürzt?“

„Gewürzt.“

„Ist was Scharfes gewohnt, dieser Bursche, den ich mir da eingeladen habe, was sehr Scharfes!“

Dazu grinte er, wiederum spöttisch, vor sich hin. „Die Suppe meine ich und die Ente und das Fleisch!“

Christine stand fassungslos, dann aber sagte sie grob: „Trink nicht soviel! Wenn der Gast kommt, liegst du schon unterm Tisch.“

Hülsebeck kicherte weiter. Christine hörte ihn etwas brummeln, was sie nicht verstand.

„Unterm Tisch, ich?“ Er lachte, und wie um ihr zu beweisen, wie fest er auf den Beinen stehe und keinen Grund habe, sich zu fürchten, näherte er sich ihr, um sie an sich zu ziehen. Sie wich zurück.

„Parteisekretär... Parteisekretär...“ Sein Kichern war so böse, daß Christine erschrocken die Tür in die Hand nahm. „Dieser Bursche... Hast du auch scharf gewürzt, Christine?“

Als er einen Schritt auf sie zu machte, floh sie in die Küche. Hinter ihr her tönte sein kicherndes, böses Gelächter.

So also konnte sie sich kein Bild machen von dem abendlichen Gast, weder ein klares, noch ein unklares. Augenblicke lang hatte sie ein Gefühl, als sei alles wie hinter einem Nebel, der im Herbst aus den Büschen an den Wasserkuhlen aufsteigt. Zwei Tage lang war alles verschwommen und nicht zu durchschauen. Die gespenstische Gutsbesitzerin . . . Am Nachmittag hatte sie ihre weinende Stimme gehört, dann betete sie so, daß es durch alle Wände plärrte. Als Christine verstohlen durchs Schlüsselloch gesehen hatte, saßen die beiden Frauen, die Gutsbesitzerin und die alte Hülsebecksche, die Hände wie zum Gebet gefaltet, vor einer Art Blumenvase und murmelten vor sich hin. Vorgestern hatten sich einige Leute zu ihr geschlichen. Da Christine im Augenblick nicht aus der Küche konnte, entging ihr, wer es war. Einzig die scharfe Männerstimme der Torstensen und die weinerlich schluchzende von Bronia Poncek glaubte sie gehört zu haben.

So also, hin und hergerissen von grübelnden Gedanken und neugieriger Erwartung, hantierte sie ohne Sinn und Zweck in der Küche. Welch ein Gast konnte das sein? Selbst Aufregung fühlte sie. Derweil er aber da war? Aufgeregt? Keine Spur! Nicht ein Fingerhut voll Aufregung im Herzen.

Es klopfte an der Haustür, zögernd etwas, fast bescheiden. Sie öffnete, eh noch Hülsebeck aus der Stube gekommen war. Enttäuscht war sie, sehr enttäuscht. Vor ihr in der Haustür stand ein ganz gewöhnlicher Mensch, mit einem gewöhnlichen Anzug angetan, die Sportmütze in der Hand. Sein scharfverbranntes Gesicht war hohlwangig, lang, und die Augenbrauen saßen nah zusammen. Er stand gelassen, fast gleichgültig da und fragte: „Hülsebeck zu Hause?“

Wirklich so! Nicht Herr Hülsebeck, keinen Gruß, nichts!

Und sie, verdutzt: „Hülsebeck?“

„Für heute abend hat er mich eingeladen.“ Ihr verschlug's bei seinen Worten die Sprache. Sie sah, daß seine Lippen zu voll waren, sein Mund zu groß. Aber seine Stimme! Der ganze Mensch, dieser unansehnliche Mensch wurde unter dem tiefen sonoren Laut der Stimme anders, ganz plötzlich. Wie, hat sie später nie zu sagen vermocht, nur daß in diesem Augenblick mit dem Laut der Stimme die Verzauberung begonnen hatte. Seine mit listigen, dünnen Fältchen umrahmten Augen wurden forschend, ohne schamlos zu sein; sein Blick durchfuhr sie schärfer als jedes Messer. Offen, bloßgelegt kam sie sich vor. Und der Mann? Nichts mehr an dem Mann war gewöhnlich, nicht das Gesicht, nicht die verarbeiteten Hände, und selbst der ganz gewöhnliche Anzug von der Stange, getragen schon und abgescheuert, war nicht mehr so getragen, so gewöhnlich.

Auch hat sie später nicht mehr zu sagen vermocht, ob sie den Mund überhaupt aufbrachte. Sie stotterte. Thonkes Lächeln wurde warm und strahlend. Sie, so glaubt sie, spöttisch heute, aber immer noch verzaubert, muß wirklich dagestanden haben wie das Aschenbrödel im Märchen, dem der Prinz erschienen ist; und welch ein Prinz! Melker, Soldat, Kriegsgefangener, Parteisekretär, Neubauer, Genossenschaftsbauer. Heutzutage die Prinzen!

Wie sie in die Stube gekommen sind, weiß sie nicht mehr zu sagen. Vielleicht, hätte sie eine gute Freundin im Dorf gehabt und wäre sie zu dieser in der gleichen Stunde gestürzt und Frau unter Frauen, hätte sie zu sagen vermocht, wie ihr war. Nur Frauen verstehen, wie einer Frau ist, wenn der Blitz vor ihr niederschlägt, wie einem ist, als ginge die alte Welt, alles, was je gewesen, unter Krachen und Donnern unter. Die Männer...!? Lächerlich! Ihre Gefühle gehen oft kaum bis zu den eigenen Armen, Lippen, geschweige denn bis zum Herzen.

Als sie in der Küche stand, vor dem Herd, sich umsah, zu all den bekannten Möbeln und dem Geschirr und dem Kalender an der Wand, erkannte sie nichts der Dinge wieder.

Jungfrau Maria, so hat sie gedacht, wenn der etwas sagen oder den Arm ausstrecken würde: Mädchen hör'...! Mit all ihrer Sittsamkeit wäre es vorbei, mit aller Zurückhaltung und auch... Oder hat das alles mit Sittsamkeit und Scham zu tun?

Sie flüchtete aus der Küche. Wie schon gesagt, den Tisch hatte sie gedeckt, und nun trug sie auf und reichte den beiden Männern. Vor Aufregung und vor lauter Furcht vor den eigenen Gedanken und dem, was sich ihr im Herzen herumtrieb und sich breitmachte, bis sonst nichts mehr Platz hatte, fühlte sie einen Geschmack im Mund, als hätte sie ungeröstete Schlehen gegessen.

Hülsebeck saß mit seiner Sonntagsausgehmaske am Tisch, reichte Schnaps, trank selbst, und nicht anzusehen war ihm, wieviel er schon getrunken. Wohl die Augen leicht gerötet, etwas mehr Blut in den Wangen, so saß er da, aber doch ruhig, sicher, freundlich. Jovial, fast lächelnd, in der Stimme den Biedermannston: Thonke hin und Thonke her! Das Korn im Herbst gut eingebracht? Die Kartoffeln schon im Boden? Ja, das Saatgut! Hättest doch zu mir kommen können! Geholfen wird doch immer!

So hörte Christine es hin- und hergehen mit dem Biedermannston und dem jovialen Lachen als Begleitmusik, und sie, Tranliese mit zitternden Knien, hörte immer nur den Namen Thonke. Und sie... nein, nicht daß sie es nur dachte! Lautlos hinein hörte sie sich sagen: Thonke... Thonke...! Christine Thonke!

Und sie wußte, daß es nun galt, harte Hände zu haben und sich selbst in die Hände zu nehmen.

Thonke aber schwieg zu allem, was Hülsebeck sagte, verschwendete auf ihn oder gar auf Christine kaum einen Blick. Und schon saß Christine ein Wurm im Herzen, bohrte; immer wird der Wurm nun bohren, sobald sie seine Augen nicht auf sich ruhen fühlt.

Hülsebeck sagte plötzlich: „Zum Teufel, nun greif doch zu!“

Thonke, lachend, mit listigen Augenfältchen und ruhigem Mund, fragte: „Ich?“

„Wer denn sonst?“

Thonke fragte ruhig: „Du erwartest einen Gast?“

„Nein, der Gast bist du!“

„So!“ Ohne daß sich Thonke äußerlich verändert hätte, weder um die Augen noch um den Mund, oder daß er die Hände gehoben, wurde doch alles anders an ihm. Ruhig wie er war, schien er doch nicht mehr ruhig. Seine Augen öffneten sich plötzlich, und Christine sah, welch schöne, strahlende, nun aber hart wirkende Augen er hatte und wie sein Mund, für gewöhnlich etwas voll, fast weich, nun straff wurde. Und dazu die sonore, tiefe, etwas vor Erregung knarrende Stimme. Und dabei nur: „Ich?“

Hülsebeck kniff den Mund zusammen. Er trank aus einem Weinglas Schnaps, sah unruhig umher, und als er den spöttischen Blicken Christines begegnete, schrie er: „Nun, mach schon, daß du rauskommst!“

Magd sie, Magd und Frau, immer noch in allen Gliedern den eingeschlagenen Blitz, war froh, flüchten zu können. Hinter sich hörte sie die verwunderte Stimme Thonkes: „Warum schreist du so?“

Und im Flur, hinter der Tür, die Hand auf der Brust, wußte sie, weiter hätte sie es nicht mehr ausgehalten, Thonke anzusehen.

Zu jener Zeit hatten ihre Augen immer etwas an sich, was verwunderte junge Tiere an sich haben. Wie ein Kälbchen kam sie sich oft vor, das mit staunend aufgerissenen Augen über die Weide rennt, den Zaun nicht fühlt und nicht weiß, wie es um die Welt rings steht, ebensowenig aber auch, was es selbst auf dieser Welt soll.

Vom Dorf, fremd wie es ihr immer noch war, wußte sie wenig. Zeitungen las sie keine, außer zuweilen die Heiratsannoncen. Das Alleinsein schmeckte ihr manchmal wie kalter Kornkaffee, und sie war bereit, nur um nicht mehr den Kornkaffeegeschmack zu spüren und Hülsebeck des Nachts über sich ergehen lassen zu müssen, alles in Kauf zu nehmen. Aber dann, las sie die Heiratsannoncen, war es ihr im Mund und im Herzen, als wolle man ihr kalte, abgestandene Eichelbrühe zu trinken geben.

„Nette Haushälterin gesucht. Spätere Heirat, nach Probierzeit, nicht ausgeschlossen.“

Was der nur probieren will?

„Einheirat in Metzgerei geboten. Ein rüstiger 58er sucht nette, junge Person. Umsiedlerin bevorzugt.“

Und sonst noch was? Alles zusammen wohl: Dienstmädchen, das nicht bezahlt werden muß, Frau bei Gelegenheiten, die auch noch mal kommen können ... Hatte sie das nicht schon alles? Diesen so lockend ausgeworfenen Angeln war sie bisher aus dem Wege gegangen. So notwendig hatte sie eine Veränderung wiederum nicht, hielt es, so hoffte sie, noch eine Weile aus, trotz Hülsebeck, tags oder auch nachts.

Wenig also wußte sie vom Dorf. So kam es auch, daß sie Thonke zum erstenmal gesehen hatte. Später erfuhr sie, daß er vor dem Krieg bei Hülsebeck als Melker und während des Krieges, bis er eingezogen worden war, als Fabrikarbeiter in der Stadt gearbeitet hatte.

„Ein Kalb war ich“, so sagte sie später oft zu Thonke, „blöd noch dazu. Wohl schon immer einen Teufel im Leib, wie man so sagt, hatte ich bis dahin verstanden, ihn am Pferdfuß zu packen oder ihn am Genick zu kriegen und zu bändigen. Das mit Hülsebeck ... Die Männer haben's ja leichter. Aber da, als ich dich sah ...! Nicht nur einer dieser Feuerteufelchen war in mir los, nicht nur einer heizte mir ein. Obwohl noch nicht Sommer war, kochte die ganze Hölle in mir.“

Aber trotz aller Feuerteufelchen an jenem Tag hatte sie gar zahme Gedanken, und von denen erzählte sie Thonke nie. Sie nahm an, Thonke, so wie er da in der Stube saß, ein dreißigjähriger Mann, sei noch allein, habe sich, klug wie er mit seinen erfahrenen Jahren aussehe, vor allen Weibsfällen hüten können, um in die ihre, in die von ihr noch zu stellende zu tapsen. Dazu sah sie gar schöne Bilder!

Thonke ging an einem Feldrain entlang oder stapfte hinter Pferden pflügend den Acker; und wer ging oder stapfte neben ihm?

Im Augstkorn blühten blaue Blumen, und wem brachte er sie am Abend, sonnverbrannt, staubig, müde?

Ja, so sah sie es. Niemand andern neben ihm als sie. Und die Kornblumen hatten am Abend einen Duft, den sie für gewöhnlich nicht haben.

So also festgenagelt an die Tür, legte sie das Ohr an das Holz. Sie hörte auch die Stimmen. Nein, nur die Stimme Hülsebecks hörte sie, ölig, voll Tran, beschwörend zuweilen. Angst, erwischt zu werden, mußte sie nicht haben. Frau von Knullendorf saß bei der alten Hülsebeckschen, und vielleicht spielten sie Tischerücken.

In aller Ruhe konnte sie sich niederbeugen zum Schlüsselloch, konnte sehen, was Hülsebeck nicht wollte, daß sie es sehe. Und sieht man durchs Schlüsselloch meist nicht mehr, als wenn man in der Stube drin ist? Man ist Mäuschen im Mauselloch, und wie die Menschen dann sind, wenn sie nicht daran denken, daß ein Mäuschen zusieht ... Anders, ganz anders sind sie.

Thonke blickte verstohlen durch die Stube, über die Möbel. Ein mächtiges Büfett, gemacht aus gutem Holz und verziert mit den unmöglichsten Schnitzereien, stand an einer Längswand; am Ofen, um einen Rauchtisch, zwei mächtige Sessel mit Löwenfüßen. Sechs Jahre war Thonke auf diesem Hof gewesen, ohne je die gute Stube Hülsebecks gesehen, geschweige sie betreten zu haben. Ein Melkerhinterteil paßte zu damaliger Zeit nicht auf rote Plüschsessel. Kuhgeruch und Stallmief zieht nicht so schnell, trotz Kölnischwasser und stärkstem Parfüm, aus den Gardinen. Aber heute? Haben sich die Zeiten verändert! Heute paßt so ein Melkerhintern dahin, wo früher sich nur rekelte, was von den Melkerhänden lebte.

Hülsebeck kniff kluge, pfiffige Augen zusammen. Schwer zu erraten, was der andere dachte; schwerer noch, diesen Mann da vor sich mit dem Bild des Mannes in Übereinstimmung zu bringen, das er bis vor Stunden von ihm hatte. Hülsebeck schnitt sich nachdenklich von der Entenbrust, nahm sich von der braungebruzzelten Fetthaut.

„Hast du nicht einmal im Winter sechs Wildenten vom Teich weggeholt? Angefroren waren sie.“

„Muß schon lange her sein“, antwortete Thonke überrascht.

„Wohl neunzehnhundertneunundzwanzig. Ich wollte dich verhaften lassen wegen Wilddieberei. Hab dann aber gedacht, na, laß ihn, ist ja auch ein Mensch. Es war doch meine Jagd.“

„Es war das einzige Fleisch, das wir an jenem Weihnachten hatten“, sagte Thonke, versunken jäh in seine Erinnerung.

„Ja, seid immer Hungerleider gewesen, ihr Thonkes. Wie sich deine Mutter mit dem Haufen Kinder durchgebracht hat . . . unfäßbar!“

Thonke gab Hülsebeck einen schnellen, verwunderten Blick. Immer war ihm noch nicht klar, was er von ihm wollte. Über Rom nach Paris?

„Wilderst du immer noch?“

„Keine Zeit! Es fehlt auch Wild!“

„Na, zu verstehen. Als Parteisekretär . . .“ Hülsebeck überlegte eine Weile, aß, trank, ließ sich kaum davon stören, daß Thonke ohne zu essen dasaß. In sich versunken, knurrte Hülsebeck: „Eine Schweinerei, was nach dem Krieg getrieben worden ist in unseren Wäldern . . . eine Schande.“ In sein Glas hinein: „Geh doch neulich am Kronsberg entlang, pirsch durchs Gestrüpp, und was macht da vor mir hoch? Ein Rudel, ein ganzes Rudel. Vornweg ein Bock, hinterher drei Ricken, eine Pracht. Und alle zeigten mir die Spiegel. Tiere sind doch schlauer als Menschen. Werden sie noch so sehr verfolgt, sie wissen doch, sich zu schützen. Sie verstehen sich im Dickicht zu halten.“

Thonke erinnert sich an einen Tag seiner Jugend. Aus dem Muff der Landarbeiterhütte war er in den Wald geflüchtet. Plötzlich traf er auf Hülsebeck. Er stand hinter einem Busch, wie angenagelt, und starrte ver-

zückt auf eine Waldblöße. Herbstlaub segelte mit leisem Rauschen von den Bäumen. Gelbliches Flimmerlicht lag auf den beiden Hirschen. Sie hielten die Köpfe gesenkt, schlugen den Boden, daß Moos- und Grasfetzen hochflogen. Der jüngere der beiden, wuchtig, breitbrüstig, hob plötzlich den Kopf, röhnte, daß es durch alle Schluchten dröhnte; sie stürmten aufeinander los, es krachte in die Stille.

„Hirsche gibt es keine mehr“, sagte Hülsebeck in das Schweigen. Thonke erschrak. Er nahm sich zusammen. Hülsebeck fuhr fort: „Hab gesucht und gesucht . . . Schlingen habe ich gefunden. Wenn ich so einen Kerl erwischen würde . . .“

Thonkes Verwirrung wuchs. Um seine Unsicherheit zu verbergen, begann er lustlos zu essen. Hülsebeck trank ihm zu, und Thonke dachte: Etwas führt er im Schild. Was nur?

„Ja, die Jagd . . . Weißt du, Richard, wer nie auf Jagd war, ist nur ein halber Mensch. Im Winter, wenn der Schnee dir unter den Füßen knirscht . . .“

Thonke unterbrach ihn plötzlich und fragte: „Wie ist es möglich, daß Felbel, der Nazigendarm, nicht bestraft wurde?“

„Der Gendarm . . . ja aber . . . ein alter Mann! Man sollte doch . . . einmal muß man das doch alles vergessen . . .!“

Christine, am Schlüsseloch, sah, wie sich die Blicke der beiden Männer kreuzten. Da Hülsebecks Stimme leiser geworden, verstand sie nicht mehr, wovon gesprochen wurde. Thonke saß, die Ellbogen aufgestützt, ruhig vor seinem übervollen Teller, ohne zu essen. Die schöne Ente, das zarte Fleisch vom Schwein! Hülsebeck aber stopfte in sich hinein mit der Lust des guten Essers, die sie an ihm kannte.

Wütend wurde sie, als sie es sah. Hülsebeck, obwohl man's von ihm nicht erwartet, stopft und verträgt's, aber dem feinen Pinkel, dem Herrn Habenichts, diesem hergelaufenen Melker, ist das, was sie gekocht, nicht fein genug. Leid tat es ihr, die Ente geschlachtet und gebruzzelt zu haben; das im Rohr geschmorte Stück Schweinefleisch, von dem sich eine ganze Familie hätte satt essen können, soll ihm schon im Hals steckenbleiben.

Aber war sie nicht in der Mark? In der Sandwüste, wo nur Kartoffeln auf den Feldern wachsen? Wo man aus Kartoffeln nichts anderes zu machen versteht, als sie im Salzwasser zu kochen und auf den Tisch zu bringen? Kartoffelsuppe ist bei denen viel Wasser mit viel Kartoffeln drin! Von einer richtigen Kartoffelsuppe, in der alles sein muß, was im Garten an Gewürz und Kraut ist, haben sie keine Ahnung. Wie auch und woher? (Wo sind die heimatlichen Knödel, wo ist der Herbstduft von Pflaumen und Quarkkuchen auf den Dorfgassen?) Die fetteste Ente wird hier so gebraten, daß sie trocken

wie Werg wird. Salat? . . . Wo hat man je schon davon gehört? Zarten, grünen Salat, diese goldschimmernden Herzblätter, machen sie mit gesüßtem Wasser an. Knoblauch und Zwiebel, so was gibt's doch kaum auf der Welt. Knoblauch hat ihnen dieser österreichische Gefreite vergällt, und wär's noch lange mit ihm gegangen, hätten sie ihm auch noch die Zwiebel geopfert und nicht mehr gewußt, daß die Zwiebel nicht wächst, um zu Gasen verarbeitet zu werden, sondern um mit ihr das Essen schmackhaft und genießbar zu machen.

Thonke also, überlegte sie vor der Tür, war nicht schuld, sondern die Erde, auf der er groß geworden, der Sand, die mageren Wiesen und die Landarbeiterhütte, in die hinein er geboren.

Hülsebeck, immer was zwischen den Zähnen, sprach wieder lauter. Christine, Mäuschen und nur Ohr, hörte wie er sagte: „ . . . Bin nie so einer gewesen. Die Polen . . . bei mir waren sie gut aufgehoben. Keiner wurde geprügelt.“ Diese Stimme, die man mit ihrem Betstuhlgewimmer dem kühlgesichtigen Hülsebeck nie zugetraut hätte! Christine wußte, das war die Stimme seiner Mutter. „ . . . ich ein Ausbeuter? Kennst mich doch lange genug, weißt doch, wie es so ist, dieses dreckige Leben. Hast lange genug bei mir gearbeitet und weißt, daß ich mich hart hab' durchschlagen müssen. Und dieses Leben . . . Wenn schon einmal etwas zwischen uns war . . . nu ja, wenn ich nicht so sein konnte, wie ich gern hätte wollen, so haben mich doch die Umstände gezwungen, so zu sein . . . diese ganze verfluchte damalige Zeit!“

Auch ihm schien das Essen nicht mehr zu schmecken. Den Kopf in die Hände gestützt, die Augen verquollen, stierte er vor sich hin. Thonke, immer noch ruhig, aß auch nichts mehr. Hülsebeck griff plötzlich zu der Pflaumenschnapsflasche, schenkte ein, und goß sich, rot wie er im Gesicht war, schnell einige Gläser des scharfen Zeuges in den Mund, um dann, schnaufend, mit vorquellenden Augen, diesen ganzen entstandenen Brand mit Bier zu löschen.

Als er sich den Mund gewischt hatte, fragte er lauernd: „Schmeckt's dir nicht?“

Thonke zuckte die Schulter: „Es ist ein wenig fett alles!“

„Fett? . . . Iß nurl! Zugelangt!“

„Ich könnte mir den Magen verderben!“

Hülsebeck sprach etwas, aber so leise, daß Christine es nicht verstand. Sie sah Thonkes Gesicht, verschmitzt die Augen, um den Mund ein Lächeln, das sie noch oft bei ihm sehen sollte: etwas verächtlich, aber doch gutmütig. Hülsebeck, wohl durch Thonkes Ruhe und sein Lächeln aufgebracht, schrie nun heraus: „Eine neue Zeit ist doch. Nicht nur für euch. Wir sollten doch zusammen schaffen, was zu schaffen ist. Jedem das Seine und jeder das Seine. So muß es sein. Versteht du, Thonke? Du bist nicht mehr Melker

und ich nicht mehr Bauer. Wohl gibt's noch verschiedenerlei Interessen auf der Welt, aber... beachte das Aber. Aber wem sag ich das? Muß ich's dir, dem Parteisekretär sagen? Daß ich nicht lache! Aber... und das ist das Aber... man muß die verschiedenerlei Interessen unter einen Hut bringen.“

Wie er sein Rädchen schnurren ließ! So kannte sie ihn. So hatte er auch sie eingeschnurrt, süß, und den Biedermannsmund zu jovialem Lächeln verzogen. Manches von dem, was er jetzt schnurrte, verstand Christine nicht. Schläfrig war sie auch, wurde dann aber wieder wach, als sie sah, daß Thonke sich plötzlich aufrichtete. Konnte der ein kaltes Gesicht machen! In seiner Ruhe, und sein Lächeln wie vereist, sagte er: „Hülsebeck, hör! Was willst du von mir?“

„Ja, aber...“

„Ich weiß nicht, was du von mir willst. Ich weiß nur, was ich von dir will!“

Plötzlich war Sand im Getriebe, und Hülsebecks Rädchen knirschte nur noch ein wenig: „Was denn... ja aber... was denn...?“ Und still stand die ganze Maschine.

„Mit deiner Sollablieferung stimmt doch etwas nicht!“

Und ob da etwas nicht stimmte! Wenn Thonke gewußt hätte, was Christine weiß! Oder wußte er gar mehr? Mit der Milch stimmte es nicht, mit dem Fleisch nicht, ganz zu schweigen vom Getreide, von den Eiern und allem anderen.

„Ja aber... was stimmt nicht?“

„Mir scheint, vieles nicht“, fuhr Thonke langgedehnt fort, und jedes Wort hörte sich an, als sei es eine klatschende Ohrfeige. „Das ganze Dorf hat fast vollständig abgeliefert. Nur du, der größte Bauer im Dorf, hast am wenigsten abgeliefert. Ich weiß, du schränkst dich ein, wirst fast nicht mehr satt, hungerst sozusagen, aber trotzdem, wenn man es sich überlegt...“

Ach, wie das saß! Liebliche Backpfeifen waren das. Christine hörte es direkt klatschen. Endlich einer, der Braten und Schinken wegschob, daß alles vom Tisch fiel. Endlich einer, der sich nicht einwickeln ließ, weder in eine Ente noch in ein großes Stück Fleisch. Endlich einer, der den Schnaps in den Rinnstein goß, wiewohl er ihm, so sollte Christine später erfahren, nicht schlechter schmeckte als denen, die sonst Hülsebecks Schnaps tranken. Wie sie auflebte, wie sie in sich hineinkicherte. Angenagelt an das Schüsselloch, besessen von ihrem Kichern (ach, Hülsebeck, Schlaumeier und Rädchenschnurrer, stehst da, leer und hilflos wie der Teufel vor dem Herrn, damals in der Wüste...), hörte sie nicht, daß die Küchentür gegangen und jemand leicht geschlupft herangekommen war. Erst als sie angestoßen wurde und jemand aufschrie mit schriller, angsterfüllter Stimme und die Tür aufgemacht wurde und sie im Licht stand, wußte sie, was geschehen war.

Frau von Knullendorf hielt die Tür in der Hand, stand neben ihr. Hülsebeck sprang auf, ging auf Frau von Knullendorf zu, nahm sie, ohne ein Wort zu sagen, an der Hand und führte sie in die Küche und wohl noch weiter.

Thonke kam auf Christine zu. Immer noch wie gelähmt, stand sie im Flur. Weder verwundert noch neugierig, wer da wie ein Gespenst gekommen und weggeführt worden war, stand er vor ihr und sah sie ruhig an. Er fragte sie:

„Sind Sie schon lange im Dorf?“

Christine konnte nur nicken.

„Wie heißen Sie?“ fragte er.

„Christine“, konnte sie nur sagen.

„Nicht Ida?“ lachte er verschmitzt.

„Hier im Haus, ja“, antwortete sie, „aber sonst heiß’ ich Christine.“

Er lächelte. Christine wurde von dem roten, glühenden Blitz überlaufen.

„Und nirgendwo sieht man Sie?“

Nicht einmal mehr nicken konnte Christine.

„Wo?“ konnte sie sagen, zugeschnürt wie ihr der Hals war.

Er aber lächelte und ging. Diese Hand, die er ihr zum Abschied gab, diese Hand! Sie huschte in die Stube, zum Fenster, aber auf der dunklen Gasse sah sie ihn nicht mehr.

Hier, am dunklen Fenster, die Gardine in der Hand, fand sie Hülsebeck. Er sagte etwas. Sie verstand ihn nicht und nickte. Er ließ sich in einen Stuhl fallen. Christine räumte das Geschirr zusammen.

„Wieso ist er gegangen?“ fragte er.

Sie zuckte die Schulter. Er goß sich einen Schnaps ein, goß ihn herunter und hinterher ein Bier. Von der gebruzzelten Entenbrust, die Thonke nicht angerührt hatte, begann er wiederum zu essen. Fleisch zwischen den Zähnen, wie ein Hund, der den Knochen nicht hergeben will, knurrte er etwas, sah aber nicht auf. Christine, im Hin und Her ihrer Schritte, sah beide Männer nebeneinander. Der festschultrige Hülsebeck etwas größer als Thonke, aber dieser, der Melker und Landarbeiter, schien nicht kleiner zu sein.

„Wieso ist er . . .“ knurrte Hülsebeck. Christine konnte sich vorstellen, was er glaubte zwischen den Zähnen zu haben, solche Augen machte er. „So ein Bursche . . . Hol ihn der Henker! Diese verfluchten Russen! Er war ein Bursch früher, vor dem Krieg, der mit sich reden ließ. Nur den Daumen drauf halten, nur ein bißchen, und man konnte alles mit ihm machen. Und jetzt . . .? Ruhig redet er daher, grinst in die Zähne wie ein blankarschiger Affe . . . So ein armes Schwein, ohne Haus, haust mit einem Schwein und ein paar verhärmten Kühen in einem Stall, spielt sich auf . . . Parteisekretär . . .! Wie ein Graf!“

Christine verkniff sich nicht, zu fragen: „Wen meinst du?“

„Was?“

„Ich meine, wen du meinst?“ fragte sie scheinheilig.

„Wen ich meine . . . ? Die Russen . . . nur die Russen sind schuld!“

Daß er die Russen, gelinde gesagt, nicht leiden konnte, verstand Christine wohl, aber was Thonke mit den Russen zu tun hatte, war nicht zu begreifen. Wie's immer so ist, dachte sie und erinnerte sich an vielerlei Geschwätz an den Hausecken und Dorfstraßen, irgend jemand muß schuld haben. Diesmal sind's die Russen, morgen vielleicht immer noch die Russen, übermorgen die Amerikaner oder irgendwer sonst. Obwohl sie begriff, daß Hülsebeck Grund genug hatte, mit den Russen nicht zufrieden zu sein, verstand sie nicht, was Thonke mit den Russen zu tun hatte. Nur als sie wieder an Thonke dachte, saß ihr der Rock gar lose, und sie vergaß, daß sie sich geschworen, nicht zu sein wie ein Mantel, der für den Erstbesten auf dem Nagel hängt, und auch nicht vom Regen in die Traufe zu kommen.

War Hülsebeck nicht von Wassili, diesem großen Mannsbild von Kosak damals, im Jahre 1945, ganz schön hereingelegt worden? Ja, dieser blau-äugige, verschmitzte Kerl hatte ihn hereingelegt.

In den letzten Apriltagen waren sie in Pritzwalk einmarschiert, und durchs Dorf ging's: Die Russen kommen! Die Russen! Da und dort wurden schmutzige Leintücher aus den Fenstern gehängt. Der Lehrer, ein griesgrämiger Soldatenspieler, Reserveoffizier des ersten Weltkrieges, war in den letzten Wochen nur noch in der alten Uniform, den Säbel an der Seite, zum Unterricht gegangen. Als er die Nachricht hörte, hängte er sich schnell am Nußbaum neben der Kirche auf, als hätten die Russen den Marsch von Stalingrad nach Kusseldorf nur seinetwegen gemacht. Andere vergruben Uniformen und Abzeichen, Pelze, hohe Juchtenlederstiefel, all das, was sie nicht mit Bargeld, sondern mit dem Gewehrkolben in aller Welt eingekauft hatten; sie glaubten gar noch, damit wäre auch ihre eigene Vergangenheit eingegraben. Das Jüngste Gericht war gekommen, und keiner wollte zu den Böcken gezählt werden. Alle zogen sich das Lammfell über, wenn's auch zuweilen zu kurz war und der Wolfspelz, der zottige, zum Vorschein kam.

Die Torstensche, Kriegerwitwe und ohne Kinder, sprach mit den Männern gleich zu gleich, obwohl sie, wie es schien, nicht erst seit dem Tode des Mannes seine Hosen angezogen hatte. Schon dunkel war's, als sie an jenem Apriltag ins Haus kam; sie stolperte durch den Flur, durch die Küche, bis sie Hülsebeck in einem Sessel in der Stube fand.

„Diese Söhne des Teufels!“ schrie sie, die Augen gerötet.

Hülsebeck fuhr zusammen; selbst er schien sich vor ihr zu fürchten. Offenbar war ihm unangenehm, mit ihr allein zu sein. Er ging und machte die Tür hinter ihr zu.

„Lärm nicht so, Martha“, versuchte er sie zu beruhigen.

„Lärm nicht . . . lärm nicht . . .“, äffte sie ihm nach. „Diese Söhne des Teufels . . . Jehova hilf! Sie werden sich auf mich stürzen, diese Teufel . . . Hans, du mußt mir helfen“, ging sie näher. Mit einem warnenden Blick zur Tür wich er zurück. „Nur du kannst mir helfen!“

Aus den weiten Taschen ihres Rockes zog sie ein Buch, die Bibel. Hülsebeck schnitt ein Gesicht, als träufle man ihm heißen Tee ein.

„Was soll ich damit?“

„Vergraben muß man sie!“

„Sonst noch was?“ fragte er.

„Man muß sie vergraben“, wiederholte die Torstensche störrisch.

„Wieso bei mir?“

„Wieso nicht?“

„Soll dir auch wohl noch den Unterrock verstecken?“

„Wärest früher nicht abgeneigt gewesen“, gab sie zurück.

„Dieses Weibsbild“, stöhnte Hülsebeck auf.

„Hans, du mußt mir helfen“, drang sie in ihn. „Söhne des Teufels sind sie, und finden sie bei mir Gottes Wort, hilft mir selbst der Erzengel Michael nicht mehr. Gar geil sind die Teufel auf Engelsfleisch . . .“

„Dir sehen die Teufel nicht gleich an, daß dein Fleisch Engelsfleisch ist“, unterbrach sie Hülsebeck trocken.

„Scheiterhaufen von Gottes Wort haben sie auf ihrem Brandweg aufgerichtet, und Wüste ist hinter ihnen, und des Teufels Wind jagt die Asche hoch!“

Christine war bei den letzten Worten hereingekommen. Hülsebeck nahm der Torstenschen die Bibel aus der Hand und sagte: „Werd’ sie verstecken, Martha, verlaß dich auf mich.“ Als sie aufatmend gegangen war, sah er kurz die Bibel an, blätterte in ihr und stellte sie in den Schrank; aber dann, mit zerfurchtem, nachdenklichem Gesicht plötzlich, gab er sie Christine und sagte: „Ida, steck sie in den Ofen!“

Kaum war die Bibel im Feuer, kam er in die Küche.

„Christine, ich hab’s mir überlegt“, begann er.

„Ida heiß ich“, unterbrach sie ihn grob.

„Christine, ich mein“, fuhr er fort, als habe er sie nicht gehört, und das Fuchslächeln in seinen Augen jagte ihr Schauer über den Rücken. Seinem kalten Blick wich sie aus, und erhob er die Arme im Gespräch, schreckte sie zusammen.

„Es ist nicht recht, daß ich den Stall voll Vieh habe und die armen Landarbeiter im Dorf haben nichts. Man muß in sich gehen. Eine neue Zeit ist angebrochen . . . ja Christine, das ist so, und man muß eine Nase dafür haben. Vor Gott kann man nicht verantworten, daß Armut und Hunger weiterdauern.“

Ach, wie er dem Herrgott die Fersen leckte! dachte Christine. Für die Kanzel reicht es. Und Gott, würde er ihm die Füße länger hinhalten, bliebe nichts als die blankgenagten Knochen.

Sie mußte alles stehen- und liegenlassen, mit ihm in den Stall gehen und die Kühe losbinden. Die Ketten rasselten zu Boden. Eine der Kühe war ein schönes, starkes, buntgeklecktes Muttertier mit einem Kälbchen. Hülsebeck legte der Kuh den Arm auf den zottigen Hals; seine Augen schimmerten feucht. „Jag sie auch heraus“, sagte er zu Christine, „man soll nicht sagen, das Beste behalten sie für sich.“

Und während die Kühe zur Tür drängten, sich stoßend, und die Rinder vor Sucht nach der Weide auf dem Hof Sprünge wie junge Hunde machten, lehnte Hülsebeck an der Stallmauer und schloß in der Sonne die Augen.

„Man muß sich überwinden“, beteuerte er, „muß das hartherzige Herz Gottes Güte empfehlen. Aber Elend darf nicht mehr sein, und nicht mehr die Fremdheit des Teufels zwischen ihnen.“

Er blinzelte in die Sonne, feucht schimmerte es in den Augenwinkeln, und eine Träne rann ihm in den Mund. Viel hätte nicht gefehlt, wär' auch Christine weich geworden, obwohl sie doch erst Tage das Vieh versorgt hatte.

„Gehen wir“, sagte er, und sie trieben die losgebundenen Kühe über den Hof auf die Gasse. Eines der Fenster wurde aufgerissen, und der kränkelige, magere Kopf der Frau erschien.

„Ida, was ist mit dem Vieh?“ schrie sie Christine an, obwohl Hülsebeck nah am Fenster vorbeiging. „Man kann es doch noch nicht auf die Weide treiben!“

Hühner und Gänse nahbei flatterten ob der kreischenden Stimme erschrocken hoch. Hülsebeck gab Christine einen herrischen Blick. Christine machte, daß sie zur Tür hinauskam. Der zwischen die Zähne zu geraten, war, als gerate man zwischen ein Sägegatter.

„Hans . . . Hans . . .“, schrie sie, „was ist mit dem Vieh?“

Hülsebeck brummte etwas, und ohne sich weiter um ihre Fragen zu scheren, zog er das mächtige Hoftor hinter sich zu, und sie trieben das Vieh über die Dorfasse. Hinter Fenstern bewegten sich Gardinen. Die schmutzligen Bettücher da und dort an den Fassaden schlampften müde. Hülsebecks Gesicht war, als zähle er sie. An einem Fenster, wo man einen Kopf gesehen hatte, fuhr man erschrocken zurück.

Die Kühe wurden zu den verschiedensten Leuten gebracht.

Die Torstensche, als Hülsebeck ein Rind in ihren Stall stellte und dazu knurrte: „Martha, es ist deines“, fing an zu weinen und redete, als habe sie die ganze Bibel verschluckt. „Zeichen und Wunder geschehen! Gott hat dich, Hans, mit seinem Odem berührt.“

Sie lebte in einem kleinen Häuschen, von dem der Putz abfiel. Auf der Dachrinne saßen ärmliche Spatzen. In ihrem kleinen Stall war das Geläuf der Ratten zu hören, das Gequietsch eines Schweines; eine Ziege, struppig und starkknochig, wie die Torstensche, blökte vor Hunger.

„Der Antichrist kommt über uns! Gott hat uns mit seinem Schwert gestraft. Nacht senkt sich wie eine schwarze Wolke über die Erde, und wir, seine Geschöpfe, sind vor ihm ohne Gnade!“

Und dazu das Rattengeläuf, die Schweine mit ihrem Quietschen; als die Kette klorrte, an die das Rind gebunden wurde, zuckte Hülsebeck zusammen.

„Gib dem Tier gutes Futter“, sagte er erbittert und schnaufte, „reichlich gib ihm!“

Anton, der jetzige Vorsitzende, der damals nur einen Holzverschlag für das Vieh hatte und zu dem auch eine Kuh gebracht wurde, band sie gleichgültig, kaum überrascht, mit einem Seil an einen Holzpfeiler. Er fuhr der Kuh über die Hörner. Christine war, als funkelten hinter seinen Lidern lustige, freche Gedanken, und wunderte sich, daß er kaum dankte.

„Fütter sie gut“, sagte wiederum Hülsebeck, „man soll Tiere nicht hungern lassen.“

Anton nickte nur schweigsam.

So brachten sie Kühe denen, die bisher weder Kuh noch Pferd im Stall gehabt, aber keiner von ihnen schien besonders dankbar oder auch nur über Hülsebecks Freigebigkeit verwundert. Im Gegenteil, zwei oder drei zeigten offen ihr Mißbehagen.

Heimgekommen, ging's ans Schlachten. Christine mußte den Kessel einheizen, daß die Küche dampfte, und Hülsebeck schlachtete, als habe er seit eh und je nichts anderes getan. Das Haus roch nach Blut und gekochtem Fleisch. Als das dritte Schwein ausgenommen war, vermochte sich Christine kaum noch auf den Beinen zu halten. Wurst wurde in Därme gefüllt, gesotten in Gläser eingemacht, und so viel Fleisch eingesalzen, daß das halbe Dorf sich hätte satt essen können.

Christine fand kein Wort mehr für all die Empfindungen, die in ihr waren, als Hülsebeck und sie Fleisch und Wurst zu den Leuten brachten, denen er schon die Kühe und Rinder geschenkt hatte. Nichts verstand sie mehr.

Hülsebecks Geiz schien vergangen und in Menschenfreundlichkeit, Güte und reinstes Christentum umgeschlagen zu sein. Manche Wurst war mit Bibelzitate gewürzt und manchem Weckglas Gottes Wort beigegeben, als halte es sich dann besser.

Noch vor Mitternacht schien er ein gebrochener Mann. Er humpelte durchs Haus, ächzte, stöhnte und jammerte so, daß die Mauern des Hauses hätten weich werden können.

„Mein Kreuz! O Gott, meine Beine, alle meine Knochen! Muß im Zug gestanden haben! Ist auch kein Wunder! Einmal hab ich geschwitzt, dann war's wieder kalt. Kein Wunder . . . ein erledigter Mann!“

Christine und die Frau legten ihn ins Bett, und das Mitleid der Frau, ihre Sorge um ihn versöhnten Christine. All das, die Freigebigkeit und die Sorge umeinander hatte sie den beiden nicht zugetraut. All die Tage, solange Christine im Haus war, wenn sie sich sahen, war's als sehe sich Feuer und Wasser an, als sei Gift in jedem Wort und in jedem Blick ein Messer. Aber jetzt! So ging's jetzt her: Armer Hans, wo tut's dir weh? Um Gottes Willen, gib acht auf dich! Geh nicht leichtsinnig um mit deinem Leben! Und er ließ es über sich ergehen, mit zusammengebißenen Zähnen, und mit Fäusten, die schwer auf der Bettdecke lagen.

Christine schleppte Wasser, holte Tücher, und mit kaltem und mit warmem Wasser wurden ihm Umschläge gemacht. Leidergeben das Gesicht, ließ er alles mit sich geschehen, und man sah ihm an, daß er dabei war, mit dem Herrgott abzurechnen. Und die Rechnung schien nicht schlecht aufzugehen, so zufrieden strahlte er allmählich. Aber kein Wunder, so dachte Christine, hat die Kühe verschenkt, all das viele Fleisch, mit dem sich manch' hungriges Maul satt gegessen; wer war er und wie stand da Gott vor ihm?

Gegen neun aber, nachdem Christine schon glaubte, er sei übers Größte hinweg, schien's ihm schlechter zu gehen, Schweiß stand ihm auf der Stirn, und die Augen waren, als zwickten ihn ein ganzes Dutzend Schmerzteufel. Rührte er sich nur um ein wenig, ächzte er auf, faßte sich an die Beine und verdrehte die Augen so, daß Christine von der Kirche her schon seine Totenglocke hörte.

Die Gnädige jammerte fast noch mehr als er. Ob man einen Arzt holen solle? Vielleicht tue ihm eine Hühnerbrühe gut? Oder ein Stück Fleisch vom Schwein? Hülsebeck schien's wirklich schlecht zu gehen. Er winkte ab. Er, dem nichts zu fett und keine Suppe kräftig genug war, verzog angeekelt den Mund. Und winkte ab.

„Kenn das!“ jammerte er, „kenn das. Die Gicht! Nichts anderes als die Gicht ist das. In Rußland hab' ich sie mir geholt. Und's Zipperlein dazu! Morgen kann ich mich schon nicht mehr rühren, nichts anderes kann mich heilen als Gips.“

„Gips?“ jammerte die Frau im gleichen Ton.

„Klar, Gips!“ antwortete er verdießlich. „Hab' ich dir nicht erzählt, daß man mich damals auch in Gips gepackt hat? Drei Wochen lag ich, Christine, drei Wochen die Beine in Gips und konnt' mich nicht rühren. Daß ich überhaupt je wieder zurechtgekommen bin . . .“

Für Christine war alles klar. Sein letztes Stündlein schien gekommen.

Jung und naiv wie sie war, dachte sie: Vorschnell soll man nicht urteilen. Gut, zugegeben, er wollte mich in sein Bett haben, und man kann nicht sagen, daß das besonders moralisch und menschenfreundlich war, aber, so dachte sie, kann man es ihm bei so einem Kleiderhaken von Frauenzimmer, wie er es hat, verdenken! Bei solch einem Gesicht, so 'ner Nase und einem Mund wie aus Draht? Mancher, der solch' eine Geißel Gottes im Schlafzimmer hat, ist schon nebenaus getrieben worden.

Es fanden sich auch zwei Säcke Gips in der Scheune, guter, noch nicht hart gewordener Gips. Beide schleppte Christine in die Küche und dachte: Besser etwas mehr Gips als weniger. An mir soll's nicht liegen.

Im Bottich, in dem noch vor Stunden die Schweine abgebrüht worden waren, ließ Christine den Gips ins Wasser rinnen. Von ihrem Vater her, der neben der Arbeit auf den acht Morgen Land sommers noch in die Stadt mauern ging, wußte sie mit Gips umzugehen. Der Gips quoll auf, wurde warm, und sie mußte sich beeilen, sollte er nicht hart werden, ehe sie ihn noch an die Beine Hülsebecks gebracht hatte. Unbesonnen, wie sie war, hatte sie nicht damit gerechnet, daß sie den schweren Bottich nicht in die Stube tragen und auch nicht vermochte, den schweren Mann in die Küche zu bringen.

Also zog sie den Bottich über die Flurfliesen; es gab Schrammen, als sei man mit einem Wagen darüber hergerutscht.

Aber da die Gnädige!

„Ida ... hören Sie!“ Vorbei war's mit Christine, auf einmal. „Ida, das ganze Haus wird verschandelt. Die guten Fliesen! O Gottogottogott!“

Soll sie, so dachte Christine, soll sie sich ausplärren, aber es ist eine Gemeinheit dem Mann gegenüber. Er muß sich auf den Weg ins Jenseits machen, und sie denkt an die Hausfliesen. Leid tat ihr Hülsebeck, und sein Gesicht, eingefallen wie ihr's in der beginnenden Morgendämmerung vorkam, schien ihr das eines leidenden Heilands.

Aber wie nun die Beine in Gips legen? Und dazu noch die eines Mannsbildes! Die Gnädige brachte eine Decke, legte sie unter den sich bei jeder Bewegung krümmenden Mann, und Christine, schamhaft wie sie war, schaute weg. Aber da lagen nun die beiden Beine, muskulös und wie aus altem braunen Holz geschnitzt, voller Haare, und die sollten nun in den Gips eingepackt werden. Und zwar schnell, sonst würde der Gips hart, und alle Mühe war umsonst.

Ohne Zaudern also rein mit den Händen in den Gips, einen Klumpen dieser glitschigen warmen Masse auf den rechten Oberschenkel, nicht zaghaft, obwohl sie immer in Angst war, mit ihren Händen seine Haut zu berühren.

„Ida . . . Ida . . .“ kreischte die Alte, „das gute Leintuch!“

Ihre Sorgen möcht ich haben, so dachte Christine, und wütend wie sie war, ließ sie einen Klumpen Gips mit Fleiß auf das Bettuch fallen, und als die Alte wie angestochen losschimpfte, machte es ihr eine höllische Freude.

Und wie sie den Gips verstrich! Wie ein alter Maurer, der ganz allein eine Stadt gebaut, oder ein berufsmäßiger Krankenpfleger, der ein Regiment Beinkranker eingegipst hatte. Ihr Vater hätte seine rechte Freude gehabt!

Und immer dazu, verknittert und nervös das Gesicht: „Ida . . . Ida, das Leintuch! Passen Sie doch auf! Sie verschandeln das Bett, den Boden alles!“

Sie keifte so, daß es zuletzt selbst Hülsebeck zuviel wurde. „Hol der dreigehörnte Teufel deine verfluchte Bettdecke“, schimpfte er, „ich lieg im Sterben und du redst von deinen Leinentüchern!“ Sein Blick war böse, kalt, warnend. Frau Hülsebeck faltete die Hände über dem Leib, wurde still; in ihren Augen flackerten zuweilen ängstliche Blicke auf.

Christine konnte also in Ruhe die Beine eingipsen, und sie lagen, weiß und steif vor ihr, gleich zwei abgebrochenen Säulen, denen ähnlich, die sie in Dresden nach dem Bombardement auf der Straße liegen gesehen hatte.

Hülsebeck sah ihr mit zusammengekniffenen Lidern zu, versuchte, kamen ihre Hände an seine Hand, ihren Blick zu fangen. Christine, aufmerksam geworden, auf der Hut vor dem, was in seinen geballten Fäusten lauerte, in seinem Blick, in den verkniffenen Mundwinkeln, klatschte die Hand mit dem warm gewordenen Gips zu. Nun lag er da mit dem Blick eines Hundes, den man an die Kette gelegt hat, schnaufte böse, und begegnete Christine seinem Blick, war ihr, als müsse sie fliehen. Weggehen mußte ich, weggehen, mich retten . . ., dachte sie einen Augenblick.

„Gib mir 'ne Zigarre“, knurrte Hülsebeck seine Frau an, „und auch 'nen Schnaps.“

Sie schlurfte weg, und Christine, allein mit den beiden Beinen und dem, was von dem Mann über den Beinen da vor ihr lag, ging zur Tür.

„Christine, hör“, hielt er sie ächzend zurück, „rück mir noch einmal das Kissen zurecht!“

Christine trat ans Bett. Er richtete sich auf. Sie schüttelte das Kissen auf. Plötzlich spürte sie, niedergebeugt, das Kissen in den Händen, seinen Arm auf ihrer Schulter, hörte ihn heiser flüstern: „Christine! . . . Christine, hör . . .!“

Sie stieß ihn zurück, sie richtete sich auf und stand schweratmend da. Seine Augen, zusammengekniffen, schimmerten in kaltem Glanz. Sie wußte: Nie würde er Ruhe geben! Gehen würde sie müssen, weg aus diesem Haus!

„Ida, die Beine müssen hochgebunden werden“, sagte Hülsebeck und fing wieder an zu ächzen und stöhnen. „Genauso hat's damals der Arzt gemacht.“

Hilflos sah sie an die Decke, auf den Mann mit dem kalten, fuchsisen Lächeln und die beiden eingegipsten Beine. Nicht mehr zu helfen wußte sie

sich, und sie kam sich vor wie ein Huhn, um das man einen Kreis aus weißer Kreide gezogen hat.

„An die Decke natürlich“, setzte Hülsebeck hinzu. „Am besten gipst du einen Fleischhaken in die Decke, und daran binden wir die Beine hoch. Nicht gar so hoch, nur zwei Zentimeter und dann muß ich nicht mehr das ganze Gewicht halten. So hat's der Arzt damals auch gemacht.“

Frau Hülsebeck kam mit der Zigarre und dem Schnaps zurück. Einen goß er hinunter, noch einen, und auch der dritte war ihm noch nicht genug. Der vierte schien ihn munterer zu machen, und als er die Zigarre angesteckt, machte er einen fast verklärten Eindruck.

Und Christine, während sie in die Decke ein Loch schlug und den Fleischhaken eingipste, dachte: Mit was man alles Gicht und das Zipperlein heilen kann! Gehen müßte man, weiter . . . Aber wohin? Die Heimat . . . eine neue Heimat muß man haben, aber hier . . .

Sie nahm verbissen die Wäscheleine, schlang sie um die Gipsbeine und zog sie nur ein wenig, etwa zwei Zentimeter, hoch.

Hülsebeck lag vor ihr: In der Rechten hielt er das Schnapsglas, in der Linken die Zigarre, träumte wahrscheinlich dem Geschmack der Zigarre und dem scharfen Schnaps nach. Sein Nachthemd war vorn auf, und seine Brust, fest, braungebrannt, war pelzig wie die eines Tieres. Über die Beine war die Steppdecke gelegt worden. Neben ihm auf dem Nachttisch tickte der Wecker.

„Jetzt können sie kommen“, sagte Frau Hülsebeck, schien wie erlöst, zufrieden.

Hülsebeck gab ihr einen Blick, daß sie aus dem Zimmer eilte.

Christine aber, immer noch wie ein Huhn im Kreidekreis, dachte: Und wenn er nun aufstehen muß? Wer wird ihn pflegen? Ihm alle Handreichungen tun, die ein Kranker verlangen kann?

Der Tag und die Nacht hatten Hülsebeck angestrengt. Man sah's ihm an. Seine Augen fielen ihm zu, obwohl die Zigarre, noch nicht fertig geraucht, weiter glimmte. Christine nahm sie ihm aus der Hand, schlich leise aus dem Zimmer und dachte, in ihrem Dachzimmer angekommen: Nicht nur Mädchen für alles bist du. Mußt auch noch Krankenschwester werden. Aber – so dachte sie weiter – will er sich den Himmel verdienen, muß er sich die Hölle auf Erden wohl schon gefallen lassen.

Heut' noch denkt sie an jene Maitage 1945, so muß sie, da nun Leid und Qual und alles Gequältwerden fast vergessen waren, vergnügt vor sich hin lächeln. Noch gegen Morgen war das Dorf wie der Hühnerhof, über dem der Habicht kreist. Dann, mit dem heller werdenden Tag, wurde es ruhiger in den Häusern und auf den Gassen, und die Menschen machten sich aufs

Feld. Solche sogar nahmen Hacken, Sensen und sogar oft den Pflug in die Hände, die bisher nur die Knechte und Mägde auf die Felder geschickt, weil ihnen selbst wohl das Land zu tief lag und ihr Kreuz nicht vertrug, sich zu bücken. Schule war auch keine an diesem Morgen. Der Lehrer war, nachdem man seine Flucht entdeckt hatte, vom Nußbaum genommen und nah bei der Kirche, ohne Segen und Gebet, eingebuddelt worden. Den Nachruf sprachen die Leute untereinander. Aber ein halbes Jahr später stand auf seinem Grab schon ein Gedenkstein, Gebet und Nachruf wurden noch nachgeholt. Niemand wollte wissen, wer den Stein gestiftet, niemand, wer den Nachruf verfaßt: Hier ruht . . . sein Leben war Pflicht und Opfer.

So also hatte die Jugend Zeit, sich an die Weggabelung nach Pritzwalk zu stellen und auf die Russen zu warten. Gegen neun rannten die ersten Kinder zurück. Noch mehr weiße Fahnen wurden herausgehängt. Das Vieh in den Ställen spürte die allgemeine Unruhe, muhte, kreischte, wieherte, und die Hühner gackerten, als seien auch sie außer Rand und Band.

Hülsebeck hatte das Frühstück schon hinter sich. Besser ging's ihm, denn Brot und Wurst und das Stück geräucherter Speck waren verschwunden, eh sich's Christine versah. So also in der Küche, auch ein wenig verschnaufend, hörte sie plötzlich Pferdegetrappel, vermischt mit rauen, unverständlichen Stimmen. Dazu die hellen Schreie der Kinder. Kaum hatte sie Zeit, die Hände abzutrocknen, als es gegen die Küchentür bumste, so daß sie ordentlich zusammenschrak. Ehe sie noch die Tür aufmachen konnte, wurde sie aufgestoßen, und vor ihr stand so ein Mann in einer fremden Uniform. War das ein Mensch! Groß und breit wie ein Bär, eine Pelzmütze auf dem Kopf, obwohl draußen auf den ganzen Bäumen und den weißen Bettdecken jetzt im Mai eine gute Junisonne lag. Einen Schnurrbart hatte er im Gesicht, schwarz und strähnig aufgezwirbelt, zwei kohlschwarzfunkelnde Augen; so stand er und reichte bis unter die Türfüllung. Nicht rühren konnte Christine sich, ihr Rücken war wie gelähmt.

In der Hand hielt der Mann eine Kosakenpeitsche, und sie hin- und herwippend, trat er in die Küche, an den Herd. Schlecht roch's an jenem Tag nicht, denn Christine hatte Knochen aufgestellt, einiges von den Schweineköpfen und Zwiebeln und Knoblauch dazu; der Braten stand auch schon im Rohr. Der Russe nahm von allen Töpfen die Deckel, roch überall hinein, schnupperte und verzog genießerisch den Mund; dann plötzlich lachte er breit heraus, und es tönte wie in der Kirche, wenn die Orgel anfängt zu spielen.

„Du Frau, etwas essen! Geben ja?“ sagte er plötzlich, setzte sich auf einen Stuhl, als sei er müde und hungrig, und nach einer langen Reise wolle er sich nun für eine Stunde hinsetzen. Mit einem bunten großen Taschentuch fuhr er sich über das magere, sonnenverbrannte Gesicht.

Also auch er muß essen und ist auch nur ein Mensch, so dachte Christine. Der Schreck in ihren Gliedern löste sich. Immerzu lachte er, brummelte etwas, aber nicht wie ein Bär, der einen Menschen zerreißen will, sondern wie einer, der Honig zu schlecken bekommt und schleckend über das Maul wischt. Und wie sie ihm auftrug! Er war ein richtiges gutgeratenes Mannsbild, und – unter uns – ihre Schwäche für gutgewachsene Mannsbilder wie dieser große mächtige Kerl, ließ ihm mehr geben, als sie vor Hülsebeck hätte verantworten können. Aber war nicht von Hülsebeck vorher in viele Stuben Fleisch und Wurst getragen worden? Und nahm man's richtig, so war dieser Iwan nichts anderes als all die Menschen im Dorf.

Und wie er zu essen vermochte! Hülsebeck gab ihm in nichts nach, schön, aber welch ein Unterschied! Hülsebeck schlang und würgte, schob in sich hinein, als habe er die sieben hungrigen Jahre Pharaos hinter sich, obwohl er nie noch in seinem Leben gehungert hatte. Aber dieser Iwan, dieses großschlächtige Mannsbild mit dem Schnurrbart, der aussah, als trage er den Marschallstab im Tornister, mit den frech und lustig funkelnden Augen, aß nicht weniger als er. Aber anders aß er, ganz anders! Seine Augen funkelten vergnügt, aber nicht gierig, als er den mächtigen Braten sah; er knurrte etwas, was Christine nicht verstand. Sein Hunger machte auch ihr Appetit. Sie schnitt sich auch ein Stück Fleisch.

Und wie appetitlich er aß! Mit seinem großen Soldatenmesser schnitt er wohl das Fleisch, aber wie sauber blieben seine Finger dabei! Und obwohl er große fette Stücke Fleisch in den Mund schob, war in seinen Augen keine Gier, und auch sein Mund blieb, wie er im Grunde war: beherrscht; das leis belustigte Lächeln um seinen Mund verschwand in keiner Minute.

Sein erster Hunger schien gestillt. Er sah in der Küche umher. Zuletzt blieb sein Blick auf Christine haften.

„Du Frau?“ fragte er. Christine gefiel plötzlich seine Stimme nicht. Sie war kalt, mißtrauisch, und auch der warme Glanz seiner Augen erlosch.

„Ja, ich Frau“, antwortete sie. Sah er das nicht? Ein Brett bin ich wohl nicht, und auch nicht so, daß man mich mit einem Mann verwechseln kann, dachte sie.

„Frau, so!“ antwortete er.

„Ja, Frau“, sagte Christine noch einmal, streckte dazu die Brust heraus, obwohl das kaum nötig gewesen wäre.

Er kniff die Augen zusammen, sah in der Küche umher, schärfer noch und prüfender, schob dann, ernst plötzlich, Braten und Teller von sich weg und stand auf. „Kulak du!“ orgelte er und sein Gesicht wurde zu Stein.

Jetzt erst verstand sie ihn! Gefragt hatte er sie, ob sie die Hausfrau sei, und sie, dümmlich, ein Schafszittern in den Knien, hatte geantwortet, sie sei die Frau.

„Nein, ich bin doch nicht die Hausfrau“, sagte sie, denn mit der Gnädigen wollte sie bei Gott nicht verwechselt werden. „Wie können Sie so was von mir glauben? Seh ich so aus? Können Sie mir nicht ansehen, daß ich nicht wie 'ne ausgemolkene Ziege bin? 'ne schöne Menschenkenntnis!“

Hilflos vor ihrem Schwall stand er, hob die Fellmütze, kratzte sich den kahlen Schädel und stand vor ihr, nun nicht mehr mächtig und wie ein Bär, sondern so, wie Christine oft vor dem Lehrer gestanden war, wenn sie nichts von dem, was er gesagt, verstanden hatte und auf Prügel wartete.

„Was du sagen?“ stotterte er, „Nix punjemaisch! Nix!“

Gar nichts mehr verstand sie nun! Was uns alles der Turmbau von Babel eingebrockt hat! Hätten die nicht grad so hoch hinaus wollen, gäb's nicht Russisch und nicht Deutsch, so dachte sie, nicht Malaisch und nicht Englisch, und man könnt sich mit jedem Menschen verständigen. Aber so!

Mit dem Finger zeigte sie auf sich, auf ihre Brust, und schrie so, als sei er schwerhörig: „Ich . . . ich . . . Ida! Ida!“ Und dabei wollte sie das Lachen ankommen! Aber sie blieb ernst.

Mit runden Augen starrt er sie erst an, macht ihr dann nach: „Ida . . . ich Ida!“

Ach, Teufel von Bär! dachte sie und zeigte wiederum mit dem Zeigefinger auf ihre Brust: „Ich Ida!“ Dann zeigte sie auf seine Brust: „Du Iwan! Iwan! Iwan!“

In seinen Mundwinkeln fing's an zu zucken.

„Nix Iwan!“ orgelte er. „Nix Iwan! Wassili! Wassili!“

Nun endlich! Sie schrie ihn an, immer noch so, als sei er schwerhörig: „Ich Ida . . . Du Wassili!“

So weit wären wir, dachte sie, schwitzend vor Aufregung, obwohl alle Angst vergangen war.

An den Herd stellte sie sich, fing an in der Suppe zu rühren, nur so zum Schein; zu probieren fing sie an, schüttelte sich, als habe sie Essig getrunken, und dann, mit keifender Stimme, die sich anhörte, als käme sie hinter sieben Wänden her, schrie sie: „Ida . . . Ida!“ Und noch einmal schrie sie, daß der Russe zusammenzuckte vor Schreck und Verblüffung: „Idaaaa!“ Erschrocken ließ sie den Löffel fallen, rannte zum Tisch, aufgeregt und wie aus dem Häuschen, ordnete da etwas und dort etwas, auch das Kopftuch und ging zur Tür; dabei schrie sie: „Ja, jajajaaaa!“ und knurrte so, wie sie es immer tat: „Ja, du ausgemachter Besen, du Drachen, Ziege du! Gib Ruhe, oder ich stopf dir 'ne Rübe ins Maul!“ Dabei war sie bis zur Tür gekommen und schrie noch einmal: „Ich komm' ja schon!“

Als sie sich umdrehte, das Mannsbild ansah und seine verwirrten, erschrockenen Augen, so als denke er, es habe sie gepackt, überkam sie das Lachen, als hätten sieben Teufel sie gekitzelt. Er, immer noch mit den er-

staunten hellblauen Kulleraugen, begann plötzlich auch zu lachen, dröhnend aus der Brust. Ein schönes Duett waren sie, eine Flöte und eine Trommel!

„Du nix Kulak“, vermochte er dann nach einer Weile zu sagen, und Christine, die Mundwinkel voll Lachtränen, verneinte: „Ich nix Kulak!“ Dann, da ihr immer noch ein Teufelchen im Rücken saß, brüllte sie wiederum los, und alles in der Küche klirrte, schepperte, die Teller im Schrank und die Töpfe auf dem Herd. Um ihm den Spaß zu machen, ließ sie alles, was sie in den Händen hatte, fallen, rannte zur Tür und knurrte: „Ja, du ausgemachter Besen! Du Drachen! Du Biest! Gib Ruhe, sonst stopf ich dir 'ne Rübe ins Maul!“

So stand sie an der Tür und sah, wie sich plötzlich seine Augen verwandelten, ernst und hart wurden. Sie hörte, wie hinter ihr die Tür zuknallte, ohne daß sie gehört hätte, daß sie geöffnet worden war. „Drachen ... Kulakin ... Kulak!“ knurrte er. Im Haus flog wieder eine Tür zu, knallend durch alle Räume tönte es. Wassili aber wurde ganz anders, so als habe er den Teufel gesehen oder dessen Großmutter. Er setzte sich die Fellmütze auf, hob die Hand an den Kopf, so richtig militärisch streng, und sagte: „Danke für Essen, Frau Ida! Ich gehen. Du nix Kulak. Du Ida!“

Christine hätte ihm noch gern gesagt, daß sie nicht Ida heiße, aber wie hätte er das verstehen können. Es klang ihr auch anders, als er Ida sagte, ganz anders. Offen gesagt, es machte ihr nichts aus, gar nichts. Von ihm gesprochen, hörte es sich sogar gut an.

Die Russen schienen bleiben zu wollen, nicht nur für einige Tage. Sie quartierten sich in der Scheune der Dorfwirtschaft ein. Im Dorf gab's ein Getetze hin und her, und zwischen den Menschen die seltsamsten Blicke. Mißtrauen gab's, abwartende Mienen, und manche benahmen sich, als seien die Russen Götter, denen man die Fersen lecken mußte. Seltsam zudem, daß es zumeist die waren, die erst am gestrigen Abend Uniformen und Abzeichen vergraben hatten. Aber die Russen! Kein Glück hatten die Fersenlecker bei ihnen. Wie Stein waren die Burschen, und dabei hatte Christine doch schon gesehen, daß Wassili, dem sie einigemal durchs Dorf nachgesehen hatte, ein ganz umgänglicher, bei Leibe kein steinerner Mensch war.

Hin und her durchs Dorf wanderten sie, blieben da auf einem Hof stehen, lachten über einen Pflug oder einen der Kornmäher, gingen in einen andern, um auch dort wiederum sich über irgend etwas lustig zu machen. Gingen sie, wurden die Türen schnell hinter ihnen zugestoßen. Bei Anton Poncek, der am Ende des Dorfes in einer kleinen halbverfallenen Landarbeiterkate wohnt, blieben sie länger, und als sie ihn verließen, kam Anton mit bis auf den Dorfweg.

Gegen Mittag aber, als der Himmel strähnig, voll Mairegen über dem

Dorf hing, kam Wassili wieder zu Hülsebeck auf den Hof; nun aber nicht mehr allein, und auch nicht mehr unbewaffnet. Drei Burschen mit Gesichtern, als hätten sie den Leib voll Patronen, gingen hinter ihm her. Sie trampelten direkt in den Kuhstall, rissen alle Tore auf, trampelten hinein, als seien sie zu Hause. Hinterm Küchenfenster stehend, sah Christine zu. Nach einer Weile kamen sie wieder aus dem Stall, und der letzte von ihnen, ein kleiner kecker Bursche mit einer platten Nase, zog hinter sich Emma, die letzte Kuh Hülsebecks her. Christine kam es hoch im Hals, aber obwohl sie Angst hatte, stürzte sie hinaus. Vor Wassili pflanzte sie sich auf, gleich einem Grenadier, schrie ihn an: „Wassili, was fällt dir ein? Stiehst du? Steht nicht schon in der Bibel, du sollst nicht stehlen?“ Eine ganze Litanei schlug sie ihm um die Ohren, aber viel Wirkung schienen diese hohen schrillen Pfarrerstöne nicht zu haben. Rasiert und gewaschen jetzt, machte er wohl ein freundlicheres Gesicht, aber Christines Wortschwall ließ ihn kalt.

„Kuh . . . Kulak!“ Mit seiner Hand zeigte er auf die Kuh, dann zum Haus hinüber, verächtlich und voll Feindschaft, und brummte noch einmal: „Kulak!“

Die arme Emma! Hatte sie Christine so darum gepflegt und gemolken und ihr immer das beste an Grünfutter und Schrot gegeben, damit sie nun in einem Kompaniekessel endete? Augen machte sie, als weine sie, die Kuh, und auch Christine standen die Tränen dicht unter den Lidern. Sie konnte sich kaum mehr zusammennehmen. „Wassili, hör“, schrie sie ihn an, drohte ihm sogar mit der Faust, „wenn du die Kuh nimmst . . . ! Nicht Kulak“, log sie frech, „nicht Kulak die Kuh, sondern mein. Kuh ist Ida!“ Wie er auf die Kuh zeigte und dann auf's Haus, so zeigte sie nun auf die Kuh und auf das Haus: „Kuh nicht Kulak! Kuh Ida! Idaaa! Mein!“

Erst starrte er verdutzt, dann fing er breit an zu strahlen, und nahm sie, recht freundschaftlich, versteht sich, in den rechten Arm. Dazu lachte er und brummte was auf russisch. Die Soldaten hatten plötzlich auch keine Patronen mehr im Leib. Sie schnatterten alle zusammen, und Christine, immer noch den Arm Wassilis auf der Schulter, dachte: Wenn ich ihn nur verstehen würde!

„Deine Kuh?“ fragte Wassili, verschmitzt unter dem Schnurrbart durch.

Christine nickte und schlug ihm, nur zum Schein, auf den Arm, da es sich in diesen kräftigen Männerarmen nicht schlecht ruhen mußte, und auch einen Augenblick länger in ihm zu ruhen, als vielleicht anständig gewesen wäre.

„Meine Kuh, klar“, sagte sie und wurde nicht einmal rot dabei.

„Gut“, antwortete er, gab dem Soldaten, der die Kuh hielt, einen Befehl, und der, wohl etwas widerwillig, brachte sie in den Stall zurück. Christine atmete auf.

Aber damit gab sich Wassili, dieser schlaue Teufel, noch nicht zufrieden. Nachdenklich, als suche er Worte, sah er Christine an, und unter seinem hellblauen, durchdringenden Blick war ihr gar nicht wohl. Mit seiner Kosakenpeitsche schlug er sich an die Stiefelschäfte, zwirbelte den Schnurrbart und fragte: „Küh von Kulak? Wo?“

Ach so! So ein Teufel von Mannsbild! dachte sie.

Sprudelte heraus, schnell wie eine Fontäne: „Hülsebeck hat doch gestern alle Kühe verschenkt, alle Kühe und auch drei Schweine. Den armen Landarbeitern hat er sie gegeben! Und dann hat er noch . . .“

Wassili hob verzweifelt die Arme. Christines Sturzflut aber schoß weiter: „Nun klar, glaubst du, er sei ein Unmensch? Alle Kühe hat er verschenkt und die Schweine auch!“

„Langsam . . . langsam!“ Wassili starrte hilfesuchend auf einen der Soldaten. Dieser, gleichgültig bis jetzt, erzählte ihm etwas.

„Verschenkt?“ fragte Wassili dann.

„Verschenkt!“ antwortete Christine.

„Wo Kulak?“ fragte er weiter, und sein Arm fiel von der Schulter.

„Krank“, antwortete Christine, „schwer krank!“

„Ach . . . ach . . .!“ Und sie sahen sich alle vier an, und Christine verstand ihre Blicke nicht, und etwas in ihren Augen wollte ihr nicht gefallen. Sie sprachen untereinander, und es hörte sich an wie eine vielstimmige Orgel, aber diese Orgel verstand sie nicht.

„Wo Kulak?“ fragte Wassili.

Christine zeigte auf das Haus.

„Dawai!“ sagte er. Christine ging vornweg und alle vier hinter ihr her, und als sie in den Flur kamen, stand dort Frau Hülsebeck, sauber aufgeputzt in ihrem dunklen Kleid mit Spitzenkrause, und verbeugte sich tief vor den vieren. „Seien Sie willkommen!“ sagte sie, und in ihrer Stimme war der Betstuhl. Wassili, dieser grobe Teufel, lachte geradeheraus, und seine spitzbübischen Funken in den Augen spritzten hell auf.

„Dawai“, sagte er, ohne sie weiter zu beachten, und Christine ging vornweg ins Schlafzimmer, in dem es nach Schnaps und Zigarren roch, und wo Hülsebeck, die Beine an der Wäscheleine, bleich und nun wirklich wie ein Schwerkranker im Bett lag.

Die Frau, an uns vorbei, nahm die Schnapsflasche und schenkte in kleine, fingerhutgroße Gläschen ein, reichte sie, und die vier Burschen tranken. Verdutzt sahen sie sich an, lachten schallend, und einer, der kleinere, der Deutsch sprach, nahm der Alten die Flasche aus der Hand, reichte sie Wassili und der trank, und die anderen drei tranken auch, und da war die Flasche leer.

„Was krank?“ fragte Wassili. Einer der Burschen sagte etwas auf russisch

und die anderen lachten, und Christine war nicht wohl bei dem Lachen. Frau Hülsebeck zupfte an der Decke, als sei sie unordentlich, und dabei kamen die beiden Gipsbeine zum Vorschein. Wassili schien betreten und das Lachen der Soldaten verstummte.

„Was krank?“ fragte er wiederum.

„Vom Heu ist er heruntergefallen, in der Scheune“, antwortete Frau Hülsebeck weinerlich und gab Christine einen drohend warnenden Blick, der sie schaudern machte. Hülsebeck nickte bleich und weinerlich.

Christine aber leuchtete nun eine Laterne, eine gar helle Laterne! Es verschlug ihr die Sprache. Vom Heu in die Tenne heruntergefallen . . . Ja, ich wohl, und auf den Kopf dazu! Und anstatt ihn einzugipsen, ganz, hab ich nur seine Beine zu Säulen gemacht!

„Arzt, wo Arzt?“ fragte Wassili.

Verzweifelt, mit den Augen einer gefangenen Ratte, blickte Hülsebeck hin und her. Die Frau zupfte an der Decke herum, wischte sich auch dann und wann über die Augen. Christine aber war immer noch, als sei sie vom Heu auf die Scheunentenne gefallen.

„Bei diesen Zeiten“, weinerte die Alte, „wo gibt's denn da einen Arzt?“

„Aber wenn er von der Tenne gefallen ist“, warf Christine ein, voll Wut über den Betrug, „muß unbedingt ein Arzt her.“

Gut war's, daß Hülsebecks Beine an der Wäscheleine festgebunden waren. Er sah aus, als hätten ihn auch die Gipsbeine nicht abgehalten, aufzustehen und auf Christine loszugehen, wenn er mit ihr allein gewesen wäre!

„Mach, daß du rauskommst“, knurrte er.

„Wir wollen ihn heut' ins Krankenhaus bringen, in die Stadt“, sagte die Alte.

„Aber ein Arzt muß ihn doch einweisen“, beharrte Christine, „ohne Einweisung kann niemand ins Krankenhaus. Und wer weiß, ob man ihn überhaupt transportieren kann? Bei so einem Sturz auf die Tenne kann noch mehr brechen als nur die Beine.“

„Misch dich nicht ein, Ida“, knurrte Hülsebeck, „mach, daß du rauskommst!“

Frau Hülsebeck aber schnitt ein Gesicht, als sei sie bereit, Christine die leere Schnapsflasche über den Kopf zu schlagen.

Die vier Russen redeten miteinander, und Christine, schlau geworden, sah die verschmitzten schlaun Augen Wassilis, sah ihnen an, daß er Hülsebeck bis auf die Knochen sah und der Frau auch weiter als bis aufs Fleisch; die drei Soldaten lachten, als Wassili geendet hatte, hell heraus. Einer ging dann.

Wassili sagte zu Christine: „Dawai . . . komml!“ Zwei Soldaten blieben in der Schlafstube, und Christine ging mit Wassili durchs Haus, aber sie wußte

nicht, wohin sie mit ihm gehen sollte. Durch alle Zimmer gingen sie, zuerst stand er eine Weile im sogenannten Herrenzimmer. Dort gab's ein mächtiges Büfett, der Stube nach Maß zugeschnitten, einen Schreibtisch, als sei Hülsebeck ein ausgemachter Advokat, und einen Bücherschrank, in dem aber keine Bücher mehr waren. Ein Sofa und zwei Sessel standen in dem Zimmer, mächtig und gemacht wie für Männer von mindestens zwei Zentnern. Wassili sagte nichts. So gingen sie durch jedes Zimmer im Haus und kamen auch auf Christines Stube. Immer noch sagte Wassili nichts, und sie standen eine Weile nebeneinander, und Christine, obwohl durchs Dorf gar greuliche Gerüchte gegangen waren und immer noch gingen, war ohne Furcht. Auf dem Dachboden blieb er dann stehen, sah sich all die umherstehenden Möbel und den ganzen Kram an, schweigend und tief versunken. Erst als sie wieder die Treppe hinuntergingen, sagte er: „Warum? Warum er alles ... du nichts? Viele Sachen er ... Menschen im Dorf nichts!“

Was hätte Christine zu antworten vermocht? Verstand sie ihn denn? Eine andere Sprache war das; um sie aber zu verstehen, mußte man mehr verstehen und mehr sehen, als Christine zu damaliger Zeit verstand und sah. Und solange sah sie nichts, bis ihr Thonke den Starr schnitt, der kein grauer und kein schwarzer, sondern ein weißer Star war.

Jahre später, an jenem Abend, da Thonke zum erstenmal ins Haus gekommen war, lag sie früh schon auf ihrem Bett, allein mit sich. Kreisend vor ihr, wie eine nicht zu verjagende Hummel, die Frage: Thonke, was hat er mit den Russen zu tun? Wieso sind die Russen schuld? Sie grübelte und faltete das Bilderbuch ihrer vergangenen Tage auseinander. Auf einer Seite war folgendes Bild: Von Wassili geholt, war der russische Doktor gekommen, hatte den Gips aufgesägt, und als Hülsebeck aufgestanden und gegangen war wie jeder normale Mensch, auf zwei gesunden Beinen, hatten alle fünf ein tolles Gelächter angestimmt. Angezogen, ein Gesicht wie aus mattgewordenem Holz, in den Augen rotspritzende Wutfunken, hatte er mitgehen müssen auf die Bürgermeisterei, eine Schenkungsurkunde zu unterschreiben. Die Tinte spritzte über das Papier. Alle um ihn herum, Anton Poncek, die Torstenschen und einige andere, die Vieh bekommen hatten, konnten nur mit Mühe das Lachen verbeißen. Als Hülsebeck auf der Dorfgasse stand, blickte er mit den Augen eines Brandstifters umher, auf die Häuser, die Ulmenbäume an der Gasse, auf die Kirche; fremd war alles.

Wohl war er, wie er nachher sagte, ein gebrochener, ein ruiniertes, ein vollständig erledigter Mann, rappelte sich aber schnell wieder hoch. Manche Nacht, sollte ein Kalb geworfen werden, hat Christine im Stall gewacht; eins, ein mageres kränkliches Ding, mit der Flasche aufgezogen; mancher Muttersau hat sie geholfen, daß alles in Ordnung ging. Hülsebeck stand in

den Nächten nahbei im Stall, brennend die Augen, gab Ratschläge und Winke, ohne je etwas anzufassen. All seinen Worten aber hörte man an, daß er ein tüchtiger Landwirt war. Und an solch einem späten Abend, im Stall, auf einer Strohschütte, war er dann über sie gekommen.

So in der Nacht, während bleich das Mondlicht in ihr Zimmer fiel, blätterte sie im Bilderbuch ihrer Tage, ohne gewahr zu werden, daß ein neues aufgeschlagen wurde von ihr und der Zeit.

Sie dachte an Wassili und hatte dabei den kräftigen Geruch von Roggenbrot in der Nase, von solchem, das eine feste braune Kruste hat, an dem man lange kauen muß, ehe man's runterkriegt, und von dem man, hat man es dann geschluckt, noch lange den guten Geschmack von sommerlicher Erde und verbranntem Holz im Mund spürt. Und nun, da ihre Gedanken von Wassili zu Thonke wie von einem Berg zum anderen sprangen, wurde sie wieder von all diesen Gefühlen und Gedanken gepackt. Auch die nun nicht mehr jungfräulichen, sondern fraulich reifen Gefühle und Schmerzen wiegten sie nicht in den Schlaf. Der Frühling mit dem Weißdornduft und Kirschblütengeruch trug sie aus ihrer Kammer in der Mark ins Dorf nach Böhmen. Da aber, als sich diese Seite ihres Bilderbuches entfaltete, legte sie ihr Gesicht in die Hände und weinte.

Besser als liegen zu bleiben und sich in seinen Schmerzen zu suhlen, und das Bett einem zu weich, zu warm wird und die Grübelnadeln einen an tausend Stellen stechen, ist aufzustehen und ein Glas Wasser zu trinken. Oder zu schlendern über die nächtliche Dorfgasse, sich zu unterhalten mit einem, dem auch die Nacht zu lang, zu warm, zu quälend ist. Nicht schlecht auch, sich an eine Hausecke zu stellen und das stille Dorf, die efeubewachsene Kirche, die alten Linden auf dem Friedhof anzusehen, und zu hören auf das Traumzwitchern der im Gemäuer nistenden Spatzen. Und katzengoldglänzende Sterne blicken einem augenzwinkernd zu.

So also geriet Christine in die Küche, trank, da sie annahm, Wasser kühle auch innere Schmerzen, ein Glas; da es ihr aber die Kehle kaum netzte, goß sie sich auch noch welches übers Gesicht. Als ob ihr das Gesicht allein gebrannt hätte!

Aber die Schrecken in den Knien vergingen nicht. In der Brust saß etwas, das pochte mit dünnen Fingern von innen her. Und dazu war die Stille im Haus, als sei alles ausgestorben.

Das Glas stellte sie weg, nachdem sie noch einmal getrunken, hantierte hier etwas, dort und an jenem, immer voller Angst, wieder in ihre Kammer gehen zu müssen. Wie sie durch die Küche schlurfte, sah sie, daß irgend jemand ihren Tonkrug, der voller Phosphatdünger immer auf dem Hof stand, hereingebracht hatte. Zwei Stück hatte sie von dieser Sorte. Einer stand im Hof mit Kunstdünger für Gemüse und Blumen, und in dem an-

dern hielt sie die Zwiebeln kühl. Wütend, daß sie den mit dem Kunstdünger in der Küche fand, trug sie ihn, ohne lange hinzusehen, wieder in den Hof zurück.

Welche aufgehellte Nacht! Welcher Friede! Nur in ihr war immer noch das dünne Pochen. Leis schlich sie in den dünnen Mondschaten an der Scheune, stand dort, ans Tor gelehnt, eine Weile und noch eine Weile. Die Sterne zwinkerten wieder, und der Duft der Apfelbäume nah aus dem Garten klemmte ihr das Herz zusammen. Da, während alles immer in ihr durcheinanderging, hörte sie die Haustür gehen. Schmal machte sie sich, voll Furcht, Hülsebeck könne wach geworden sein und sie gehört haben, und nun, wie er sei . . . Sie schauerte zusammen. Sie machte sich flach wie ein Brett. Hier in der Nacht gefunden zu werden . . . Wohl auf einen Burschen gewartet? Im letzten Heu der Scheune die lange Nacht wohl kurz gemacht? Oder gar wohl was gesucht, was man in der Scheune vom Hof tragen kann? Eier oder auch eine Henne?

In der hinteren Haustür erschien Hülsebeck, angetan mit einem festen, bis an die Knie reichenden Rock und einem Hut, der das Gesicht verdeckte, sicherte umher wie ein Fuchs, der seinen Bau verläßt. Hinter ihm stockerte Frau von Knüllendorf die Treppe hinunter. Hülsebeck hielt etwas in seinem Arm, was Christines Zwiebeltonkrug verteuelt ähnlich sah. Er ging einige Schritte voraus, und da ihm die Luft rein schien, winkte er der Frau. Sie gingen zum Holzschuppen, wo er sich einen Spaten nahm, und eilten dann dem Garten zu. Er grenzt ans freie Feld. Nah bei Christine gingen sie durch, und sie drückte sich gegen das Scheunentor. Hätte Hülsebeck nicht etwas geraunzt, was sie nicht verstand, wäre es um sie geschehen gewesen, so laut klopfte ihr das Herz. Aber dann quietschte das Gartentürchen, kaum noch zu hören waren ihre Schritte, und es wurde wieder still auf dem Hof. Torax winselte im Traum. Christine atmete auf. Die Aufregung aber hatte Christine beruhigt und auch das kleine Teufelchen in ihrer Brust schien müde.

Sie huschte in ihre Kammer, und als sie sich die Decke über den Kopf gezogen, schien auch die Mainacht verblaßt, müde geworden zu sein.

Stachu Quietzing, ein breitschultriger, mächtiger Mensch, mit Augen, hinter deren Lidern das alte Mißtrauen all seiner Vorfahren lauerte, das von Landarbeitern, polnischen Schnittern, Pferdeknechten und Kuhmägden, hatte in den Tagen, da Kolgart, der Pascha, auf Brautschau gewesen war, das Vieh versorgt. Nah beieinander wohnten sie, kannten sich schon seit den Tagen, da sie rotznasig durchs Dorf gelaufen, nichts besessen hatten als eine verrostete Messerklinge in der Tasche, Schmutz an den nackten Beinen, Dreck in den Ohren, und jetzt, nach dem Krieg, hatte auch jeder ungefähr gleichviel. Knapp neun Hektar Land mit nicht allzugroßem Unterschied in der

Bodenqualität hatte jeder bekommen, eine Kuh dazu, ein Ferkel noch, aber obwohl Stachu damals noch nicht zurück war, schlug bei ihm im Stall alles besser an als beim Pascha. Seltsam, die Schweine wuchsen schneller, die Kühe gaben mehr Milch, die Hühner legten schneller größere Eier. Der Pascha fluchte oft so, daß alle Scheiben schepperten. „Mein Vieh ist verhext! Unter meinem Haus muß eine falsche Wasserader liegen!“ Er wußte sich nicht zu helfen und konnte keinen Grund finden für den Mißwuchs im Stall und auf dem Land. Gut, seine Kehle war trockener als die von Stachu, einverstanden, aber was hat das mit dem Stall zu tun? Konnte er etwas dafür, daß ihm auch der Schnaps schmeckte, den er selbst zahlen mußte? Darüber sprach jeder im Dorf: Stachu schmeckte der Schnaps nur, wenn er ihn nicht bezahlen mußte, und dann war seine Kehle genauso trocken, ja trockener als die des Paschas.

So in Gedanken ging Stachu über die Gasse dem Haus des Paschas zu. Licht hatte er gesehen; als er vom Land heimkam, hatte er es gespensterhaft durch alle Räume huschen sehen und gedacht: Da ist er also nun!

Fliegende Abendschatten lagen über den nahen Hütten. Gefüttert wurde überall das Vieh, gemolken und getränkt, und Stachu glaubte, den Geruch frisch gemolkener Milch zu spüren. Hunde streunten noch umher, jagten einander und kläfften sich mit den Stimmen boshafter Menschen an.

Die Haustür war verschlossen. Stachu klopfte, aber ihm wurde nicht geöffnet. Nie früher war die Tür zu Paschas Haus verschlossen gewesen. Neue Herren, neue Sitten! Er stapfte zum Küchenfenster, und groß wie er war, vermochte er durchs Fenster in die Küche zu sehen. Am Tisch saß eine mächtige, großbrüstige Frau, hatte die Bluse geöffnet, als sei ihr zu warm; in jedem Arm hielt sie eines der Pekinesenhündchen. Pascha stand am Herd und rührte in einer Pfanne. Er kam zu der Frau, die Hündchen belferten wütend, und da er nun zwischen der Frau und dem Fenster stand, vermochte Stachu nichts weiter zu sehen. Vermuten konnte er, was geschah. Er hörte das quellige fette Lachen der Frau, das Kläffen der Hündchen und dazwischen die schütterere Stimme des Paschas:

„Tu man nicht so!“

Dann schrie er auf, und Stachu, lautlos in sich hineinlachend, sah, daß einer der kleinen Kläffer sich in seiner Hand verbissen hatte.

„Biest, verfluchtes!“ schrie Pascha und wirbelte das Hündchen umher, bis es, die Zähne lösend, wieder im Schoß seiner Herrin landete. Stachu sah ihre wütenden Augen. Gott hilf dem Pascha, niemand sonst kann ihm helfen. Sein Kreuz hat er gesucht und hat jetzt eines gefunden mit scharfen Kanten, und nie mehr wird er es von seinem Nacken werfen können.

„Nu mach schon mit den Eiern!“ schrie erbost die Frau. Die Hündchen sekundierten mit der gleichen Bosheit in den Augen. Der Pascha nahm die Pfanne vom Herd, bückte sich zu einem Teller nah neben der Frau und

schüttete die gebratenen Rühreier hinein. Die Hündchen purzelten wie Wollbälle aus den Armen der Frau und stürzten sich auf den Teller, wichen, sich die Zungen schleckend, jaulend zurück.

„Du hättest die Eier nicht so heiß machen sollen“, schimpfte die Frau. Sie erhob sich ächzend, nahm engatmig eines der Hündchen auf den Arm, schnaufte, streichelte das Hündchen, und setzte sich wieder. Nun, da fahl das Licht ihr Gesicht traf, sah Stachu, wie aufgeschwemmt es war, die Augen gerötet, als habe sie zuviel im Rauch gegessen. Schweigen war in der Küche. Pascha begann Geschirr in einen Schrank zu tun, der, ohne Farbe fast, aussah, als habe er Wochen und Wochen im Regen gestanden.

Stachu klopfte ans Fenster. Die Hündchen kläfften auf. Die Frau zuckte zusammen. Aus dem nahen Wald schrie ein Käuzchen.

Stachu, als er in die Küche trat, wich verblüfft zurück. Geschirr stand umher, wie er nie noch welches gesehen hatte. Zerbeulte Bratpfannen, Emailtöpfe, von denen das Email gesprungen war, Tassen mit Sprüngen und Messer und Gabeln, die der Rost fast zerfressen hatte.

Sie begrüßten sich. Stachu fühlte den Blick der Frau; er war weich und kroch ihm über den Leib wie eine nasse Kröte. Pascha fiel in ein freundliches Gelächter, in ein Gerede, das dahersäuselte wie warmer Frühlingsregen. Schon am Nachmittag hätten sie hier sein wollen... aber man muß verstehen... In Pritzwalk sei man hängengeblieben... man müsse doch mit den Freunden ein paar Minuten an der Theke stehen... er sei keiner, der seine Frau in der Küche verstecke... Dabei blinzelten seine Augen spitzbübisch, Verstehen suchend, zu Stachu hinüber, ohne jedoch den Ausdruck des Hündischen, der Furcht, verlieren zu können.

„Deine Kleider kannst du jetzt dann bald im Stall aufhängen“, sagte Stachu.

„Hmm... hmm...“, machte Pascha.

Übers Knie sollte man ihn legen, durchprügeln, jeden Tag mindestens zweimal; morgens mit Prügel wecken und abends mit Prügel in Schlaf wiegen. Melker will er sein und läßt die Kühe bis an den Leib im Dreck stehen. Bauer will er sein, und anstatt die Kartoffel in den Boden zu bringen, kutschiert er durch die Gegend und bringt sich was ins Bett. Und dann noch so was! Stachu kennt sich aus. Obwohl er immer im Dorf gewesen ist, bis auf die paar Ausflüge dem Adolf zu Gefallen, dem nach Dänemark, dem nach Frankreich und noch dem in die Eifel, weiß er, was an einem Gesicht dran ist. Und an dem Gesicht der Frau da... Zu allen Nothelfern muß man beten, so was von Frau zu entrinnen, allen Heiligen danken, im eigenen Haus ein Wesen zu haben, mit dem man den Umständen gemäß zufrieden sein kann, obwohl auch da... Nun, Gott schlägt halt mit dem, was ihm grad in die Hände kommt.

Und dem Pascha wird ungemütlich unter dem schweisgsamen Blick von Stachu, ungemütlicher noch, als er sieht, daß die beiden Hunde, leer wie nun der Teller ist, sich neidisch anklaffen, als wollten sie sich den Fraß noch aus dem Magen reißen.

„Muß dem Vieh noch Wasser geben“, knurrt er, verflucht sich und zugleich den andern, der da sitzt, weil er ihn hat bitten müssen, das Vieh zu besorgen.

„Nachbarn sind wir doch“, so hat er gesagt, „muß mal in die Stadt... die Frau holen.“

„Jeder muß mal“, hat Stachu gegrinst.

Und während der Pascha in den Stall geht, denkt er plötzlich übellaunig, verzweifelt: Wenn doch alles abbrennen würde... oder wenigstens zusammenstürzen... oder wenn... aus dem Dorf hätt' ich raussollen! Alles, diesen dreckigen Boden, Güteklasse acht, dieses roh zusammengeschusterte Haus, leer, ohne Möbel wie es ist, dieses ausgehungerte Vieh mit den Rippen wie Kleiderhaken, alles hätt' ich lassen sollen, wo es ist, und mich selbst... hol's der Teufel.

Im Stall ist es dunkel, mulmig, es stinkt, als läge die Jauchegrube direkt unter den Kühen. Er rutscht aus im Dreck, flucht, schimpft und tritt der ersten Kuh, die ihm in den Weg kommt, schimpfend in den Leib.

Derweil sitzen die beiden da in der Küche, der Mann und die Frau, voneinander am Tisch. Die Frau hat die Hündchen im Arm, streichelt eines, und das im andern Arm leckt mit der spitzen rötlichen Zunge über die schlaaffe Wange der Frau. Der Stachu hat sich einen Stummel Zigarre aus der Tasche geholt, zündet ihn an, pafft, versucht sein Gleichgewicht zu halten.

„Sie sind doch sicher nicht von hier?“ fragt die Frau.

Stachu murmelt etwas, von dem er selbst nicht weiß, bedeutet es Zustimmung oder Ablehnung.

„Man sieht es Ihnen an“, sagt die Frau.

Stachu pafft; mit runden Lippen versucht er Rauchringel in die Luft zu stoßen.

„Wie Sie das können“, sagt die Frau.

Ihre Hand ruht nun auf dem Tisch. Ihre Hand rutscht näher. Stachus Augen werden groß, er beißt auf den Zigarrenstummel, daß ihm die Tabaksoße die Lippen verbrennt. Die Hand der Frau ist wie ein fünffüßiges, aufgequollenes Fabeltier, langsam, stetig, kriecht es über den Tisch.

„Hmm...“, macht der Stachu. Hustet dann so, daß es ihn schüttelt.

„Verschluckt?“ sagt die Frau.

„Dieser Tabak!“ keucht Stachu und denkt: Das hat mir noch gerade gefehlt. So ein Luder, ein ausgemachtes, so eine, die sich hinlegt, wo nur der Boden eben ist, so eine Töle, der ins Garn gehen... Das ist schon so eine

Rache! Grund hätte er oder glaubt er zu haben, sich am Pascha zu rächen. Heimgekommen nach diesem Marsch durch Deutschland, geflohen aus dem Lager bei Lörrach in Baden, hatte er geglaubt, in ein Paradies zu kommen. Die Frau hatte geschrieben: „Hier hat es Land gegeben. Ich habe acht Hektar genommen. Das können wir schaffen, wir zwei. Die Kinder können dann noch dazukaufen. Einen Bauplatz hab' ich auch schon. Komm nach Hause! Wir brauchen dich.“ Er hatte einen französischen Wachsoldaten niedergeschlagen, war durch die verschiedensten Sümpfe und auch durch Flüsse gewatet oder geschwommen, je wie es kam, und war drei Wochen später zu Hause gewesen. Das waren Tage! Die Frau war wie toll. Und das war in den Nächten kaum noch auszuhalten gewesen. Und dann waren da Stimmen gewesen: na ja, der Pascha . . . Und da war ihm ein Floh ins Hemd und dort einer ins Ohr gesetzt worden, und an einem Abend, das Hemd und alle Ohren voll Flöhe, war er in der Küche losgeplatzt: Was ist los! . . . Dieser Filou . . . Hast dich wie eine Hündin am Zaun entlang gedrückt . . . Seine Frau hatte tiefschwarze Augen. Ihr Haar schimmerte bläulich. Ihr Gesicht war glatt wie abgehobeltes Ebenholz. Und ihre Augen waren, als sie seine Stimme und seine Worte hörten, wie die einer Katze: träge, lustlos, funkelnd. Als er nach ihr griff, da sie schwieg und ihn anstarrte, war es, als griffe er nach einem Schatten. Das Kohleneisen sauste ihm über den Kopf, und er hörte sie schreien: „Kommandieren . . . mich? Herkommen und sich ins gemachte Nest setzen und dann noch Pascha spielen?“ An jenem Abend war er geflüchtet. Weder sie noch er hatten je auf diesen Abend Bezug genommen. Jetzt manchmal scheint ihm, als habe er alles nur geträumt.

Stachu drückte seinen Stummel in die Herdasche. Die quallige Hand der Frau kam näher. Von weit her, aus dem Stall, hörte man die fluchende Stimme des Paschas. Stachu nahm die Tür in die Hand, verschwand. Paschas Frau hat das nie verwunden, so lange sie im Dorf lebte. Tauchte irgendwo der Stachu auf, selbst bei einer Festlichkeit, machte sie, daß sie davonkam.

Angst kann einem wie ein dicker Klumpen Werg im Hals sitzen. Angst kann das Herz mit dünnen Fingern pressen, daß einem ist, als ersticke man. Angst kann die Kniekehlen mit Ruten schlagen, und man glaubt, keinen Schritt mehr tun zu können.

Hülsebeck fühlte Werg im Hals. Frau von Knullendorf hätte gern das Kleid geöffnet, um die kalten Finger von der Brust zu reißen. Sie gingen, nah beieinander, an einem Kornfeld entlang, in das der Wind schlug. Rauschte das Korn einmal lauter, verhielt die Frau, horchte zu den Gärten hinüber. Hülsebeck knurrte etwas, fluchte, ohne daß die Frau es hörte, ging eiliger.

Der Friedhof liegt mitten zwischen den beiden Dörfern. Fein säuberlich ist er durch eine grünbewachsene Mauer in zwei Teile getrennt. Was im Leben nicht zusammengehört, darf auch der Tod nicht zusammenführen. Die eine Hälfte des Friedhofs ist mit hohen Buchsbäumen und Edeltannen bewachsen, unter denen glattpolierte, marmorne Grabmonumente stehen, obwohl es weit und breit keine Marmorbrüche gibt. Nachgedunkelte Inschriften sind kaum noch zu lesen. Die andere Hälfte des Friedhofs ist weder von Buchsbäumen noch von Edeltannen bewachsen; auch keine marmornen Monumente gibt es. Auf kleinen, krummen und grünbemoosten Holzkreuzen kann man die Inschriften kaum mehr lesen.

Auf diese Hälfte des Friedhofs gingen die Frau und Hülsebeck nicht zu. Ehe sie noch an einem verwahrlosten Grab mit einem Sandsteinkreuz hielten, horchte Hülsebeck; da aber nichts zu hören war und er sich wohl getäuscht haben mußte, begann er mit dem Spaten den Boden aufzubuddeln. Die Frau stieß ihn plötzlich in die Seite. Deutlich waren Schritte auf dem Katzenkopfpflaster zu hören. Selbst Pfeifen war zu hören, ein fröhliches Sichräuspern, wenn die Lippen zu trocken geworden waren. Hülsebeck duckte sich ins Gestrüpp. Frau von Knullendorf bebte an allen Gliedern. Wind, der sich im Gestrüpp verfing, ließ sie schauern. Der späte Wanderer – wer wohl mochte es sein? – verhielt, auf der Höhe des Friedhofs angekommen, eine kurze Weile, um dann, etwas vor sich hin brummelnd, wieder weiter, dem Dorf zuzugehen.

„Verschwinden wir, los“, knurrte Hülsebeck.

Er stellte den Tonkrug in das kaum reichende Loch, warf einige Schaufeln Erde drüber und packte sich Hacke und Spaten über.

„Aber wir können doch nicht . . .“

„Glauben Sie, ich will ins Gefängnis?“

„Die Asche des Seligen kann man doch nicht einfach so . . .“

Sie begann zu weinen, hielt die Hände vors Gesicht und in Hülsebeck stieg es auf, als müsse er nun lospreschen.

„Still!“ flüsterte er. Er horchte, und auch die Frau unterdrückte ihr Wimmern.

Die Schritte kamen wieder näher. Das Katzenkopfpflaster schien zu dröhnen. Das Pfeifen des späten Wanderers war wieder zu hören, seine sich räuspernde Stimme. Hülsebeck drückte die Frau neben sich ins Gebüsch.

„Nur in heimatlicher Erde . . .“, schluchzte die Frau.

„Es kann ja nicht mehr lange dauern“, flüsterte Hülsebeck, schwitzte und fluchte, bereit, alles hinzuwerfen und zu flüchten. Er sah umher. Kreuze sahen ihn an, Grabmonumente, dunkle Edeltannen und Buchsbaum, der im Mond altsilbern glänzte. Das Schluchzen der Frau machte, daß auch ihn schauderte. Er horchte. Nichts rührte sich. Nur der Wind im Geäst knarrte.

Lange horchte er. Auf dem Katzenkopfpflaster schienen nie Schritte gedröhnt zu haben.

Schlaf kam für Christine, aber welch ein Schlaf! Draußen wußte sie den Himmel mit den zwinkernden Sternen, Häuser an den Gassen, und in den Stuben die Menschen. All die Jahre in der Fremde hatte sie sich sehr zusammengenommen. Allein, wie sie auf der Welt war, hatte sie mehr als nur ein Taschentuch zerbissen, und hätte sie alle gesammelt, die Tränen, hätte sich mehr als ein Krug gefüllt.

Tanz? Geselligkeit? An Händen, die nach ihr griffen, hatte sie schon, als sie sich ihnen ergeben hatte, an Hülsebecks übergenuß. Nahm auch an, daß die anderer Männer nicht sauberer, nicht zarter waren. Immer sah sie in den Augen aller Männer den einen Gedanken: Es gibt ja einen Frauenüberschuß; von der langhaarigen Sorte ist genug da. Und wie ein übriggebliebener Ladenhüter zu sein, wer will das?

Und Versammlungen besuchen? Ihr ging es nicht drum, anzuhören, was sie nicht verstand. Für Männer konnte das gut sein, und vielleicht noch für verrunzelte Frauen und junge, vorlaute Mädchen, die überall ihre losen Schürzen hintragen mochten. Für sie aber? . . . Nie!

So stand sie nur zuweilen vor den Haustüren, schnatternd mit den andern Dorfgänsen, konnte sich aber nie aus dem Alleinsein herausschnattern.

Schlaf kam also, aber welch ein Schlaf! Er hatte keine gar zarten Hände, warf sie hin und her, kaum daß er ihr die Augen zgedrückt hatte. Warf sie durch manch vergangenen Tag, hielt auch nicht an, als sie es ihm befahl. Das stellte er vor sie hin und jenes. Und zuletzt, als habe er den ärgsten Schrecken aufbewahrt für die Mitternachtsstunde, stellte er Hülsebeck vor sie hin.

Und welchen Hülsebeck! Sein Gesicht wuchs sich aus zu einem Wildschweinrüssel. Seine Zähne waren Hauer geworden. Und er, so wie er da vor ihr stand, grunzte wie ein alter Eber, oft schon getrieben und angeschossen: „Ich allein . . . nur ich bleib übrig!“

Und plötzlich stand er wirklich, den Leib tief auf der Erde wampend, ganz allein, nichts außer ihm auf der Welt, die kahl gefressen, zutiefst aufgewühlt war, die Spuren seiner Hauer trug. Nichts Menschliches mehr war an der Erde.

Nie noch hatte sie sich mit solch einem Schrecken aus dem Schlaf geflüchtet. Was hatte das zu bedeuten? Vielleicht Unglück, eine lang andauernde Welle Unglück? Aber kein Spiegel war im Traum zerschlagen worden! Oder etwa Unannehmlichkeiten mit den Nachbarn? Aber Salz hatte doch niemand verschüttet?

Wütend auf sich und den Schlaf, wälzte sie sich hin und her. Nicht, daß sie nicht schon einmal verliebt gewesen wäre. Wachsen den Weibsbildern die

Locken an den Ohren, ist ihnen auch schon, als müsse sich unbedingt ein harter Arm um ihre Schulter legen.

Sie warf sich etwas über, grad soviel, um sich vor sich selbst für ihre eigene Nacktheit nicht schämen zu müssen, und machte sich wieder auf den Hof. Und er lag da mit all seinen Gebäuden, den Ställen, der Scheune und dem Holzschuppen, wie im Märchen grad vor dem Hahnenschrei. Torax kroch aus der Hütte, stand groß und grau vor ihr, winselte und gähnte. Am Mond vorbei segelte eine Regatta Wolken. In solch einem Boot zu sitzen, zu segeln an dem grienenden Mann im Mond vorbei bis in die Heimat, wär nicht schlecht. Ihm auf sein boshaftes Grien und sein stockerndes Gebrumm: Jüngerlein, feines, recht geschieht dir! Halt die Schürze recht fest zu; steck das Haar zu einem harten Knoten! Myrten wachsen nicht für eine Kuhmagd und Mädchen für alles!, ihm für all die boshaften Worte die Zunge auszustrecken und weiterzusegeln, nicht einzuholen bis in die alte Heimat, die kleine Hütte am Dorfweg im böhmischen Tal, wäre bis in den Himmel segeln.

So also auf dem Holzhaufen nah dem Schuppen, verkrochen vor dem boshaften Lächeln des Mondes, wurde ihr die Nacht schwer wie bisher kein Tag. Der Himmel, gnädig wie er war, lichtete sich trotz Mitternacht und verwischte Thonkes Gesicht. Die nah zusammengewachsenen grauspöttischen Augen verschwommen, der etwas dickliche Mund verging im Licht; das ganze hagere Gesicht mit den hohlen Wangen löste sich in Lichtnebeln. Zur Kuhmagd wurde sie wieder, die Mistforke und Melkeimer in der Hand hält; und, Gebieterin über einen Haufen Geflügel, Hühner, Enten und Gänse, vermochte sie immer mehr ihre Gansgedanken im Zaum zu halten. Und den Punkt setzte sie hinter den Satz: Will auch nicht für den Erstbesten auf dem Nagel hängen, nur abzunehmen und wegzutragen zum Gebrauch gegen Regen und Wetter.

Mit sich und ihren Schmerzen so weit ins reine gekommen, schon im Begriff aufzustehen und zu tun, was bei Beginn jeden neuen Tages getan werden muß, freilich ein wenig früher als sonst, hörte sie das Gartentürchen gehen.

Das Gespensterpaar schlich heran über den Hof; die Frau den Kopf ins Tuch, der Mann den seinen unter den Hut versteckt, schlurften sie dem Holzschuppen zu. Torax kam wieder aus seiner Hütte, winselte, gähnte, streckte die Zunge wie einen roten Lappen heraus.

„Kusch... geh in die Hütte... mach, daß du in die Hütte kommst“, knurrte Hülsebeck.

Torax winselte feige und kroch bis in die hinterste Ecke der Hütte. Klirrend fiel der Spaten in die Ecke des Holzschuppens.

Als der Mann und die Frau den Friedhof verlassen hatten, sich hingeschlichen über den Weg, nah bei ihm vorbei, und über die Felder davongezogen waren, kam Thonke hinter dem Gebüsch vor und ging auf den Friedhof. Im Mondlicht sah er, daß unter dem Gedenkstein der Knullendorfs gegraben worden war. Mit der Hand wühlte er die Erde auf, bis er auf einen Tonkrug stieß. Als er hineingefaßt hatte, zog er schauernd die Hand wieder zurück. Er überlegte eine Weile und ging dann nicht dem ehemaligen Gutshof, seiner Hütte, sondern dem Dorf zu.

Ponceks Hütte lag dunkel, verschlafen da. Er rief leise. Nichts rührte sich, aber dann sah er eine Tranfunzel in Antons Stall brennen. Der Stall war ein Schuppen aus Holz, durch den der Wind pfiff.

Er öffnete die Tür. Über den Schweinekoben gebeugt, stand Bronia, das grausträhnige Haar zerzaust, und weinte. Anton, den Schnurrbart zwischen den Zähnen, die Hände in den Taschen, stand neben ihr, brütete dumpf vor sich hin und blickte kaum auf.

Im Koben lag ein fast schlachtreifes Schwein, alle viere von sich gestreckt. Bronia, als sie Thonke sah, heulte stärker, und Anton, wie unter Vorwürfen, zuckte zusammen.

„Wenn gestern der Vieharzt gekommen wäre . . .“, murmelte er.

„Noch heute hätte es gereicht!“ schluchzte Bronia heraus, wischte sich über die alten, stumpf gewordenen Augen. Beide, der Mann und die Frau, waren zusammen alt geworden, hatten jede Last zusammen getragen, und manche Last war ihnen sogar gemeinsam noch zu schwer gewesen. In den Vorkriegsjahren hatte sich das Leben so dahingeschleppt. Bronia war bis in ihre besten Jahre Kammermädchen bei den Knullendorfs gewesen, Anton Pferdeknecht, und dann, als die Stinkmühlen, wie Anton die Traktoren nannte, angekommen waren, hatte man ihm befohlen, einen solchen zu führen, und er hatte sich auch nicht geweigert.

Damals war die Zeit des Befehlens; es gab Menschen, denen das Befehlen, und anderen, denen das Gehorchen angeboren war. Kindern polnischer Landarbeiter, wie Bronia und Anton, kam es nur zu, gehorsam zu sein. Sich dagegen wehren? Wie Gott es in seinem unerforschlichen Willen gefügt hat, soll man es gut sein lassen.

„Habt ihr dem Tierarzt früh genug . . .“

Anton wischte Thonkes Frage weg, sah ihn böse an.

„Meinst du, ich verschenke leichtsinnig meine Junisteuer und das Fleisch für einige Monate?“

„Habt ihr denn nicht noch einmal anrufen lassen?“

Bronia wischte sich über die Augen. Sie sah Thonke mitleidig an, immer noch eingegraben in ihren Gram, und sagte leise: „Bist ein guter Kerl, Richard.“

Sie strich sich die Haarsträhnen aus den Augen, zupfte das Kopftuch zu-
recht, ging an Thonka vorbei und sagte: „Kommt in die Küche, ich hab noch
was in der Kruke.“

Hintereinander trotteten sie aus dem Stall. In der Nachbarhütte war noch
Licht, man hörte ein Kind weinen. In den Ulmen raschelte der Wind, es war,
als rausche nah ein Bach.

Vor der Haustür angekommen, sagte Bronia:

„Du verstehst das nicht, Richard. Gott läßt nicht mit sich spaßen. Alles
rächt sich auf Erden. Fremdes Gut, in unsere Hände genommen . . .“

Müde und hoffnungslos winkte sie ab, ging ins Haus. Im Flur, der dunkel
war und voll von altem dumpfem Gemäuergeruch, sagte sie in die Dunkel-
heit: „Gott läßt nicht mit sich spaßen. Wir haben Sünde auf uns geladen,
und nun, da wir glaubten, wir seien Gott davongelaufen, hat er uns mit
seiner Rache eingeholt. Gott hat Siebenmeilenstiefel an!“

„Laß gut sein, Bronia“, antwortete Thonke. Welchen Sinn hat es, mit ihr
zu streiten? Auch bei ihr wird die Einsicht ihr Nest finden wie ein Vogel, der
sich nicht abweisen läßt von hetzenden Katzen.

„Hätten von allem die Finger lassen sollen“, flüsterte Bronia. In der
Küche, am Ofen, schnurrte die Katze, blinzelte aus verschlafenen Augen. Im
Lehmgemäuer raschelten die Mäuse. Die Katze streckte sich, machte einen
Satz zur Tür hinaus. Man hörte sie dann jagen auf dem Boden.

Bronia brachte dann einen alten Kaffeekrug, schenkte in alte, angeschla-
gene Tassen selbstgemachten Johannisbeerwein. Er war durchsichtig, süßlich,
fast fade. „Es ist der letzte“, sagte sie, als die Männer mit einem Schluck die
Tassen geleert hatten. „Kaum war er richtig, hat er jeden Abend, den gan-
zen Winter, getrunken.“

„Sie wollte, ich soll ihr vorlesen“, sagte Anton.

Thonke starrte in die leere Tasse.

„Ich seh doch die Buchstaben nicht mehr“, sagte Bronia.

Anton lachte brummend, anzüglich, Bronia gab ihm einen scharfen Blick,
unter dem er zusammenzuckte. Thonke aber wußte, daß sie nicht lesen
konnte. Mit zehn Jahren, ohne je eine Schule gesehen zu haben, war sie mit
ihren Eltern aufs Gut gekommen. Ihr Vater war Wochen später gestorben,
ihre Mutter Monate nachher, als wolle sie ohne den Mann nicht weiterleben.
Bronia putzte im Gutshaus die Parkettböden, schlief mit einem der Küchen-
mädchen in einer Kammer unterm Dach. Nachts raschelten die Mäuse in der
Decke. Der Wind pfiff auf den Dachpfannen schauerliche Lieder. Die Ge-
sichter der Eltern wurden blasser, verschwammen, waren dann kaum mehr
zu erkennen, und sie wurden zuletzt zu weißen Flecken, vor denen man sich
fast fürchten mußte.

„Was habt ihr gelesen?“ fragte Thonke. Er hatte sich eine Zigarette aus

Eigenheimer gedreht, paffte, und auch Anton, kaum zurechtkommend mit seinen ausgearbeiteten, klobigen Fingern, versuchte sich eine zu drehen. Das Papier zerriß, der Tabak krümelte auf die schneeweiße Decke.

„Paß doch auf!“ schimpfte Bronia, „aber euch ist es ja gleichgültig, ob die Frau arbeitet oder nicht.“

Ihre Augenlider waren gerötet. Sie schien nicht nur vor Minuten geweint zu haben. Ihre Lippen waren verkniffen, in den Mundwinkeln hatten sich die Jahre eingegraben.

Anton, eingehüllt in Tabakrauch und gefesselt von Gedanken, sagte in die Stille: „Richard . . . ich geb's auf. Man quält sich und quält sich . . .“

Thonke gab ihm einen schnellen aufmerksamen Blick. Anton paffte schweigend. Thonke aber sah in seine Tasse, schien ihn nicht gehört zu haben.

„Erst vor zwei Jahren die Kuh . . . dann letztes Jahr das Kalb . . . nun das Schwein . . .“, murmelte Anton.

Thonke wußte, noch mehr quälte ihn. Eine dicke Strähne Pech schien sich an ihn, an die ganze Familie gehängt zu haben. Sah man richtig hin, war es nicht nur Pech und Unglück im Stall. Auch in Antons Familie gab's für Anton und Bronia nur Sorgen, Ärger, und mehr als einen Arm voll Unglück. Der Älteste, heute etwa achtundzwanzig Jahre alt, war aus dem Krieg zurückgekommen, und nicht erklärbar war, was aus ihm geworden. Knifflich die Augen, ohne Lachen, so schlich er durchs Dorf. Er trank, gut; aber im Dorf tranken zu jener Zeit mehr Männer, und auch manche Frau suckelte heimlich selbstgebrannten Zuckerrübenschnaps, versetzt mit Johannisbeeren oder Kirschsafft. Er lief auch den Mädchen nach, aber wer der jungen Burschen, die all das, die Schützengräben, die Frontbordelle, den Dreck, und vieles, von dem keiner wissen, geschweige sprechen wollte, hinter sich hatten, machte das nicht? Mehr uneheliche Kinder gab es im Dorf als nur das von Erwin, so hieß der Sohn, und nicht nur er ließ das Mädchen sitzen. Als er ein anderes Mädchen aus dem Nachbardorf nicht besser behandelte, ließ Anton es nicht mehr zu. Solch eine Schande . . . Nie! Es soll sogar für den Burschen Prügel und blaue Augen abgesetzt haben. Thonke war damals noch nicht zurück, kannte alles nur vom Hörensagen. Selbst gesehen hatte er nur: Für den Jungen hatte Anton eine leere Siedlerstelle genommen und auch durchgesetzt, daß das junge Ehepaar sich ein Haus bauen konnte. Anton schuftete wie ein Pferd, und an manchem Abend sah man, wie Bronia und Anton die Kellerräume ausschachteten. Als der Kellerraum ausgemauert war, verschwand der Bursche. Die junge Frau mit dem Kind hing an Antons Hals. Da gab's kein Drücken, kein Sichherauswinden. Was lebt und nicht selbst für sich sorgen kann, muß ernährt werden. Ohne zu lamentieren oder sich zu beschweren, tat Anton seine Pflicht. Der Bursche tauchte wieder auf. Seine Augen waren wieder blau, selbst sein Mund war verquollen, als habe

man mit einem Stockknäuf drüber geschlagen. Vierzehn Tage ging es auch gut, selbst die Mauern des Hauses wuchsen um ein wenig höher, aber dann... Wieder wußte niemand, wohin der Bursche verschwunden war. Thonke glaubte jetzt, da er an all das dachte, das Schlafatmen der jungen Frau, das des Kindes aus dem Zimmer nebenan zu hören.

Aus dem Eigenheimerdunst, aus dem Netz seiner Gedanken heraus, fragte Anton: „Mußte denn das alles sein?“

„Du meinst...?“ Thonke fand den Faden nicht. Anton sah an ihm vorbei, in eine Ecke der dämmrigen Küche. Dort lag Holz aufgeschichtet, stand ein Vieheimer mit Wasser, über dem nun, geweckt vom Licht, die ersten Jahresfliegen summt.

„Du kannst nichts dafür“, sagte Anton.

„Fremdes Eigentum ... man hätte die Finger davon lassen sollen ...“, stieß Bronia wütend heraus.

„Misch dich nicht ein, das ist Männersache!“ Anton stierte in seine Tasse.

„Männersache?“ Thonke sah von einem zum anderen. Die Eheleute, obwohl beide von anderem Typ – er blond, sie braun, er hager und knochig, sie mit rundem braundunklem Gesicht –, sahen sich, durch ein langes Leben aneinander gewöhnt, ähnlich gleich Kieseln, die von einem stürmischen Bach geschliffen worden sind.

„Wofür kann ich nichts?“ fragte Thonke.

Anton schob den Körper vor. Anzusehen war ihm, wie schwer sich die Gedanken formten, wie schwer sie zu Worten wurden, wie widerwillig fast sie aus ihm herauskamen. Er wischte sich den Schnauz aus dem Mund.

„Du warst nicht hier“, begann er müde. „Damals ... nun du warst nicht hier, aber ich ...“ Plötzlich erinnerte er sich einer Diskussion, die schon in den Jahren vor der braunen Flut im Nachbardorf gewesen war, in einer Kneipe, zwischen Menschen, zu denen er eigentlich nicht gehört hatte, da sie zumeist kleine Bauern gewesen waren, und er, Gutsknecht und Traktorist, nicht mehr Erde zu eigen hatte als die auf dem Friedhof, wo man ihn eines Tages hintragen wird. „Ich war immer dagegen, daß man das Land aufteilt. So ein kleiner Kram ist Dreck. Jeder hat seine Sorgen allein und erstickt an ihnen. Ich bin erstickt.“ Er fuhr mit der Rechten zum Hals, zum schmutzigen, durchgeschwitzten Hemdkragen.

„Du willst dein Land zurückgeben?“ fragte Thonke.

Anton schwieg. Über sein Gesicht lief ein Zittern. Bronia, vom Herd her, warf ein: „Kaum daß wir Saatgut hatten. Wenn ich nicht gegangen wär' ...“

Anton blickte sie warnend an. Bronia, als schwitze sie am Herd, fuhr mit dem Kopftuch übers Gesicht.

Thonke sagte leise: „Frau von Knüllendorf ist wieder im Dorf. Du kannst ihr dein Land zurückgeben. Sie wird es nicht ablehnen.“

„Wer?“

„Sie wird dir dann vielleicht auch die Prügel verzeihen, die du ihr gegeben hast.“

Keiner der Männer sah, wie sich Bronias Gesicht mit Blut füllte, sie sich auf die Lippen biß, und dann, als müsse sie etwas zurückhalten, die Hand vor den Mund hielt.

„Du kannst ihr sagen . . . nu, vielleicht so: Gnädige Frau . . . natürlich einen Bückling dazu machen . . . ich war ja nicht schuld. Die anderen da . . . die Kommunisten, die haben mich nur verführt. Ich wollt' nur mal probieren, wie es schmeckt, sein eigener Herr sein. Mir hat's aber nicht geschmeckt. Für mich ist das Knechtsein besser.“

„Wo ist sie?“ fragte Anton.

„Im Dorf“, antwortete Thonke.

„Bei wem?“

„Bei Hülsebeck.“

Anton gab seiner Frau einen schnellen Blick. Im Dämmern war nicht zu erkennen, welchen Eindruck die Worte Thonkes auf sie gemacht hatten.

„So geht's nicht weiter“, sagte schwerfällig Anton. „So nicht und auch nicht, wenn man etwas mehr Saatgut bekommt oder die Ablieferungsschulden gestundet bekommt. So nicht und auch . . .“

„Wie soll es denn weitergehen?“

Anton war anzusehen, daß er keinen Ausweg wußte.

Er steckte in seinem Unglück wie in einem tiefen Sumpf, der ihn nicht nur an einem Fuß herunterzog. Tiefer als bis zu den Knien war er schon gesunken; allein vermochte er sich nicht mehr zu retten.

„Zu mir waren sie immer gut“, sagte Bronia still.

„Misch dich nicht ein!“

„Mir haben sie nie etwas Schlechtes getan“, beharrte Bronia.

„Bei Hülsebeck?“ fragte Anton.

Thonke nickte bejahend.

„Aber sie konnte ihn doch nie leiden. Wir wußten es alle. Einmal hörte ich, wie sie sagte: ‚So ein Großmaul, so ein Parteisubjekt, so einer, der nur durch die Partei seine Geschäfte macht . . .‘“

„Sie wohnt jetzt bei Hülsebeck“, sagte Thonke. Als er Bronia einen überraschenden Blick zuwarf, sah er ihr an, daß auch sie wußte, daß die Gnädige im Dorf war, und auch, daß sie wahrscheinlich noch mehr wußte.

Für Christine war so, im Mondschaten der Scheune, eine Weile vergangen und noch eine, und sie, in ihre Ecke geklemmt, kam sich vor, als müßten sie jeden Augenblick die Blicke Hülsebecks treffen. Die Gutsherrin, immer noch aufgeregt keuchend, sah aus, als sei ihr der heilige Gottseibeiuns be-

gegnet. Zuweilen hob sie die Hände, und Christine stellte fest, daß sie den Tonkrug nicht mehr hatte. Hülsebeck saß auf seinem Hauklotz, starrte tief-sinnig vor sich hin und malte mit seinem rechten Fuß irgendwelche Figuren in das weißschimmernde Sägemehl.

Frau von Knullendorf stand vor ihm, bleich überronnen von der silbrigen Nacht, keuchte und wimmerte. Torax, der sie wohl hörte, fing in seiner Hütte auch an zu winseln.

„Nu . . . nu . . . Frau von Knullendorf . . .“ Hülsebeck räusperte sich. „Es ist ja weiter nichts.“

Sie aber wimmerte weiter. Christine stand das Herz im Hals; jedes Buch mit sieben Siegeln wär' schneller von ihr zu enträtseln gewesen als diese Geschichte. Sie machte die Ohren lang, war still wie ein Mäuschen und ver-gaß auch nicht, den Atem anzuhalten.

Hülsebeck schnäuzte sich, rutschte auf dem Hauklotz hin und her, als sei er mit Nägeln gespickt.

„Sie müssen wieder abreisen“, sagte er plötzlich.

Frau von Knullendorf hielt die Zipfel ihres schwarzen Kopftuches vor die Augen. Ob sie ihn gehört hatte, war nicht festzustellen.

„Es kann ja nicht mehr lange dauern“, fuhr Hülsebeck fort. „Der Karren mit der roten Fahne rutscht immer mehr den Berg runter. Bald wird er im Graben liegen.“

„Sie denken nur an sich“, wimmerte Frau von Knullendorf.

„An wen sonst?“ fragte Hülsebeck verwundert.

„Sie sollten auch an mich denken!“ In der Stimme der Frau war plötzlich Schärfe, Entschiedenheit, und tief unten sogar Drohung.

Hülsebeck schluckte.

„Ja . . . ja . . .“, murmelte er, fuhr dann kälter fort: „Es kann ja nicht mehr lange dauern. Wir graben dann die Urne wieder aus und werden sie beisetzen, wie es sich gehört.“

Christine vernahm jedes Wort, verstand aber nichts. Welcher Karren wird den Berg runter sausen, im Graben landen? Asche beisetzen, so fragte sie sich, und für wen eine Totenfeier?

„Frau von Knullendorf“, begann Hülsebeck wieder, „Sie müssen mich verstehen.“ Seine Stimme erinnerte an wütendes Katzenfauchen. „Es kann ja nicht mehr lange dauern. Die Russen, die werden bald zum Teufel gehen, und hier werden auch welche zum Teufel gehen.“

Er lachte. Christine kannte dieses hämisch aus dem Bauch kommende Lachen. Es fror sie plötzlich.

„Ja, ja . . .“, murmelte die Frau. Sie sah zum Himmel, als bete sie.

„Es wird doch bald vorbeigehen. Die Russen . . .“ Hülsebeck schien nach-zudenken, ehe er hinzusetzte: „Nun, denken Sie an das, was ich jetzt sage.

Die hier, all dies Geschmeiß aus den Katen... Was sind die ohne die Russen? Vier Siedler haben in den letzten Wochen ihren Hof verlassen, als wäre alles wertloser Plunder. Einer hat mir gesagt: „Nee... ich will nicht dabeisein, wenn's soweit ist. Die Amis werden sagen, ich hätt' mich bereichert... Nee, ich nicht!“

„Aber das Land?“ ... Es wird liegenbleiben?“

„Liegenbleiben? Nur nicht! Es verunkrautet vollständig. Sollen sie nur säen... ernten... Dieser Bursche da, der Thonke, er hat durchgesetzt, daß alles bestellt wird. Aber ernten... Er nicht, er bestimmt nicht! Wenn nur die Russen nicht wären.“

Fast wär' Christine hochgeschossen. Hülsebeck sprach weiter, leiser jetzt, und Christine verstand nicht mehr alles. Nur wenn er losschimpfte, konnte sie hören, was er sagte: Gelumpe... Hungerleider... diese Affen... Ein Schimpfwort nach dem andern, jedes zu ihm passend, purzelte aus ihm heraus, tanzte im Mondlicht herum und zuletzt waren es so viel, daß man das ganze Dorf hätte damit eindecken können.

Plötzlich nahm er die Frau unterm Arm und zog sie, obwohl sie sich zu wehren schien, dem Haus zu. Sie, mager und groß, eine dürre Pappel, er kräftig in den Schultern, aber kleiner, eine breitgebaute Eiche, so gaben sie kein gutes Bild zusammen. Als sie an Christine vorbeistapften, hörte diese durch das Wimmern der Frau: „In geweihter Erde... in heimatlicher Erde wollte ich doch nur seine Asche haben. Alles hab' ich auf mich genommen, alles. Den weiten Weg vom Westen hierher, nachts über die Zonengrenze, durch die Wälder. In seiner Väter Erde sollte er ruhen.“

So wimmerte sie, und ihr Wimmern rührte Christine. Damals noch! Später... Sie lernte die Geschichte des Gutes kennen, hörte, daß Frau von Knullendorf aus einer Bankiersfamilie stammte und das schäbig gewordene „Von“ derer von Knullendorf neu mit ihrer Mitgift vergoldete. Für die Knullendorfs wurde das „Von“ zu klingender Münze. Was machte es da aus, daß Fräulein Bankierstochter nicht schön und auch nicht grad' knusprig war? Aus der Münze wurden Traktoren, zwei neue Dreschmaschinen und neben anderem auch noch ein neuer Kuhstall.

Ja, damals noch wären Christine fast die Tränen gekommen, als sie die beiden ins Haus gehen sah und das Wimmern der Frau bis zu ihr tönte. Was hörte man nicht alles von der Zonengrenze! Und sie, die gewohnt war, nur im Kutschwagen und Auto über Gottes Flur zu fahren, mußte viel durchgemacht haben auf dem Marsch durch das Land.

Allein nun auf dem Hof, wurde sie aber von Gedanken bestürmt, die ihr wie ein Schwarm Bienen im Kopf herumsummten. Zu verstehen aber war nichts. Ihr Tonkrug? Wo, wie, was, unverständlich. Der Spaten, die Hacke, das ganze Gerede? Die Russen und Thonke... Was alles soll das bedeuten?!

Aber, so dachte sie, hält man ewig die Fensterläden zugeriegelt, ergeht's einem so! Sieht man nicht dann und wann auf die Gasse hinaus, ist alles fremd, und was geschieht, versteht man nicht! Neugierig war sie wohl immer schon. Immer hat sie interessiert, wer mit wem geht, wann Hochzeit und Kindtaufe ist. Aber nun, mit diesem Thonke, war etwas in ihr Leben gekommen, für das die alten Augen nicht mehr genügten. Auch eine Brille nützte da nichts!

Die Nacht war schon fast vorbei, der Mond dunkler und glanzloser geworden, der Tag aber immer noch nicht da, als sie in der Dämmerung der Küche zuing. Und immer noch der Kopf voll stechender Gedankenbienen. Da war wieder Thonke, und der Rock saß ihr gar lose. Zuweilen, während sie in der Küche Feuer machte, mußte sie sich setzen. Hatte sie sich aber nicht geschworen, nicht wie ein Mantel auf dem Nagel zu hängen für den Erstbesten?

So in ihren Gedanken, fiel ihr Blick plötzlich auf den Zwiebelkrug. Sie nahm ihn an sich, faßte hinein und fühlte glatte kalte Keramik. Verwundert starrte sie vor sich hin, dann in den Krug und schauderte plötzlich zurück. So also! Ohne jedoch alles zu verstehen, begriff sie, was sie in den Händen hielt. Schritte hörte sie plötzlich. Sie nahm die Urne aus dem Krug, ohne zu wissen, was sie tat, riß die Küchenkastentür auf und stellte sie hinein.

Die Tür öffnete sich. Hülsebeck stand da, sah sie verwundert an und sagte: „Du bist schon auf, Christine?“

Sie nickte nur. Hülsebecks Blicke gingen über ihre Brust, ihren Leib; seine Augen glänzten. Er machte einen Schritt auf sie zu und sagte: „Komm!“

Christine hielt das dünne Sommerkleid über der Brust zusammen; sie biß auf die Zähne; sie sah ihn näherkommen und wußte, alles würde sich nun entscheiden. Nicht der andere war der Erstbeste, dieser hier, für den hatte sie einmal auf dem Nagel gehangen und von dem hatte sie sich nehmen lassen.

Hülsebeck sagte rauh: „Komm schon, los!“

Christine sah zum Herd. Dort hing das Kohleisen. Hülsebeck folgte ihrem Blick, lachte, machte zwei Schritte und riß ihr mit einem harten Griff das Kleid vom Leib. Er preßte sie an sich und knirschte: „Paßt wohl nicht mehr, was?“

Christine fühlte seine Hände auf ihrer nackten Brust. Sie stieß mit ihren Knien zu. Hülsebeck zuckte zusammen, ließ sie los, und seine Hände fuhren zum Leib. Christine griff sich das Kohleisen, und so, mit der einen Hand notdürftig ihr Kleid haltend, mit der anderen das Eisen vor sich hin haltend, stand sie in der dämmrigen Küche vor dem Mann und zischte: „Schluß! Schluß jetzt!“

Hülsebeck starrte sie verblüfft an, aus seinem Schmerz im Leib heraus stöhnte er: „Au . . . Aas, verfluchtes!“ Seine Augen verkniffen sich plötzlich, er duckte sich und machte einen heftigen Satz auf sie zu. Er fühlte auf seinem linken Ohr einen heftigen Schlag, sah etwas an sich vorbeihuschen und hörte, wie die Tür zugeschlagen wurde.

Christine stand aufatmend auf der Treppe. Die Dämmerung lichtete sich, frühe Vögel schlugen von den Bäumen her. Als sie die Schritte Hülsebecks hörte, hetzte sie die Treppe hinunter. Leer lag der Hof. Ein Hahn krächte auf dem Nachbarhof, ein anderer antwortete, und nun begann über dem morgendlichen Dorf das Konzert aller Hähne.

An der Stalltür angekommen, sah sich Christine um. Die Tür zum Hof blieb verschlossen. Sie glaubte, im Fenster des Altenteils das Gesicht der Mutter Hülsebecks zu sehen. Sie riß die Stalltür auf. Mulmige Wärme schlug ihr entgegen. Malmend lagen die Kühe, drehten ihr die Köpfe mit den feucht schimmernden großen Augen zu. Christine stand einen Augenblick überlegend, dann, schwerfällig, wie erschlagen, machte sie einige Schritte und setzte sich neben eine der Kühe, legte ihren Kopf an den warmen Tierhals und fing an zu weinen, hemmungslos, und alles, was gewesen an Erniedrigung, Leid, Beleidigungen und Klage, wurde aus ihr herausgeschwemmt.

Horst Salomon

ERZGEBIRGSNACHT

*Nachts, wenn des Mondes silberne Sichel
schwimmt durch das Meer der goldenen Sterne,
blitzen von Halden und Höhn, aus den Tälern
die tausendkerzigen Lichter,
funkelnd wie Laurins Schatz
in der erzgeschwängerten Tiefe des Bergs.*

*Liebvoll gebettet in nebligen Schimmer
leuchtet hervor mit blutrotem Glänzen
ein sterngeschliffner Rubin.
Hoch zum Zenit greift nach den Sternen
purpurn sein Licht.*

TISCHGESELLSCHAFT BEI IMMANUEL KANT

An einem nebelkalten Apriltag des Jahres 1795, die Uhr auf dem nahen Turm der Nicolaikirche hatte eben eins geschlagen, trat der Diener Lampe klobigen Schrittes in das Besuchszimmer im Hause Immanuel Kants, wo bereits drei der zum Mittagstisch geladenen Gäste um den Philosophen versammelt waren. Der Diener meldete gehorsamst, wenn auch etwas unwirsch, daß zum Essen gedeckt sei. Kant, im braunen Rock mit gelben Knöpfen, den gepuderten Zopf der Perücke in einem schwarzseidenen Haarbeutel, den Rücken greisenhaft gekrümmt, sprang mit überraschender Behendigkeit auf, und indem er die Gäste mit einer leichten Handbewegung aufforderte, ihm in das Eßzimmer zu folgen, sagte er mit dünner Stimme: „Nun, meine Herren, Hippel ist wieder einmal unpünktlich.“

Während die Gäste am sorgfältig gedeckten Tisch Platz nahmen – Kant mit allen Anzeichen eines fröhlichen Appetits –, polterte der Zuspätkommer durch die Tür, der Tischrunde eine gesegnete Mahlzeit wünschend. „Lampe“, berichtete der Poet und Stadtpräsident Theodor Gottlieb Hippel, „hat mich an der Haustür noch gröber empfangen, als er sonst zu tun pflegt. Ein alter Haudegen, dieser Lampe, als Feldwebel der preußischen Kürassiere hätte er bei Fleurus sicher eine gute Figur gemacht; als Diener des Königsberger Philosophen ist er fehl am Platz!“

Indes Lampe die Suppenschüssel mit einer Behutsamkeit, die man ihm nicht zugetraut, auf den Tisch stellte, bemerkte der junge Prediger Wissianski, Kants vertrauter Gehilfe und Freund, er glaube, wiewohl er im Militärwesen nicht sonderlich bewandert sei, daß, um in einer Schlacht seinen Mann zu stellen, mehr nötig sei als Maulheldentum. Der Servitor habe mehr von einem Poltron an sich als von einem Draufgänger.

„Seltsam“, ließ sich der Engländer Motherby, Mitinhaber der Seehandlung Green, Motherby & Co. und seit dem Tode Greens täglicher Gast bei Kant, vernehmen, „seltsam, daß das Wort Poltron ins Deutsche und Englische, ins Französische und Italienische Eingang gefunden hat.“ Der Engländer wollte das Gespräch von dem unleidlichen Gegenstand, Lampes geringer Umgänglichkeit, ablenken.

Ob die Herren wüßten, welchen Ursprungs das in Rede stehende Wort sei, wollte Kant, eifrig seine Suppe löffelnd, wissen. „Auch Worte haben ihre

Geschichte.“ Aus dem leicht spöttischen Ton in einen mehr lehrhaften übergehend, berichtete der Gastgeber, daß Poltron eine Verballhornung der lateinischen Worte pollex truncatus sei, was, wie die Herren wüßten, soviel bedeute wie abgeschnittener Daumen.

„Zu Zeiten Friedrich Wilhelms I. schnitten sich viele, die zu Rekruten enrolliert wurden, den rechten Daumen ab; durch solche Selbstverstümmelung unfähig geworden, das Pulver auf die Pfanne zu legen, machten sie sich untauglich zum Waffendienst. Die weite Verbreitung des Wortes zeugt dafür, daß die schreckliche Gewohnheit in vielen Ländern heimisch ist.“

Ob dieser unerwarteten Wendung, die das Gespräch genommen, war Stille eingetreten. Der behäbige Hippel fand, nachdem er den Wein gelobt, als erster wieder den leichten Ton. Ob die Herren bereits die Zeitung, die in der Kanterschen Buchhandlung heute morgen aufliege, gelesen hätten? Der Krieg sei nun gottlob zu Ende. Man werde Preußen wegen des Separatfriedens mit Frankreich nicht wenig Vorwürfe machen, aber der König habe mit dem Friedensschluß recht getan. Möge Österreich die Kastanien selber aus dem Feuer holen. Was gingen uns die französischen Royalisten an? Für die abgetretenen Provinzen am Rhein werde Preußen die Herrschaft über geistliche Fürstentümer und verlotterte Reichsstände gewinnen. Ob jedoch nicht geheime Abmachungen bestünden, die es dem König erlaubten, nunmehr im Osten zu holen, was er im Westen aufgegeben? Sollte etwa die preußische Hoheit sich nach Kurland und Polen dehnen? An der befestigten Mündung des Pregel habe es an Kriegslärm nie gemangelt.

Ein hagerer Mann von etwa vierzig Jahren, dessen ärmliche Kleidung von dem gepflegten Äußeren Hippels abstach, legte die Gabel, mit der er den Fisch sorgsam zerlegt hatte, neben den Teller, schob seinen Stuhl zurück, wobei die Serviette zu Boden fiel, und begann, einen Ausdruck von Verängstigung im Gesicht, zu sprechen. Kants Lieblingsschüler, Professor für die Cameralwissenschaften an der Königsberger Universität, Christian Jacob Kraus, zeigte sich über die Neuigkeit nicht sonderlich erbaut: daß zwischen Preußen und Frankreich der Friede endlich abgeschlossen, sei vortrefflich. Aber den Absichten des Hofes in Berlin sei auf keinen Fall zu trauen; darin müsse er Hippel beipflichten. Schulden machen, das könnten die Herren in Berlin, und die Bauern auspressen. Wie könne das anders enden, als indem der glücklich beendete Krieg an anderer Stelle wieder ausbreche? Haben sie nicht eben erst gewagt, Kant zum Jacobiner, Feind der Kirche und des Staates zu erklären, weil er die Vernunft zur höchsten Richterin eingesetzt wissen wollte? Die Herren Hofprediger möchten gar zu gern mit ihrer mickerigen Gedankenpolizei den Aberglauben gegen das Licht der Philosophie beschützen.

Kraus hatte sich in Hitze geredet, und da Lampe eben eintrat, um den Braten aufzutischen, stieß der vorsichtige Wassianski mit dem Messer leicht an sein Weinglas. Verstünde der Diener auch nichts von gelehrten Gesprächen, so sei doch angesichts der Verfolgungen, denen Philosophen und Aufklärer derzeit ausgesetzt seien, höchste Vorsicht am Platze, flüsterte er dem neben ihm sitzenden Professor zu.

Unterdes hatte Kant dem Braten und dem Rotwein mit Behagen und Eifer zugesprochen. Ob es gebackenen Käse zur Nachspeise gebe, wollte er von Lampe wissen. Hippel fragte freimütig, ob, angesichts des Eifers, den der akademische Lehrer der Logik und Metaphysik an der Universität Königsberg der Qualität der Speisen widme, die Kritik der Kochkunst in Bälde zu erwarten sei. Kant quittierte den Scherz mit einem kurzen, hüstelnden Lachen. „Ohne die edlen Produkte der Kochkunst wäre der Verdruß schwieriger hinzunehmen, den gewisse Zeitgenossen durch ihre unedlen Künste selbst dem Friedfertigsten bereiten.“ Der Philosoph hatte ohne Bitterkeit gesprochen, als ginge ihn das gar nichts an. Die Obskuranten, setzte er fort, könnten vielleicht sein Schweigen erzwingen, nicht mehr. Des Nachts habe er auf einem Gedächtniszettel niedergeschrieben, was dem Philosophen in solcher Lage zukomme. Er zog ein zerknittertes Papier aus der Rocktasche, entfaltete es und las: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Überzeugung ist niederträchtig, aber schweigen in einem Fall wie dem gegenwärtigen ist Untertanempflcht, und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflcht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen.“

In diesem Augenblick hörte man ein Aufprusten des Engländers. „Solche Moral verhindert jedenfalls unnützes Märtyrertum“, lachte Motherby. „Moral und Politik verhalten sich eben wie Jungfernschaft und Buhlerei. Entweder das eine oder das andere, zusammen vertragen sie sich nur schlecht. Ist es nicht das moralloseste aller menschlichen Geschäfte, mit Provinzen zu schachern und Völker zu erobern, statt mit ihnen Handel zu treiben? Wenn die Edikte des Königs die Schreibfreiheit einschränken, so geschieht dies, um die Philosophen zu hindern, daß sie die Bürger aufklären, wie dies der edle Rousseau mit ausgiebigem Erfolg getan.“

Wassianski griff beschwichtigend in die aufbrausende Rede des Engländers, der, seinem Alter zum Trotz, den Wein nicht geschont hatte. Gerade der Friede von Basel, von dem die Zeitung heute meldet, zeige, daß Preußen die Revolution anerkenne, ja ihre Staatsmacht durch erhebliche Gebietsabtretungen stärke. Auf diese Weise würden ihre Ideen, ob dies nun beabsichtigt sei oder nicht, um sich greifen und die Vernunft, wenn auch langsam, über die Willkür siegen. Habe nicht Kant mit Recht behauptet, daß der Enthusiasmus, den die Revolution in Frankreich überall geweckt, die moralische Anlage im Menschengeschlecht erweise, zumal ihre Äußerung mit Gefahr verbunden sei?

Während dieser Wechselrede trommelte Kant leise auf die Tischdecke. Es war nicht klar, ob dieses außergewöhnliche Zeichen von Ungeduld dem Ausbleiben der geliebten, wenn auch schwer bekömmlichen Nachspeise galt oder dem voreiligen Eingreifen des jungen Adlatus und Hausgefährten. „Die Erwähnung Rousseaus“, ließ Kant sich vernehmen, nachdem Lampe den frisch duftenden, gebackenen Käse gebracht hatte, „ist mir ein willkommener Anlaß, um Freund Motherby für das Porträt zu danken, das nun das Studierzimmer ziert. Dem Verfasser des ‚Emile‘ ist es zuzuschreiben, daß auch in Deutschland die Gemüter bewegt sind, wie das Verhältnis von Moral zu Politik abgestimmt werden könnte.“

Kant berichtete beiläufig, er sei bemüht, spekulativ eine a priori gültige Antwort zu finden. Leicht sei dies gewiß nicht. In Basel sei Friede geschlossen worden. Diese Nachricht lasse die Herzen der Menschen höher schlagen, insbesondere nach der Nacht eines langen Krieges. Was sei das jedoch für ein Friede! Hippel habe rechtens das Tauschgeschäft angedeutet, das die Diplomaten durch Gewalt und Ränke einzuhandeln trachteten. Ein Friedensschluß jedoch, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden, könne keinesfalls für einen solchen gehalten werden. Dies müsse als erster Präliminarartikel zum ewigen Frieden unter den Staaten festgehalten werden.

„Zum ewigen Frieden?“ Motherby war rot angelaufen. In Holland, erzählte er stockend und von vielem Husten und Lachen unterbrochen, habe er auf dem Schilde eines Gastwirtes, worauf ein Kirchhof gemalt war, die satirische Inschrift gefunden: „Zum ewigen Frieden.“ Ob etwa der Philosoph diesen im Auge habe. Er schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel. Der Spaß schien ihm gelungen.

Doch Kant war offenbar nicht zum Spaß aufgelegt. Er erinnerte den Engländer an den Zusammenstoß, den er, Kant, vor Jahren mit dem verstorbenen gemeinsamen Freund Josef Green bei einem Spaziergang am Dönhoffschen Garten gehabt, als die Nachricht von der Erhebung der amerikanischen Kolonisten gegen die Krone von England nach Königsberg gekommen war. Kant habe die Proklamierung der Unabhängigkeit Amerikas gebilligt, weil diese einer fremden Despotie, wenn auch mit Gewalt, abgetrotzt worden sei. Green aber, in kindlicher Treue zum Herrscherhaus, habe darin einen Schimpf für sein Land erblickt. Zu einem Zweikampf habe der Zornentflammte ihn, da sie einander noch fremd waren, herausgefordert. Schließlich aber habe Green, zum Freund und Berater geworden, einsehen müssen, daß Geschichte nach einem bestimmten Plan der Natur abrolle, ansonsten das Dasein des Menschengeschlechtes sinnlos wäre, eine Annahme, die den Unwillen denkender Wesen erregt. Motherby, der Rousseau verehere, könne nicht bestreiten, daß dieser Plan, a priori erkennbar, nur dieser sein

könne: der Geschichte liege die Idee einer durch den Naturmechanismus zu bewirkenden Menschheitserziehung zur Freiheit inne. Diese Idee erfülle sich, müsse sich erfüllen, auch wenn die Rechte angestammter Herrscherhäuser oder anderer privilegierter Inhaber von Titeln, die nur zufälliger Natur sein können, solcherart gekürzt oder gar aufgehoben würden. Um von der Stufe der Tierheit zur Stufe der Menschheit sich zu erheben, sei die Vereinigung zu einem moralischen Ganzen notwendig. Weit entfernt, ein Gegensatz zum Moralischen zu sein, könne die wahre Politik keinen Schritt tun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben. Das größte Hindernis der Moral jedoch sei der Krieg, wie die Erfahrung hinreichend beweise. Deshalb müsse der ewige Friede als ein Postulat der praktischen Vernunft angesehen werden.

Kant schenkte sich ein Gläschen süßen Dessertwein ein, den ihm kürzlich eine Verehrerin aus Holland geschickt hatte. Im Umgang mit Kaufleuten, sagte er, in einen leichten Plauderton übergehend, habe er viel über die gesellige Natur des Menschen erfahren. Der Handelsgeist sei förderlich für den Frieden, was nirgendwo besser in Erscheinung trete als in Königsberg. Seien nicht Green und Motherby als unternehmungslustige Jünglinge aus Schottland gekommen, um Getreide und Flachs aus Polen nach England zu verschiffen, während zugleich dank ihrer ausgedehnten Verbindungen Eisen aus englischen Hüttenwerken bis auf die Märkte von Nishni-Nowgorod gelangte, zum Nutzen der Zivilisation? Allerdings, und das ist das Neue, das er beim Nachdenken über Krieg und Frieden gefunden: die ungesellige Natur des Menschen stehe in einem widerspruchsvollen Verhältnis zu seinem geselligen Verhalten, so daß man herausfordernd von einer ungeselligen Geselligkeit des Menschen sprechen könne.

Die Freunde horchten auf. Sie wußten aus Erfahrung, daß solche Andeutungen im Munde ihres berühmten Gastgebers die Geburt eines neuen Werkes, jedenfalls einen Höhenflug seines Geistes anzeigten. Man begab sich, nachdem Kant zum Zeichen der Beendigung der Tafel aufgestanden war, ins Gästezimmer zurück, dessen Wände mit hohen Bücherregalen verkleidet waren. Lampe hatte bereits für das Auftragen des Kaffees Vorkehrungen getroffen. Ehe das Gespräch wieder aufgenommen wurde, ließ er sich vom Diener das Silberbesteck geben und sperrte es sorgsam in die Kredenz.

Ob „ungesellige Geselligkeit“ nicht ein Widerspruch in sich selbst sei, fragte Wassianski, bestrebt, den Lehrer zur Verdeutlichung seiner Gedanken zu veranlassen. Kant hatte sich im Laufe der Mahlzeit gleichsam verjüngt. Sein Gang war nun nahezu aufrecht, was seine Statur zierlich machte. Unter der offenen, zum Denken gebauten Stirn strahlten wunderbar klare, blaue Augen. „Im Krieg den Urquell alles Bösen zu erkennen“, begann Kant, „ist nicht schwierig, besonders wenn man an die Entvölkerung der Städte und die Verwüstung des Landes denkt, die der sieben Jahre währende Krieg um

Schlesien gebracht. Der Krieg macht mehr böse Menschen, als er hinwegräumt. Das klingt menschenfeindlich, entspricht aber der Wahrheit. Die Kräfte des Staates, alle Früchte seiner Kultur, die zu einer noch größeren Kultur gebracht werden könnten, gehen verloren, eine Folge der Rüstungskosten, die ihm vorangehen, und der Schuldenlast, die ihm folgt. Gibt es ein Mittel, um diesem übelsten aller Übel abzuhelpen? Einen ewigen Frieden zwischen den Staaten zu sichern?“

Keine Frage habe ihm, setzte Kant nach einer kurzen Pause fort, so viel innere Unruhe gebracht als diese, ohne deren Beantwortung das ganze Denkgeläude ohne Dach bliebe. Zweifellos könne das Mittel nicht gefunden werden, solange die Natur des Übels nicht erkannt sei. Woher kommt der Krieg? Aus der bisherigen Geschichte der Menschheit könnte der Schluß gezogen werden – es wäre allerdings ein unvollkommener Schluß a posteriori – daß der Krieg ein dauernder und daher unaufhebbarer Antrieb der Menschheitsentwicklung sei. Wenn aber die Vereinigung zu einem moralischen Ganzen im Plan der Natur vorgesehen sei – nichts anderes könnte der Sinn der Geschichte sein –, dann müsse der ewige Friede, zumindest als ein Ziel, dem sich die Menschheit immer mehr annähert, erkannt werden.

Ob Kant seine Gedanken über die Entstehung des Krieges nicht genauer darlegen wolle, fragte Wassianski, der sich, von den anderen kaum bemerkt, Notizen machte.

„Zwei besoffene Kerle in einem Porzellanladen“, hob Kant an, „das ist der Krieg. Ein Zustand der Rohigkeit, in dem allein zerstörende, ungebändigte Kräfte das Urteil sprechen. Rauflust und Raublust herrschen im natürlichen Zustand ungehemmt. Mit List und Gewalt den Fleiß anderer sich zunutze machen, gilt nicht allein als erlaubt, bringt vielmehr, wenn es mit Erfolg geschieht, höchste Ehre. Dieser Zustand besteht nicht nur bei den Wilden in Übersee, die ihre Feinde verzehren. Ist es dem Wesen nach etwas anderes, wenn die Fürsten und Gewalthaber Europas die Untertanen benutzen, um ihren Länderbesitz zu vergrößern und andere Völker zu unterjochen? Wie lange soll dieser Zustand der Rohheit andauern und wie kann man ihn überwinden?“

Niemand wagte es, den ruhigen Fluß der Rede des Philosophen zu unterbrechen.

Kant unterbrach sich selbst, indem er seinen Gästen Tonpfeifen anbot, die er aus einem Behälter an der Wand genommen hatte. Alle bedienten sich dieser, bis auf den jungen Prediger, der das ihm angebotene Rohr mit wortreichen Entschuldigungen und Dankesbezeugungen an seinen Platz zurückstellte. Auch der Gastgeber rauchte nicht, die Pfeife am Morgen sei ihm genug, bemerkte er. Man wartete, bis Kant den Faden des Gespräches wieder aufnahm.

„Ich gebrauchte den scheinbar aus Weinlaune geborenen Ausdruck von der ungeselligen Geselligkeit des Menschen. Er ist aber in Wirklichkeit das Kind einer schlaflosen Nacht, da ich einen Leitfaden a priori suchte, um den Sinn des Krieges im Plan der Natur zu begreifen. Es ist die ungesellige Geselligkeit des Menschen, die ihn zwingt, die ersten Schritte aus der Rohigkeit herauszutun, um mit anderen in einer, wenn auch nur vorläufigen, Eintracht zu leben. Das Einzelwesen sucht die Eintracht, aber in der Natur findet es die Zwietracht. Durch sie erst kommt die Höherentwicklung zustande. So ist der Krieg ein Mittel, ein trauriges Notmittel gewiß, um aus dem Naturzustand zur Bildung von durch Gesetze zusammengehaltenen Staatswesen überzugehen. Daraus ergibt sich bereits das Postulat der praktischen Vernunft: Der Krieg soll – und glauben Sie mir, meine Freunde, er wird – als gesetzloser Naturzustand verschwinden. Die Staaten werden einer rechtlichen Ordnung immer mehr angenähert werden. Man sagt mit gutem Grunde, es müsse ein Recht zum Verteidigungskrieg geben. Aber ein Recht setzt eine Rechtsordnung voraus. Nach der Vernunft kann es keine andere Art geben, um aus dem gesetzlosen Zustand herauszukommen, als daß sich die Staaten zu einem Bund zusammenschließen, wie dies bereits der Gelehrte Abbé St. Pierre empfohlen hat. Eine allgemeine Völkervereinigung unter dem Zwange von Rechtsgesetzen, wo die Freiheit jedes einzelnen Volkes mit der Freiheit jedes anderen bestehen kann, und wo jeder, auch der kleinste Staat, seine Sicherheit und sein Recht von einer vereinigten Macht und nach den Gesetzen der vereinigten Willen erwarten könnte – das ist das höchste politische Gut, dessen ich mit meiner Vernunft gewahr werde. Die Vorstellung davon stammt nicht aus der Erfahrung, da sie ihr widerspricht. Also ist die Idee eines Völkerrechtes als Grundlage eines Völkerbundes ein reiner Vernunftbegriff.“

In die Stille, die diesen Worten folgte, platzte der Engländer mit der Frage, ob Kant den zweibeinigen Tieren vor den anderen den Vorzug gebe, auf die eingeborene Rauf- und Raublust aus Gründen der Moral zu verzichten, und wie, falls dem so sei, dies im Bau einer naturwissenschaftlichen Auffassung vom Weltganzen Platz habe.

Der Philosoph nahm den Einwand willig auf. „Umgekehrt, lieber Freund“, sagte Kant, dabei nahm er seine Hände aus dem Rock hervor und machte eine kleine Bewegung vor dem Gesicht, wie wenn er seine Gedanken handgreiflich machen wollte. „Es kommt der Natur darauf an, den Egoismus des einzelnen zu interessieren, damit er für sich tätig sei und doch, ihm unbewußt, darin zugleich den Plan des Ganzen verwirklicht.“

„Und was soll man sich unter dem Plan des Ganzen vorstellen?“ fragte Wassianski, in der ihm zur Gewohnheit gewordenen Haltung des gelehrigen Schülers.

„Es ist die höchste Absicht der Natur, einen allgemein weltbürgerlichen Zustand zu schaffen“, erwiderte Kant, „worin alle ursprünglichen Anlagen der Menschengattung, die im rohen Naturzustand verkümmern, entwickelt werden. So wird im Reich der Zwecke das höchste politische Gut zum höchsten moralischen Gut. Auf diesem Wege wird eines – leider noch fernen – Tages die Staatsraison mit der Sittlichkeit zusammenfallen. Niemals dürfe der Staatsbürger vom Staatsoberhaupt als Maschine zum Kriegführen mißbraucht werden – das streitet gegen die Menschenwürde.“

„Wie schafft das die Natur?“ Hippel, der bis dahin schweigend dagesessen hatte, kräftig an seiner langen Pfeife saugend und mächtige Rauchwolken ausstoßend, mischte sich nun in das Gespräch. Er stand heftig auf, wobei er den jungen Pastor fast umwarf, und begann mit großen Schritten auf- und abzugehen. Das alles klinge ja ungemein verlockend, aber leider klaffe zwischen dem Reich der Zwecke und dem Reich der Wirklichkeit ein Abgrund, von dessen Tiefe der Philosoph in der Stille seines Studierkammerleins sich keine genügende Vorstellung mache.

Ermutigt durch den skeptischen Einwand Hippels erhob sich nun auch Kraus zur Gegenrede. Daß die Völker sich zu einem Bund zusammenschließen, könne doch nur als eine Utopie, als ein schöner Traum aufgefaßt werden. Die Erfahrung...

Kaum hatte der Staatsrechtler das Wort ausgesprochen, unterbrach er sich auch schon. Der strafende Blick des jungen Pastors hatte ihn erinnert, daß die Erfahrung in diesem Haus kein übermäßig hohes Ansehen genieße. Offenbar hatte Kant die Idee des ewigen Friedens in der dünnen Luft der reinen, von jeder Erfahrung unabhängigen Begriffe gesucht, oder gar schon gefunden.

Zum ersten Mal während dieses denkwürdigen Gespräches erhob Kant seine Stimme. Mit einer Erregung, die man an ihm sonst nie beobachtete, rief er aus: „Der ewige Friede eine Utopie? Nur auf dem Kirchhof der Menschheit zu verwirklichen? Welch eine Beleidigung des Menschengeschlechtes! Die Idee eines Weltbürgerrechtes ist keine phantastische, überspannte Vorstellungsart, ebensowenig wie die eines Völkerrechtes. Sie ist kein Hirngespinnst, sondern die ewige Norm für eine bürgerliche Verfassung überhaupt, und entfernt allen Krieg. Der ewige Friede kommt nicht über Nacht, durch die Eingebung eines wohlmeinenden Herrschers.“ Wohl aber dürfe man sich schmeicheln, daß die Menschheit sich in einer beständigen Annäherung zum ewigen Frieden befinde. Der ewige Friede sei eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele beständig näherkomme. „Einst wird ewiger Friede sein, vielleicht erst nach der Bildung einer Weltrepublik – seine Herbeiführung jedoch ist unerläßlich, soll die Menschheit ihre Bestimmung erreichen. Die moralisch-praktische Vernunft in uns spricht ihr

unwiderstehliches Veto aus: Es soll kein Krieg sein! Der ewige Friede ist der Endzweck der Rechtslehre innerhalb der reinen Vernunft!“

„Ja, aber wie? Verehrter Meister, das ‚Wie‘ haben Sie uns noch nicht erklärt!“ Hippel hatte sein Pfeifenrohr temperamentvoll erhoben, als ob er seinen Zeigefinger verlängern und der Frage Nachdruck verleihen wolle. „Ich würde gern in meinem nächsten Roman den zahnlosen Löwen des goldenen Zeitalters auftreten lassen, wenn ich ihn mir vorstellen könnte.“

„Sie müssen lernen, lieber Hippel“, erwiderte Kant, nicht ungeduldig, aber auch nicht ganz gleichmütig, „antagonistisch zu denken, wenn es Ihrem romantischen Temperament auch schwerfällt. Ohne Antagonismus gibt es keine Höherentwicklung. Lassen Sie dem Löwen in der Wüste seine Zähne. Der Mensch kann seine natürlichen Anlagen besser verwenden als zur Zerstörung seiner selbst. Zwischen dem Einzelegoismus und der Zustimmung zu einem Ganzen gibt es gewiß einen Gegensatz. Aber dieser wird überwunden, indem der Mensch, um seinen Egoismus zu befriedigen, der Neigung, sich zu vergesellschaften, nachkommen muß. In der Gesellschaft fühlt er sich mehr als Mensch, findet er die Entwicklung seiner Naturanlagen gesichert. Die Begierde zu haben, beispielsweise, kann nur in der Gesellschaft erfüllt werden. So wird der Mensch aus Ungeselligkeit gesellig. Der Antagonismus zwischen den Einzelmenschen wiederholt sich zwischen den Staaten, nur daß er hier Krieg heißt. Aber auch dieser Antagonismus führt zur Selbstaufhebung durch eine höhere Einheit, nennen wir sie Völkerbund. Das größte Problem für die Menschenwerdung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt, ist die Erreichung einer allgemeinen, das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft. Dann erst kann man von einer menschlichen Kultur sprechen; denn Kultur besteht eigentlich in dem gesellschaftlichen Wert des Menschen.“

Die Dämmerung war hereingebrochen. In dem dicken Tabaksqualm waren die Gesichter der Männer nur noch undeutlich zu erkennen. Lampe brachte die wächsernen Lichter und fragte, ob er ein Fenster öffnen dürfe, um frische Luft hereinzulassen.

Kant war aufgestanden und hatte sich an einem der Bücherregale zu schaffen gemacht. Im Kerzenlicht schien sein Gesicht wachsgelb, sein Rücken war wieder greisenhaft gekrümmt, als ob er die Last der Zeiten trüge. Aus seinen Augen jedoch leuchtete ein jugendliches Feuer. Er entschuldigte sich bei seinen Gästen, er habe noch zu arbeiten. Wassianski, der sich als letzter verabschiedete, wagte die Frage, welcher Gegenstand heute die Aufmerksamkeit des Lehrers in Anspruch nehme. Kant erwiderte, indem er den jungen Pastor zur Tür begleitete, es sei ein Versuch über den ewigen Frieden.

BIS AUF DEN LETZTEN MANN

Hollerer und Kohlmeyer hatten gemeinsam fliehen wollen. Doch Kohlmeyer hatte eine sichere Chance ausgenutzt. Mit einem Spähtrupp geriet er in die Nähe des Muoniaflusses, der die schwedische Grenze bildet. Da lockerten sich die Bindungen seiner Skier. Weiß vermißte Kohlmeyer sofort, dennoch wäre es zu spät gewesen. Die Kameraden erspähten Kohlmeyer im Tal, gerade als die Grenzerpatrouille herbeilief. Kohlmeyer warf die Waffen fort und streckte die Hände. Die Grenzer riefen ihn auf schwedisch an, er winkte und lachte und lief über das Eis des Flusses auf sie zu, und da schossen sie, zuerst in die Luft, dann auf die Beine, und ihre Schüsse zerschmetterten ihm das rechte Knie, und Kohlmeyer glaubte noch in der Schlinge des Galgens an ein Mißverständnis, und mit dem zerschmetterten Knie schleppte er sich beinahe bis zu ihnen hinüber, und mitten auf der Grenze holte Weiß ihn ein, der hatte die Maschinenpistole entschert in der Faust, und auf den schossen sie nicht. Die Kameraden betteten Kohlmeyer fürsorglich auf seine Skier, sie führten ihn behutsam heim. Am Abend wurde er gehenkt. Den ganzen nächsten Tag baumelte und knarrte der schwarz und steif gefrorene Leichnam im Wind, bis Hollerer den Strick mit einem einzigen Schuß zerschoss. Er begrub den Freund in einem Loch, das die Norweger, als man sie vertrieb, zwischen den Felsen ausgehoben hatten, um ihre Habseligkeiten vor Plünderern zu verstecken. Er brach die Erkennungsmarke, nahm den Pukko des Freundes an sich und schickte seine Brieftasche den Eltern. All das tat er offen, herausfordernd, schweigsam, umlauert von Weiß, dabei grübelnd, was Kohlmeyer getrieben haben mochte, seinen Weg für sich zu gehen. Welch unergründlichen, von Furcht verschleierte Winkel mußte der Argwohn in seine Seele gehöhlt haben!

Die Nacht, da Kohlmeyer gehenkt worden war, verbrachten Weiß und Hollerer unten bei der Kompanie, in einer Hütte am Rande des Richtplatzes, in der Dachkammer, die der Spieß ihnen beiden mit dem Blick auf den Galgen angewiesen hatte. Der Schattenriß des Gehenkten, schwarz in der hellen Mondnacht, hing im Rahmen ihres Fensters. Weiß lag angekleidet auf der Pritsche, die entscherte Maschinenpistole unter der Decke, seine Augen flackerten in der Finsternis. Hollerer hätte ihn töten können. Er spürte die flackernden Augen in seinem Rücken und rührte sich nicht. Er

merkte, wie die Angst seinen Feind allmählich irrsinnig machte, und zuletzt, es dämmerte schon, begann Weiß haltlos vor sich hin zu winseln. Hollerer widerstand der Lockung, die ekelhaften Laute zu ersticken. Er sagte sich: Ich erwürge ihn, und was dann? – Und was dann?

Und er hörte – Echo der Erinnerung – durch das Gewinsel hindurch, höhnisch hechelnd: „Gaas! Gaas! Mann, eh' Sie ...“ Er schreckte hoch, am ganzen Körper brach ihm der Schweiß aus ... Mann eh' Sie ... ich ... Schluß ... Nein, man kann es nicht aushalten mit Weiß zusammen auf einer Welt: Lautlos rief er es hinüber. Der Gehenkte gab keine Antwort und regte sich nicht. „Die Gasmaske vor der Gusche haben!“ Hollerer stieß das Fenster auf, er krallte die Hände in das Holz des Rahmens, er schlürfte die Frostluft tief in seine Lungen. Nicht jetzt, nicht hier, nicht für den toten Weiß sterben ... ein andermal, irgendwann einmal ... Aber ist damit das Problem Weiß aus der Welt geschafft? Das Gewinsel in seinem Rücken wurde leiser und leiser, und plötzlich explodierte es in schrillen heiseren kreischenden Lauten. Der Gehenkte drehte sich knarrend im Wind und blickte Hollerer mit seinem fahlen Antlitz wortlos an.

„Gaas! Gaas! Mann, eh' Sie die Gasmaske vor der Gusche haben! Rücken Sie den Stahlhelm gerade! Mann, Sie haben wohl Helium im Rucksack! Sie fliegen ja! Gehn Sie gefälligst auf die Hacken runter, strecken Sie das Gewehr ordentlich durch, lauter zählen, ich höre nichts, keine Müdigkeit, hunderteinundvierzig Mal zur Ehre des Regiments, auf – nieder, auf – nieder ...!“

Klirr! Der Pukko war zu Boden gefallen, er war gegen den Stahlhelm gescheppert. Die Klinge des Dolchmessers blitzte. Hollerer wurde totenblaß, seine Hand krümmte sich vor, das Gewinsel wurde lauter, entsetzter und zerflatterte dann in einem wirren Geflüster, das Blut pochte dumpf in Hollerers Schläfen. Pochte: „... unddreißig ... undvierzig ... und ...“ Gasmaske, Stahlhelm, Rucksack, rote Schleier, heiße zerrissene Lippen, Stirn im Sand. Weiß' dickes wollüstiges zynisches Gesicht. Auf die Ellbogen, auf die Knie! Mit blutigen verschleierte Augen, auf Knien, starrt er hinauf in das dicke wollüstige zynische Gesicht. Schweigende taumelnde Minute zwischen den Schlachten, heiße Sonne zwischen den Schlachten, hagerer fahler torkelnder Schatten, er, Hollerer ... Gaas! Gaas! ... lauter zählen ... auf – nieder ... Ehre des Regiments ...

Das Gewinsel erstarb. Hollerer stellte den Fuß auf die blitzende Klinge. Er wandte sich langsam um. Weiß kroch zurück bis an die Wand, seine Augen standen still. Hollerer sagte ihm alles, noch nie sei ihm ein Wesen begegnet so schmierig, so gummiartig und so tief heimtückisch, sagte er ihm, nannte ihn: Häuflein haßdurchtränkten Kotes. Wir haben dich oben auf der Feldwache erschlagen wollen, wir haben gemeinsam fliehen wollen, sagte er

ihm. Und auch, wie die Kameraden bei der ersten leisen Andeutung stumm geworden waren, wie sie sich umgesehen hatten, ob da nicht ein schleichen-der Schritt, ein horchendes Ohr. Wie einfach war alles erschienen, da jeder-mann im stillen die Nazis und ihren Krieg verflucht hatte! Aber einfacher war es, zu gehorchen und zu sterben.

Schr leise, angewidert, als im Morgenschein der Schatten des Gehenkten ihre Kammer verdüsterte, sprach er von der Unerträglichkeit, mit Weiß in einer Welt auskommen zu müssen.

Weiß verzog nicht eine Miene seines schon wieder zynischen Gesichtes. Er hatte begriffen, ihm geschehe nichts. Er merkte sich jedes Wort und vergaß nicht eines. Er hatte, als er aus der Etappe gekommen war, Hollerer hunderteinundvierzigmal feldmarschmäßig mit Gasmaske und Stahlhelm „pumpen“ lassen; aber in der Nähe der Front war er der lebenswürdige, der schmeichlerische, der Kamerad Oberjäger geworden. Er merkte sich jedes Wort und vergaß nicht eines und tat so, als prallten alle Worte an ihm ab. Er wurde nur noch lebenswürdiger, oben am Rande des Haldefeldes, wo-hin sie tags darauf zu ihrer Feldwache zurückkehrten. Der Oberjäger duzte sich mit jedermann, er war väterlich besorgt, er erleichterte den Dienst, er redete zum Mund. Man konnte keinen ehrlichen Gedanken mehr denken, man lag dauernd auf der Hut vor sich selbst; flüsterte man mit dem Kame-raden, so tauchte Weiß unverhofft auf, anbiederisch beflissen, tückischen Glanz in den ehrlichen Augen. Weiß erteilte Lehren in seiner lebens-würdig-niederträchtigen Art. Hollerer fühlte sich dauernd herausgefordert. Weiß erniedrigte sich in dem Verlangen, Hollerer Worte abzulisten, die das Leben kosteten. All dies unternahm er mit freundlicher Miene in einer un-widerstehlichen schmeichelhaften Art. Die Kameraden beschworen Hollerer in aller Heimlichkeit, um Himmels willen zu schweigen und auszuharren. Denn das Ende des Krieges war schon zu erblicken, die Rote Armee hatte den norwegischen König in Kirkenes wieder auf den Thron gesetzt und kümmerte sich um nichts mehr. Die deutschen Feldwachen in der granitenen Einöde des Hochgebirges waren ihnen keinen Schuß Pulver und nicht einen Blutstropfen ihrer Söhne mehr wert. Im Hohen Norden gab es den Krieg nur noch auf dem Papier, das wußten die Kameraden, und sie sahen zu-gleich den Tag näherrücken, an dem sie Hollerer ohne Waffen, ohne Schulter-stücke, ohne seine Auszeichnungen, die entscherten Gewehre auf seinen Rücken gerichtet, den höhnischen Weiß auf ihren Fersen, hinabgeleiteten zur Kompanie. Doch Hollerer war auf der Hut, verschwiegen, schweigsam, hellwach noch im Schlafe. Weiß legte seine Schlingen immer geschickter. Man konnte beinahe errechnen, wann Hollerer hineintappte. Weiß wurde so harmlos, so treuherzig, daß jeder, der von ihm angesprochen wurde, erst einmal das Gefühl kalten Entsetzens überwinden mußte, ehe er auf eine

harmlose Frage mit zitternden Lippen eine harmlose Antwort zu geben vermochte. Kohlmeyer war nicht vergessen. Hollerer konnte seinen Abscheu nicht länger verbergen. Und sie lagen nebeneinander auf der Pritsche, Weiß war Wachhabender, Hollerer sein Stellvertreter.

Ihre Feldwache hatten sich die Landser aus Balken oberhalb einer Quelle errichtet. Im Sommer war hier eine riesige Alm, von den Bergrändern natürlich eingezäunt. Das Wasser der Quelle hatte sich eine Schlucht geschaffen, der Wildbach schäumte und quirlte in Kaskaden und Katarakten hernieder, schwoll zum ungebärdigen Fließchen an, furchte zwischen zwei Gebirgszügen ein fruchtbares Tal und vermählte sich im Lyngenfjord mit dem Meer. Dorthin kamen im Frieden die Vergnügungsdampfer und Luxusyachten, deren verwöhnte Passagiere nichts ahnten vom kargen Leben der Hirten im Hochgebirge, in den auf Erdplatten gebildeten Rundhütten, zwischen den äsenden Renntierherden, die ihnen Nahrung und Kleidung gaben. Jetzt umklammerten die Gebirgsjäger der sechsten Division den schroffen Winkel zwischen dem Fjord, dem Städtchen Altengaard, dem Muoniafluß und der finnisch-norwegischen Grenze, die zwei Tagesmärsche lang parallel mit der schwedischen lief und dann nach Osten umbog. Bis zur Herbstschlacht 1944 hatten Hollerer und Weiß zum Gebirgsjägerregiment 141 gehört, jetzt dienten sie in der Aufklärungsabteilung 218, die den nördlichen Rand des Haldefjeldes besetzt hielt. Das Fjeld wurde von einer Felsenkette abgeschlossen, bis dorthin erstreckte sich flimmernd und wogend die Schneewüste, in deren Mulden und Rinnen man sich unsichtbar machen konnte. Hinter der Felsenkette gab es einen Hochpaß, den Einstieg in ihn hatte Hollerer mit dem Feldstecher erspäht, aber dann begann unbekanntes Gebiet. Vom Hörensagen wußte er, der Gebirgsstock falle in Terrassen nach Süden ab, während die Tundra zu den Granitbergen aufstieg; Schluchten verwandelten sich hier in Täler, Schroffen in Hügel. So weit vor drang kein deutscher Spähtrupp, das Städtchen Ennontekis war bereits in den Händen der Roten Armee.

In einer der Erdhütten, die im Winter von ihren Besitzern verlassen waren, hatte sich Hollerer ein Versteck angelegt. Er hatte in die Asche der Feuerstelle Proviant eingegraben: Knäckebrotпäckchen, Pappschachteln mit Fliegerschokolade, Büchsen mit Eiserner Ration. Hollerer tat nichts halb. Er war Metallarbeiter, Preuße, hatte bei den Brandenburgischen Skimeisterschaften einen beachtlichen Platz im Abfahrtslauf errungen und war durch den Wintersport zu den Gebirgsjägern gekommen. Er bedachte alles genau und kam stets zu spät zum Zuge. Den Weg seiner Flucht legte er sich im Geiste hundertmal zurecht, erforschte ihn auf Spähtrupps und bei der Schneehendljagd. Und er wäre vielleicht doch in der Schlinge geendet. Er hatte nie auf die andere Seite gehen wollen, er wollte es bis zum letzten

Augenblick nicht. Es erschien ihm feig, sich selber zu retten und die anderen ihrem Schicksal zu überlassen.

Eines Abends, draußen im Geisterschimmer des Polarlichts, unter vier Augen, sprach Weiß zu ihm: „Du, Hollerer, ich habe ganz andere Burschen fertiggemacht als dich. Du springst mir in den nächsten Tagen an die Kehle, und dann bist du reif. Du hast mir mal die Stange gehalten, gegenüber dem General, entsinnst du dich? Du hast mir aus dem Schlamassel am Tanaelt herausgeholfen, du bist zu fein gewesen, mir bei Parkkina eins über den Schädel zu wichen, du bildest dir auf deine Großmut sicher 'ne Menge ein. Ich sage dir, gerade darum mußt du umgelegt werden. Du bist ein Roter oder ein Heiliger, von der gefährlichen Sorte, du hättest schon längst bei deinem Freund Kohlmeyer vermodern müssen. Ich hab' dich kirre gekriegt, und ich schaff' dich ganz, du hast auf der Gusche gelegen und zu mir hochgeplinkert, geröchelt hast du, entsinnst du dich?“ Und mit seinem von Kettenrauchen und Schnapstrinken verdorbenen Atem zischelte ihm Weiß ins Ohr: „Entsinnst du dich? Gaas! Gaas! Mann eh' Sie . . .“

Am Morgen sagte Hollerer zu ihm: „Ich geh Schncehendl jagen.“ Der Oberjäger musterte ihn kurz mit seinen wäßrigen freundlichen Augen und nickte. Hollerer schien es, als leuchtete für den Bruchteil einer Sekunde Befriedigung aus dem Grunde seiner Augen hervor. Er machte sich keine Gedanken darüber. Er zeigte sich etliche Male auf den Hügeln, holte sich seinen Proviant aus dem Versteck und spurte außer Sicht der Feldwache auf die Felsenkette zu.

Ein sanfter trüber Tag begann. Die Luft war still, der Frost milde. Der Himmel verschmolz mit der Erde, und aus dem roten Dunst, in welchem die Sonne wandelte, trat die Silhouette der Berge nur zögernd und ungewiß hervor. Obwohl der Schnee gräulich aussah, wie hinabgeschmolzen aus dem gräulichen Himmel, tat er doch den Augen weh. Das alles bedeutete Sturm. Bis das Unwetter losbrach, gedachte Hollerer den Paß zu erreichen. Er erwartete die Verfolger erst am Abend und hoffte auf die Nacht. Gegen Mittag erklimm er die Felsenkette am Ende des Haldefeldes, und da erspähte er das Kommando, das aus dem Osten kam und ihm den Weg verlegte. Hollerer erstarrte zu einer Felszacke, er war fahl wie das Gestein. Im trüben Licht der verschleierten Sonne war jenseits der Schlucht, die Hollerer hatte durchqueren wollen, erst eine, dann die zweite, die dritte Gestalt eines Gebirgsjägers erschienen; ein ganzer Trupp stieg hinter dem rauchigen Dunst des Gebirgskammes im Gänsemarsch empor und tauchte wieder in ihn hinein, lautlos wie ein Spuk. Sie schossen einer nach dem anderen aus dem Dunststreifen hervor, formierten sich auf dem Grunde der Schlucht zu einer Reihe und liefen in zügigem Tempo zielstrebig weiter. Kein Laut war zu hören gewesen. Ihr Auftauchen war kein Zufall. Weiß hatte Verdacht ge-

schöpft, er hatte alarmiert. Aber Weiß war ein Feigling, er hatte ihm bestimmt nicht nachspioniert. Wie hatte Weiß ihn durchschauen können? Mit einemmal fiel es Hollerer ein: er hatte Schneehendl jagen wollen, und es war kein einziger Schuß gefallen! – Der Flüchtling biß in den harschen Schnee, um nicht aufzuschreien. Er schaute auf, sein Mund, blutend, war wie eine klaffende Wunde. Eine Jagd ohne Schüsse! Im Haldefjeld rollte das Echo der Schüsse die Bergränder entlang! Die Stille hatte ihn preisgegeben. Schweigen war Verrat, er hatte immer geschwiegen, jetzt verriet das Schweigen ihn. Wie mag Weiß Minute um Minute gelauert haben, wie mag er vielleicht nach anderthalb Stunden, als noch immer kein Schuß gefallen war, durch das Feldtelefon zur Kompanie hinabtriumphiert haben: „Obergefreiter Hollerer desertiert!“

Wie ein Jagdhund saß der ihm jetzt auf der Fährte, aber er würde ihn täuschen. Hollerer legte eine Spur in Richtung des Muoniaflusses. Sie endete auf felsigem, vom Wind hartgefügtem Grat. Der Schnee nahm keine Eindrücke auf. Hollerer sah das Talbett des Flusses zu seinen Füßen hingewunden, wie eine weiße Schleife zwischen blauschimmernden Granitwänden, erstarrt in der Stille und Weite der Landschaft, die hinter dem Granit und Eis der Bergrücken begann. Hier irgendwo hatte Kohlmeyer dem Krieg zu entkommen versucht. Hollerer erlag dem Frieden, der von drüben herüberschwieg. Er trat hinter seinem Felsen hervor und wendete die Skier talwärts. Eine Weile zögerte er, und da tauchte die Grenzerpatrouille auf. Hollerer mußte an seinen Freund Kohlmeyer denken.

Er kehrte in seiner eigenen Spur zurück. Es sah aus, als sei er nach Schweden geflohen. Er kam nur langsam voran, denn er mußte darauf achten, nicht danebenzutreten. Als er harten Boden fand, der keine Eindrücke aufnahm, setzte er sich von seiner Spur ab. Er war auf einen Bergpfad gestoßen. Lange Strecken trug er die Skier in einer Hand, während er sich mit der anderen an den Felsen hielt. Manchmal mußte er klettern, und es kam auch vor, daß er nur auf allen vieren vorankam. Um das Kommando zu umgehen und um Weiß glauben zu machen, er sei nach Schweden geflohen, verlor er kostbare Stunden. Er hetzte sich ab. Der Pfad führte ihn in den Rücken der Gebirgsjäger, die ihm den Weg verlegten. Er sah sie unter sich mit schußbereiten Gewehren in ihren Stellungen liegen. Sicher war das gesamte Gebiet vom Muoniafluß bis zur norwegisch-finnischen Grenze abgeriegelt. Sie hatten mit ihren knöchernen Fingern auf der Karte sehr klug ausgemacht, wo sie ihn stellen würden. Er war aber immer noch ein bißcher schlauer als sie! Hollerer stellte sich vor, wie Weiß jetzt fluchend nach der Spur des Flüchtlings suchte. Er zweifelte nicht am Erfolg seiner List. Dennoch war er vorsichtig. Er hielt sich am Rande der Höhen, wo er gut beobachten konnte und selber nicht leicht zu entdecken war. Er war bereits ermattet, und jetzt strengte ihn

der Gewaltmarsch schräg am Hange noch mehr an. Er mußte die Skier fortwährend kanten. Die Fußknöchel schmerzten, und die Muskeln begannen zu erlahmen. Naßkalter Wind kam auf, er stob dünnen Schnee vor sich her. Der Dunst hatte sich zu bleigrauen tiefhängenden Wolken zusammengezogen. Als Hollerer die Felsenkette durchstoßen hatte und auf dem Grat des letzten Höhenzuges rastete, trieb Schneestaub über die Berge. Ja, Hollerer hatte den Paß noch vor der Dunkelheit erreicht, aber um welchen Preis! Dort zu seinen Füßen lag der Paß, und er fürchtete die kurze Abfahrt, so zitterten ihm die Knie! Hollerer nahm das Gewehr von der Schulter und stützte sich darauf. Er ließ sich nicht nieder, er fürchtete, nicht mehr hochzukommen. Ehe der Sturm losbrach, mußte er aus den Felsen heraus sein, er mußte bis zur Nacht dorthin gelangen, wo sich der Paß zur Hochfläche erweiterte. Dann, in der Dunkelheit und im Sturm, mochte der Teufel ihn suchen! Hollerer spähte die Felsenränder ab, die den Paß säumten, so daß er einer Wanne ähnelte. Noch war die Sicht ausreichend, aber schon drückte der immer unangenehmere Wind die Wolken ins Gebirge. Nichts regte sich, alles lag still, nur Schneestaub trieb wie wehende Schleier. Hollerer vergaß für einige Minuten, warum er sich hier befand. Er versank in den Anblick der friedlichen Natur, der Wolkengebirge, durch die noch die Strahlen der Sonne zuckten, so daß sie vom Abendgold durchglüht waren, der finsternen wuchtigen Berge, die den Wolken zu drohen, sie mit düsterer Gewalt zu bedrängen schienen, und der wehenden weißen Schleier, die nun schon den ganzen Raum ausfüllten und das großartige und bedrückende Gemälde allmählich verwischten. Hollerer erholte sich, er besann sich und riß sich los vom Schein eines Friedens, der den Sturm verbarg. Er blickte hinter sich zurück, wandte sich ganz um, schwankte zwei, drei Schritte vorwärts, wie um besser sehen zu können, und erbebt wie ein Baum, den der Orkan bis in die Wurzeln erschüttert hat. Seine Lippen zitterten und flüsterten sinnlose Worte. Er krallte die Faust um den Gewehrriemen.

In dem wehenden Schleier von Schneestaub, vor dem Hintergrund der düsteren, verschwommenen, golddurchwirkten Wolkengebirge, in dieser täuschend friedlichen und bräutlichen Landschaft hielt Weiß mit seinen Leuten. Sie standen in einem Haufen beisammen und deuteten mit den Skistöcken zu ihm hinüber. Eine Wirrnis von Schluchten trennte sie. Für einen Gewehrshuß war die Entfernung zu weit. Hollerer konnte die Gesichter nicht erkennen, aber für ihn stand fest: Weiß war gekommen. Weiß kannte das abgekartete Spiel um die Neutralität an der Grenze, Weiß fiel auf keine List herein, Weiß ließ sich nicht ablenken, die Schmach jagte Weiß den geraden Weg zum Paß. Seine Worte gestern abend! Sie waren kein Ausbruch des Hasses, Weiß hatte genau gewußt, was er sagte! Er hatte alles vorausberechnet, er hatte ihn, Hollerer, genau dorthin bekommen, wo er ihn

haben wollte! Aber noch hatte er nicht gewonnen. Den letzten überraschenden tödlichen Trumpf zog er, Hollerer! Weiß oder er, einer war zuviel. Du oder ich, das war die Tundra, das Wolfsgesetz.

Hollerer war weit herumgekommen, der zivile Obergefreite, der keine Aussicht hatte auf Unteroffizierstressen, war Führer des Stoßtrupps seiner Kompanie bei den Hunderteinundvierzigern gewesen. Er war durch das Niemandsland der Tundra bis hinab in den Süden gestreift, wo die mächtigen Urwälder Kareliens begannen und wo zwischen der sumpfigen Kandaklachschafront und der steinigten Lizzafront sich die Feldwachen der finnischen Kehlkopffjäger verbargen. Kehlkopffjäger: sie schlichen in die russischen Stellungen und brachten Kehlköpfe, für die sie Urlaubstage erhielten, als Trophäen heim. Hollerer hatte sich 1941 aus den Eisstürmen der Dezember-schlacht das Eiserne Kreuz zweiter Klasse und das silberne Verwundetenabzeichen geholt. Am Fischerhals und am Handgranatenköpfl hatte er Aug' in Aug' dem Feind, der nicht sein Feind war, gegenübergelegen. In der Abwehrschlacht an der Lizza hatte er sich, schon als Gefreiter, erfrorene Füße und das Infanteriesturmabzeichen erkämpft. Und dann hatte in diesem Herbst der General, der einsam und traurig im Regen die Narvikstraße heraufkam, ihn, einen von wenigen, die dem Tode noch einmal ein Schnippchen geschlagen hatten, ihn hatte dieser ergreifend einsame und traurige General mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse dekoriert. Aber den Weiß hatte er gefragt: „Wo haben Sie Ihre Waffe?“ Er, Hollerer, hätte nur zu melden brauchen: ‚Weggeworfen, Herr General, ergeben wollte er sich‘, dann wäre ihm diese Flucht erspart geblieben. Aber er hatte mit Generalen nichts gemein. Er hatte mit dem ganzen verhaßten System nur soviel zu tun, daß er dafür starb. Mit dem Weiß mußte er selber fertig werden, das war seine Sache.

Weiß war Dorfschullehrer im Vorarlbergischen gewesen. Sein Herz schlug großdeutsch, seitdem Österreich an Deutschland angeschlossen war. Er hatte sich bis zum Januar 1944 als Ausbilder in der Innsbrucker Klosterkaserne gehalten. Seine Spezialität war das „Pumpen“. Alle seine Rekruten hatten wegen irgendeines Vergehens oder Verschens pumpen müssen. Seine Lieblinge waren mit dem einfachen Pumpen davongekommen. Ohne Rucksack, ohne Gasmaske, ohne Stahlhelm, nur Kniebeugen und Gewehrstrecken bis vierzig. Oberjäger Weiß liebte die geraden Zahlen. Die ihm gleichgültig waren, hatten mit dem gepackten Rucksack auf dem Rücken bis sechzig gepumpt. Dann hatte es noch solche Rekruten gegeben, die er wegen eines Tabakkrümels in ihrer Tasche, weil die Gedanken in ihren Augen ihn erbosten, feldmarschmäßig bis achtzig hatte pumpen lassen. Im Gehirn des Oberjägers aber gab es noch eine vierte Kategorie: jene sagenhaften, ganz gefährlichen Burschen, von deren Umtrieben gegen das Reich man nur immer

flüstern hörte. Solch einen zur Strecke zu bringen, das hatte sich Weiß seit je gewünscht und erträumt.

Auf der Reise in den Hohen Norden war es ihm gelungen, sich bei einer finnischen Witwe und ihrem kahlköpfigen Oberst des Armeestabes unentbehrlich zu machen. Schon war er in Rovaniemi etatsmäßiger NS-Schulungs-Unteroffizier, als er in der Besoffenheit vor den Kumpanen prahlte, der kahle Zeisig könne der Witwe schon lange nicht mehr besorgen, was sie brauche, er mache sie nur läufig für Weiß-Alwin, und dafür lasse er sich gern einen Schlammreiter nennen. Am nächsten Tage erhielt der NS-Schulungs-Unteroffizier den Marschbefehl an den Südabschnitt der Lizzafront. Statt seiner verrichtete der Putzer des Obersten den Dienst bei der Witwe, und der bekam auch das Kriegsverdienstkreuz zweiter Klasse. Der Oberjäger fand seine neue Kompanie aus der vorderen Stellung zurückgezogen und an einem stillen dunklen See in Ruhe. Das Lager aus Schwedenzelten zu Füßen der graugrünen Hügel sah verträumt aus. Nur russische Granaten und deutsche Befehle störten hin und wieder die Stille. Man war daran gewöhnt und scherte sich wenig darum. Hollerer erklärte Weiß für übergesnappt, als der ihn wegen einer Lächerlichkeit – „Können Sie nicht grüßen, Mann? Wissen wohl nicht, wen Sie vor sich haben, was?“ – einen Kilometer von den russischen Stellungen entfernt pumpen lassen wollte. Indes, Weiß war nicht übergesnappt, und die Sache war kein Jux, das spürte Hollerer, als er in der brüllenden Mittagssonne mit aufgesetztem Stahlhelm und übergestülpter Gasmaske, Kategorie vier, hunderteinundvierzigmal pumpte. Der Kompaniechef piffte Weiß zurück – insgeheim, aber jeder erfuhr es vom Putzer. Fortan hatte Hollerer Ruhe, und eine Zeitlang ließ er sich täuschen. In den Herbstschlachten des Jahres vierundvierzig organisierte Weiß den Nachschub für die Kompanie, die in rasch aufgeworfenen Schützenlöchern verdarb. Er stritt sich mit Zahlmeistern, die ihre vollgestopften Lager, ehe diese niederbrannten, immer noch wem übergeben wollten. Das war sein Krieg. Aber einige Male hätte es ihn beinahe erwischt. In jener Nacht, als die Reste der Aufklärungsabteilung auf der Kirkenesstraße eingeschlossen waren und im Feuer russischer Panzer verheizt wurden, lief er wie ein Idiot auf der von brennenden Wagen rot erleuchteten Straße hin und her und schrie: „Nicht schießen, ich ergebe mich, nicht schießen!“ Die Panzergranaten peitschten waagerecht in die Wagenkolonne, Leuchtspurmunitien aus schweren Maschinengewehren blitzte von allen Seiten dazwischen, und diesem vollgezeichneten Helden wurde kein Härchen versengt! Hollerer lag hinter einem Torfhauten, er hätte Weiß unbemerkt erledigen können. Kohlmeyer, neben ihm, legte das Gewehr an. Hollerer schob es beiseite. Sie retteten sich durch die einzige Lücke, die sie am Aufblitzen der Maschinengewehre in der feindlichen Linie festgestellt hatten. Weiß, im Instinkte seiner Feigheit, mußte

auch durch diese Lücke gefunden haben. Sie stießen im Dschungel auf ihn. Er war ohne Waffe und plärrte wieder sein „Nicht schießen, ich ergebe mich, nicht schießen!“ Er hielt sie für Russen. Als sie ihn erreichten, konnte er sich nicht mehr auf den Beinen halten. Er sackte auf die Knie und glotzte sie von unter her erbärmlich an. Da konnte auch Kohlmeyer, der den Spaten schon in der Hand hatte, ihn nicht mehr erschlagen. Und dann, auf der regennassen Straße nach Narvik, auf der die Pioniere die Minen zuschütteten . . . „Jawoll, Herr General, die Waffe von Oberjäger Weiß ist durch Granatsplitter . . .“ Nein, er, Hollerer war kein Denunziant. Komme, was da wolle, ein Denunziant würde er nie werden. Vielleicht war dieser Weiß doch nicht so schlecht, vielleicht glimmte noch ein Fünkchen Anstand in seiner Brust, vielleicht, und es schien so, vollzog sich unter dem Schauer des Todes die Metamorphose des alten barbarischen, katzbuckelnden, gewinn gierigen Menschen.

Es war in der letzten Schlacht, im Nordzipfel Finnlands zwischen dem Enaresee und dem Tanaelf. Sie waren aus ihren Stellungen an den schlammigen Gewässern des nordischen Dschungels entkommen. Hollerer versuchte das umgestürzte Motorrad des Finnen mit einem Nagel zu starten. Kohlmeyer, der Landarbeiter aus Tirol, stach mit dem Pukko eine Kuh ab, die vor Euterschmerzen wie wahnsinnig brüllte. Die schweren Koffer torkelten über ihre Köpfe hin und schlugen mit dumpfem Gebrüll weit hinten auf der Straße und auf den fernen Hängen ein. Die Stalinorgel zwitscherte ihre schaurigen Melodien, und wo ihr Feuer durch brechende Äste herniederwinselte, stöhnte und kreischte die Erde und verbluteten die Schreie nach der Mutter, nach Christus und Maria. Selbst Hollerer und Kohlmeyer verzagten, durch den todgeweihten Wald hindurchzugelangen. Die von ihren Schmerzen erlöste Kuh schlug auf die Erde, sie streckte die Füße von sich und glotzte sterbend auf ihren Mörder und Retter. Hollerer ließ fluchend von dem Motorrad ab. Er eilte Kohlmeyer nach, der die einzige Möglichkeit zur Flucht ausgeknobelt hatte. Sie hielten sich dicht neben den russischen Truppen, nur durch das Fließchen von ihnen getrennt und nur durch einen Streifen dichten Gestrüpps vor ihnen geborgen. Sie hörten das Dröhnen der Panzer und Geschütze, die sich in ununterbrochener Reihe zum Flußübergang fortbewegten. Kohlmeyer bog in einen Pfad, der bald am Rande eines Sumpfes entlangführte. Er rannte, so schnell er vermochte, in jeder Minute konnte die Rote Armee zum Zipfel des Sumpfes durchstoßen. Hollerer mußte eine Atempause einlegen. Er hörte Zweige brechen, Keuchen; ehe er sich verbergen konnte, kollerte Weiß durch das Gestrüpp den Abhang herunter. Weiß wollte über die weite kahle Fläche des Sumpfes hinweg, er wollte sich nicht davon abhalten lassen in seiner Scheißangst, da trieb Hollerer ihn mit der Maschinenpistole auf dem Trampelpfad vor sich her ans Ende des Sumpfes. Bei jedem Geräusch, das der andere verursachte, stieß er ihm die

kalte Mündung der Waffe in den Rücken. Auf der anderen Seite des Sumpfes war Gebrüll; rauh klang es ihnen in die Ohren: „Halt Germanski, hurrah!“ Dort zog sich die Straße hin, durch undurchdringlichen Dschungel vom Sumpf getrennt. Weiß klappte zusammen, er hockte am Boden und glotzte trüb zu Hollerer hinauf. Über ihren Köpfen peitschten Schüsse durch das Herbstlaub. Zweigstücke schwirrten herab, und ein Querschläger plätschte gegen Hollerers Stahlhelm. Sie hörten die Schützen fünf Meter über sich auf der steilen Erhöhung atmen. Sie sahen einen Trupp Landser, lebende Zielscheiben, in der Mitte des Sumpfes waten. Einer nach dem andern blieb im Feuer liegen, schleppte sich vielleicht noch ein Stück und zuckte unter neuen Treffern noch einmal auf. Weiß wandte sein von tödlichem Entsetzen verzerrtes Gesicht Hollerer zu. Er war drauf und dran, wieder sein „Nicht schießen, ich ergebe mich, nicht schießen“ zu plärren. Hollerer stieß ihm die Maschinenpistole, Hand am Abzug, vor die Stirn. Der Obergefreite trieb den Unteroffizier auf der andern Seite des Sumpfes, dicht neben dem „Halt-Germanski-Hurrah“-Gebrüll der roten Infanterie im Schutze des Dschungels von den russischen Schützen fort. Warum? Warum?

Er haßte die Russen nicht. Er haßte seinen wirklichen Feind im eigenen Land. Und dieser wirkliche Feind trug in seiner Kompanie den Namen Weiß. Nur, das hatte er damals noch nicht gewußt. Schon am Fischerhals und am Handgranatenköpfl und dann im Südabschnitt der Lizzafront und in der Schlacht bei Liinahamari und am Brückenkopf von Parkkina hatte Hollerer Schluß machen wollen mit dem Krieg. Aber die Kameraden im Stich lassen, um die eigene Haut zu retten? In der ruhigen Zeit zwischen den Schlachten hatte Hollerer im Niemandsland der Tundra ein rauhes befriedigendes Leben geführt. Seine Schießkunst hatte ihm zu einem erträglichen Dienst verholfen. Er hatte den Silberfuchs gejagt und den Elch und das Renttier. Schneehühner und Schneehasen schmorten im Kessel seiner Kompanie. Beinahe hatte er sich mit dem Barras ausgesöhnt. Bis es auch in der Tundra wieder ernst geworden war.

Hollerer legte eine schnurgerade Skispur in den Paß hinein. Die Kameraden konnten und sollten sie nicht verfehlen. Früher oder später erreichten sie ihn doch. Nun gut, dann bestimmte er, wo und wann sie einander töteten. Er schnallte die Skier ab und sprang eine Geröllhalde hinauf. Er verbarg sich zwischen mächtigen Gesteinsbrocken am Fuße des Gebirgsstockes. Aus seinem Felsennest beobachtete er, wie die Kameraden einer nach dem andern durch den V-förmigen Einschnitt in den Paß drangen. Sie blieben dicht beisammen, bewegten sich vorsichtig in seiner Spur und spähten nach allen Seiten. Sie entdeckten die Skier, stutzten, glitten zu einer Schützenlinie auseinander und stiegen vorsichtig, die Gewehre im Anschlag, zur Geröllhalde auf. Sie trafen bei den Skiern zusammen, blieben stehen, besprachen sich

leise, spähnten dabei unablässig zu den Felsen hinauf und starrten plötzlich alle auf den gleichen Fleck. Einer sprang vor und streckte einen Gegenstand triumphierend in die Höhe. Hollerer konnte nicht erkennen, was es war. Er betrachtete seine Waffe, sie war geladen, gespannt, entsichert. Er griff nach dem Brotbeutel, der ihm hinten am Koppel hing. In seiner Stellung liegend, tastete er die Uniform ab, und plötzlich schwankte der Lauf seines Gewehrs, sein dunkles Antlitz verschwand aus der Schießscharte.

Wenige Sekunden später zeigte es sich wieder, gelassen und feierlich. Hollerer hatte die Patronentasche verloren. Das morsche Leder der Laschen, an einer Seite eingefetzt, war durchgerissen. Längst hätte er die Tasche umtauschen müssen, aber er hatte sich gesagt, er brauche sie nicht mehr lange, der Krieg sei bald aus. Hollerer hatte sechs Schuß im Lauf, und die Anderen waren sieben. Weiß eingeschlossen, der sich in einer windgeschützten Mulde am Eingang des Passes auf die Lauer gelegt hatte. Hollerer richtete das Gewehr auf den, der ihm am nächsten stand. Aber er schoß noch nicht. Er mußte seiner Ziele gewiß sein. Niemand durfte entkommen. Auge, Kimme, Korn, eine zielgerade Linie auf Wegleitner-Seppl – so beobachtete er, wie die Kameraden sich etliche Schritte hinaufwagten, unschlüssig hin- und herwandten, sich zurückziehen wollten und, als Weiß, ohne sich zu zeigen, hinten in seinem Schneeloch plärrte, zögernd vorrückten. Kurz danach hielten sie wieder an, und sofort war Weiß' plärrende Stimme zu vernehmen. All das in dem aufflammenden Schneesturm und im Erlöschen des Tages. Hollerer glaubte in diesen Minuten sehr heftig, die Kameraden würden Weiß das Maul stopfen, sie würden die Gewehre umdrehen und mit ihm gemeinsame Sache machen. Das war der letzte bittere Selbstbetrug.

Sie wußten, er holte beim Bataillonsschießen die Preise für die Kompanie, und sie gingen ihn an, weil Weiß hinten in seinem Schneeloch plärrte, und sie waren seine, Hollerers, Kameraden, und sie liebten ihn; den Weiß aber haßten sie, und sie sagten: wir können nichts dafür, Franz, es tut uns leid, mach keine Dummheiten, komm raus. Dämmerung und Sturm. Der Wind riß die schweren Wolken auf, die auf die Berge drückten und allem, was darunter atmete, den Atem nahmen; er riß sie auf und schüttete sie aus. Hollerer hatte das Schneetreiben im Rücken, die Kameraden hatten es im Gesicht. Hollerer lag versteckt und geschützt, sie kamen die kahle schneeverkleierte Halde herauf. Er sah die Umrisse ihrer Gestalten, sie sahen nichts. Er hatte die Überraschung für sich, sie glaubten an die Dummheit des Menschen. Er schoß zuerst. Seine Schüsse mußten ins Leben treffen. Das war die Tundra. Das Wolfsgesetz. Du mir, ich dir.

Die Überlebenden suchten Deckung, nur einer wollte fliehen. Er kippte im Sprung vornüber, überschlug sich und lag dann still für immer. Hollerer dachte: Mayrhofer-Martin, schade, war der beste von allen, hat es ehrlich

gemeint, wollte vielleicht nicht mehr, vielleicht... Die Kugeln schwirrten wie wütende Hornissen, sie verzischten im Schnee und zerplätschten an den Steinen. Sie streiften Hollerer heiß, und nur einmal, als er sich unvorsichtig bewegte, traf es ihn schmerzlich ins Fleisch. Er nahm eine kriechende Gestalt wahr und schoß. Sie sackte in die Knie, wehrte sich lange gegen die unheimliche Gewalt, die sie starr und steif auf den gefrorenen Schnee streckte. Die beiden letzten wagten sich nicht vor und nicht zurück, vorn wachte Hollerer und hinten ließ Weiß die Maschinenpistole aufgellen. Hollerer wechselte die Stellung, feuerte, sprang vor und feuerte noch einmal, seinen letzten Schuß. Wiederum hatte es ihn erwischt. Er zuckte auf. „Besser treffen“, rief er den Toten höhnisch zu.

Sie hatten geglaubt, er lasse sich wie ein Schaf zum Metzger führen, alles wegen „Kamerad“, für „Kamerad“ lasse er sich henken. An ihrem Tod waren sie selber schuld, mit ihrem Glauben an Dummheit und Feigheit. Das war wohl am bittersten, schuld sein am eigenen Tod.

Er hatte sie erledigt und keine Patrone mehr im Lauf, und Weiß lauerte. Der Oberjäger war immer ein Feigling gewesen und blieb es hinten in seinem Schneeloch bis zum Ende. Sturm und Nacht waren Verbündete des Flüchtlings. Der Schnee stob nun von den Höhen herab wie die Brandung eines ungeheuren Meeres, eines Weltozeanes, der das All aufwühlt. In diesem Wetter fand man Hollerer nie. Doch es vernichtete auch die Hoffnung des Flüchtlings, sich die Munition der Toten zu holen. Als es finster genug war und er sich hinabwagen konnte, hatte der Schnee alles begraben.

Hollerer kämpfte sich eine unendliche, ihm unter den Füßen hinwegschwimmende Fläche hinauf. Seine Ohren, unter der Kapuze des Anoraks, vernahmen keinen Laut. Es war unheimlich, unbegreifbar still. Und es wurde immer finsterer. Körniges Eis brannte in Holleres Antlitz, aber er spürte es nicht. Wogen von Schnee schäumten gegen ihn, aber er spürte nichts. Sein Anorak war steif gefroren, an den Brauen hingen ihm Eiszapfen, vom Atem verharschte das Kinn, und das alles spürte er nicht. Er schleppte seine schmale Blutspur durch den Schnee, und der Schnee deckte sie sofort wieder zu. Er mußte Weiß finden. Der Oberjäger hockte unter dem Felsen am Eingang des Passes. Er hatte sich auch dieses Mal fein im Hintergrund gehalten. Hatte die andern draufgehen lassen und nicht einen Fetzen seiner kostbaren Haut gezeigt. Hatte sich bestimmt eine Schneemauer gegen den Sturm errichtet, dahinter kauerte er und verzehrte seine Ration. Diese Vorstellung des friedlich kauernden und fressenden Weiß, nach all den blutigen Geschehnissen, peitschte Hollerer auf. Der sollte das Maul gestopft bekommen, für immer und ewig, amen! Hollerer lästerte, er empfand es nicht. Er war ein Christ mit dem starren finsternen puritanischen Glauben an irdische Gerechtigkeit für irdischen Frevel, Aug' um Auge, Zahn um Zahn, wer das

Schwert zieht... Er glaubte sich selbst, Gottes strafende Hand, Blitz der Vorsehung zu sein, in dem kurzen finsternen Augenblick, da er überhaupt seines Gottes gedachte. Weiß war an der Reihe, unwiderruflich. Wolfsgesetz. Tundra. Du mir, ich dir.

Der Sturm hatte noch immer nicht seinen Höhepunkt erreicht. Der lautlose Tanz der weißen Teufel wurde von Minute zu Minute wilder. Hollerer kam immer langsamer voran. Frost krallte sich ihm ins Antlitz, Frost lähmte seine Glieder, Frost glomm in seinen Lungen und brannte ihm in den Adern. Der frisch gefallene Schnee war wie Schlick und sog seine Füße ein. Manchmal versank er bis an die Hüften. Seine Wunden waren nicht tödlich, aber sie öffneten sich immer wieder und schwächten ihn, wenn das Blut auch unter dem brettsteifen Anorak versickerte, verkrustete und keine Spur mehr zog. Der Sturm nahm sprunghaft an Stärke zu. Hollerer hielt inne, um Atem zu schöpfen. Nichts war zu sehen als der lautlose Tanz der weißen Teufel. Irgendwo am Fuße der Felsen hockte Weiß und malte sich aus, wie er nach dem Sturm zur Kompanie zurückkommt: Ich habe Hollerer erledigt! – Ohne einen Schuß hat er mich erledigt, dachte der Flüchtling. Er hatte dem Sturm den Rücken gekehrt. Er blickte nach Westen, dort in der Finsternis lag hinter zwei, drei Höhenzügen die schwedische Grenze. Er mußte sich nur vom Sturm treiben lassen, dann war er gerettet. Er mußte nur darauf achten, daß ihn der Sturm nicht die Felsen hinabstürzte. Die Patrouille möchte er sehen, die bei dem Wetter, wenn sie unterwegs war, ihn erwischte! War er erst in einem schwedischen Dorf, bei Menschen wie er einer war, dann konnte er alle Grenzer und Henker der Welt verlachen!

Hollerers Antlitz erschien schwarz in der weißen Finsternis, dunkel gebrannt vom Frost. Der Flüchtling rieb es mit Schnee ab. Er brach das Eis von den Brauen und taute es mit der Wärme seiner Hand vom Kinn. Er kehrte der Grenze den Rücken zu und wandte die Stirn wieder gegen den Sturm. Er kämpfte sich die unendliche hinwegschwimmende Fläche hinauf. Der Umriss eines Felsens tauchte auf, wie vorbeigeschwemmt vom Strom der tanzenden weißen Teufel, wie ertrunken in der eisigen stummen Brandung. Der Schnee wurde fester. Hollerer hatte das Massiv erklommen. Er brach nicht mehr ein, kam aber nur noch Fuß um Fuß voran. Sein Oberkörper war weit vorgebeugt, fast waagerecht. Versuchte er, sich aufzurichten, so stießen die weißen Teufel ihn schweigend zurück. Hollerer nahm das leergeschossene, sinnlos gewordene Gewehr vom Rücken und stützte sich darauf, dennoch kam er bald keinen Schritt mehr vorwärts. Aber irgendwo unter ihm befand sich Weiß. Hollerer hing sich das Gewehr vor die Brust und schob sich bäuchlings über den Boden, dessen eisige Starre ihn mehr und mehr durchdrang. Seine Hände ertasteten durch die dicken Handschuhe den Fels. Er machte, ohne sich zu erheben, eine Wendung. Der Sturm packte ihn jetzt

von der Seite. Hollerer hielt das Gesicht in den Windschatten. Wie er sich da über den verharschten Fels schob, ähnelte er einem riesigen unbeholfenen Wurm. Er konnte nun ein wenig vor sich hinsehen. Er fühlte indes mehr als er sah, wo es hinabging. In einer Mulde streckte er sich aus, ließ den Sturm über sich hinpeitschen und kratzte mit erstarrenden Fingern Preiselbeer-gestrüpp unter dem Schnee hervor. Er stillte seinen Durst an den roten gefrorenen Beeren. Jetzt, da er zum erstenmal nach der Hetzjagd ruhte, spürte er Hunger. Er nahm Knäckebrot und Fliegerschokolade aus seinem Brotbeutel und verzehrte beides miteinander. Weiß entkam ihm nicht mehr. Verflucht, und wenn man verreckte, und man verreckte, daran war kein Zweifel mehr, aber der Weiß bekam seinen Teil. Der ist so vollkommen erledigt, wie nur ein Toter erledigt sein kann. Dieses Kapitel wird endlich einmal zu Ende gebracht. Aber wie sieht das neue Kapitel aus, wer schlägt es auf, und warum haben die Kameraden dran glauben müssen? Herrgott, mit einem Schuß hätten sie Weiß auslöschen können, und Weiß war nur einer gegen sechs, und sie fürchteten seine plärrende Stimme mehr als den Tod, den sie starben. Und er, Hollerer, hatte er bis zu dieser Stunde den Weiß nicht auch mehr gefürchtet als den Tod?

Hollerer kniff die Augen zusammen. Er spähte und lauschte in die weiße, lautlose, rasende Finsternis. Das Gewehr zerzte an ihm, es war leer geschossen und sinnlos geworden, und er schleppte es mit sich. Er trieb schwankend am Rande der Felsen entlang. Mehr als einmal stolperte er und war nahe daran, hinabzustürzen. Er kam immer nur wenige Schritte vorwärts, dann mußte er Atem schöpfen und neue Kraft sammeln. Mit dem Sturm rasten die Stunden hinweg, lautlos, eine nach der andern, vielleicht war es Mitternacht, vielleicht war es später, als die Kräfte der weißen Teufel endlich erlahmten. Hollerer richtete sich kerzengerade empor. Das Geradestehen war Labsal, Genuß. Hollerer hielt die Hand an die Stirn und schien weit hinüberzuschauen, dorthin, wo die Tundra sich schmeichlerisch an die Granitberge schmiegte, sie umarmte und in sich verstrickte, sie hinabzog in ihren sanften gefährlichen Schoß und verdarb in der Unergründlichkeit ihrer Sümpfe und Einöden. Dort war jetzt Rettung, Zukunft, das neue Kapitel. Das letzte Stück seines Weges würde Hollerer nun auch noch schaffen, nachdem er den Tod überlebt hatte. Nach dieser Nacht und in diesem Sturm suchte ihn niemand mehr. Er mußte nur immer nach Süden und konnte gar nicht fehlgehen, der Paß war breit, bequem, danach ging es sanft abwärts, immer abwärts, ohne Klettereien oder Hindernisse, sein Proviant reichte genau, bis er in Sicherheit war. Es kam nur darauf an, durchzuhalten. Es war jetzt alles ganz einfach und ungefährlich. Ein bißchen Ruhe, dann wurde er Herr über die Schwäche. Er mußte so schnell wie möglich zurück in den Paß.

In den Paß, wo die Toten lagen.

Wo die Toten . . .

Hollerers Augen, nicht mehr von vereisten Brauen eingekerkert, blickten starr, kalt, wie gefroren und verbrannt, in die weiße Finsternis. Das schwarze Antlitz lag geschützt und versteckt unter der Kapuze des Anoraks, nur die starren, kalten, gefrorenen und verbrannten Augen waren zu sehen. Sie glühten auf und zogen sich wieder erlöschend zusammen. Das Schneegestöber blendete. Oder was war es? Hollerer blinzelte über die verschwimmenden Felskanten in die Tiefe. Seine Augen tränkten. Die Tränen erstarrten. Kleine eisige Tränen an den Wimpern, blinzelte Hollerer hinab in die Tiefe zu den Toten. Er kam an ihnen nicht vorbei, sie waren noch nicht gerächt.

Er konnte den Grund unter sich nicht erkennen. Alles war weiße torkelnde Finsternis. Herrgott, dachte er, sechundzwanzig bin ich, und was hab ich vom Leben gehabt? Alles ist schief gegangen. Alles hab ich verkehrt angepackt. Nichts ist richtig getan worden. Nichts hab ich gewußt. Man ist so gotterbärmlich einsam, das ist das schlimmste von allem. Bist du einsam, machen sie dich fertig. Die Kameraden könnten am Leben sein, und ganz allein Weiß hätte den Schnee gerötet. Aber ich habe geschwiegen, und die Kameraden haben für sich gelebt, und Kohlmeyer hat sich auch abgeschlossen, und wir haben doch alle zusammengehört. Herrgott, wenn man zur rechten Zeit miteinander spricht, braucht man nicht einander zu töten! Getrennt haben sie uns, zerrissen, jeden mit sich selbst entzweit, Freundschaft und Edelmut mit Haß und Mordgier getränkt, auch mich . . . auch mich . . . nichts als Haß und Blut und Asche . . . Wenn wir nein gesagt und nein gewollt und nein gehandelt hätten – was vermochten Weiß und seinesgleichen gegen alle? Ja, du mußt draufzahlen, und die Kameraden mußten draufzahlen, und die plärrende Stimme erledigt alle aus der Deckung heraus. Weiß sitzt wieder hinten und hat uns wieder geschafft, und so geht das die ganze Weltgeschichte lang, alle sind wir kaputt.

Hollerer stützte sich auf das Gewehr. Aus seinem in der Erregung noch schwärzeren Antlitz glommen die Augen wie letzte Funken unter der Asche. Die Wunden waren wieder aufgebrochen. Langsam, zäh entrann das Leben. Hollerer schleppte sich weiter. Seine Gedanken verwirrten sich . . . Gaas! Gaas! . . . Dieser Hund, am Ende hat er sich doch verrechnet . . . hundert-einundvierzig Mal zur Ehre des Regiments . . . aber verrechnet hat er sich am Ende doch . . . du, Hollerer, ich habe ganz andere Burschen als dich fertig gemacht . . . bin kein Denunziant, Herr General, mit Weiß rechne ich selber ab . . . er ist schlau, so schlau wie Weiß ist vielleicht kein anderer, aber dieses Mal hat er sich in seiner eigenen Schläue gefangen . . . Kohlmeyer, er war mein Kumpel, hat die letzte Zigarette mit mir geteilt, der beste Tischler

der Kompanie, hätte nach diesem mörderischen Blödsinn noch ein Mannesalter hindurch Särge tischlern können für die in Frieden zu Ende Gelebten ... An der Einsamkeit geht man zugrunde ... An ihrer verfluchten sinnlosen, grundlosen Einsamkeit sind sie zugrunde gegangen, Wegleitner-Sepp, Gfeiler-Blasius, Anreiner-Matthias, Lechtaler-Jakl, Mayrhofer-Martin, Kunzlmann-Karl ... Die Tundra, das Wolfsgesetz, Weiß ... Dieses eine einzige Mal in seinem Leben hat er falsch spekuliert.

Hollerer fiel vornüber. Er kam wieder hoch, hockte sich hin, suchte das Gewehr. Er bewegte sich taumelnd durch das nun sanfte Unwetter. Weit würde er nicht kommen, das war ihm selber klar. Seine Chance hatte eins zu zehn gestanden. Jetzt war sie gleich null. Er hatte gehant, daß es so kommen mußte. Weiß war das Verhängnis, es folgt einem überall hin, sitzt einem auf der Spur und hockt sich zu dir an dein Lager und grinst dich an und hängt dich auf. Es folgt dir bis an das Ende von allem.

Hollerer bemerkte einen dunklen verschwimmenden Fleck. Er kroch auf allen Vieren über die Felsplatte, an deren Fuß es sich bewegte. Er erkannte die Umriss eines Körpers. Weiß vertrat sich die Füße. Er machte sich warm in seinem Schneeloch. Er fühlte sich vollständig sicher. Für ihn gab es nur eines zu tun: zu überleben.

Hollerer zog die rechte Hand aus dem Handschuh. Sie war froststarr. Kohlmeyers Pukko entfiel ihr. Hollerer versuchte hochzukommen. Die Beine trugen seinen Körper nicht mehr. Jetzt, dachte er, jetzt könnte ich jenseits des Muoniaflusses sein oder am Rande der Tundra. Er hing mit dem Kopf über dem Felsen und starrte mit glimmenden Augen aus dem verbrannten Antlitz auf den ausgeruhten und bewaffneten Feind. Über dem Felsen hängend, an den eisigen Boden geklammert, von der frostigen Hand des Sturmes gezüchtigt, erlöschende Augen in einem erloschenen Antlitz, so sann Hollerer der unendlichen Kette von Fehlern nach, die er in seinem Leben bis hierher zu diesem letzten und logischen Schluß begangen hatte.

„Ich bin einsam gewesen, ich habe geträumt, ich habe mich selbst betrogen, ich habe die Wahrheit nicht wahrhaben wollen, ich habe nur noch gehaßt, ich habe keine Zukunft gesehen, ich bin meinen Weg allein gegangen, und Kohlmeyer ist seinen Weg allein gegangen, und die Kameraden sind ihren Weg allein gegangen, und das war der tödliche Irrtum. Und nur Weiß, Weiß, Weiß hat sich nicht geirrt“, flüsterte Hollerer. „Weiß, Weiß, Weiß“, stammelte er sinnlos vor sich hin. Weiß hatte den Glauben vergiftet und mit dem Glauben den Menschen. Weiß hatte den Menschen mit sich selbst entzweit, den Mut mit sich selbst entzweit und die Feigheit mit sich selbst entzweit, so daß Feiglinge mutig und Mutige feig erschienen. Weiß hatte immer desertieren wollen, wie er im März 1938 desertiert war und wie er nach diesem Krieg wieder desertieren wird. Und so stand denn nach alledem fest, zu spät

erkannt und zu teuer bezahlt: Mit Weiß zusammen auf einer Welt gibt es kein Auskommen. Mit Weiß mußte er fertig werden, in seinem Land, in seinem Haus, auf der ganzen Welt, in der eignen Familie. Im Frieden mußte man mit dem lebenden Weiß abrechnen. Immer klarer sah es Hollerer: im Frieden leben und mit Weiß abrechnen, die Blutschuld aufrechnen und begleichen, im Angesicht des Volkes, des betrogenen und verratenen, gehenken und in den Tod getriebenen.

Hollerer zog die Hände unter der Pelzweste hervor. Er klaubte den Pukko aus dem Schnee, in den er eingefroren war. Er nahm das Gewehr vom Rücken, aber er ließ es nicht los und stemmte sich auf Knien und Händen hoch. Und da blickte Weiß nach oben. Beide schrien auf. Hollerer sah Weiß die Maschinenpistole hochreißen. Im selben Augenblick sprang er ab. Im selben Augenblick blendete und durchschnitt ihn ein gellender Feuerstrahl. Im selben Augenblick prallte er auf einen harten keuchenden Körper. Er stieß zu. Weiß, dabei, sich ihm zu entwinden, kippte vornüber. Seine Hände griffen weit aus und scharrtten im Schnee. Er tastete nach der Maschinenpistole, die ihm entfallen war. Er versuchte, sich auf den Knien hochzurichten. Er sackte wieder zusammen. Seine ekelhaft krauchenden Finger berührten den Lauf der Waffe, sie zuckten zurück, als hätten sie sich verbrannt, krochen wieder vor, umklammerten den Pistolenkolben. Hollerer hockte auf Knien und Händen und starrte verständnislos auf die krampfigen Bewegungen seines Feindes. Je heftiger Weiß sich bewegte, desto eher kam das Ende. Der Pukko saß ihm bis ans Heft unter dem linken Schulterblatt. Ein Schauer durchlief seinen Körper, dann lag er still, eingewühlt im roten Schnee. Hollerer ergriff mit steifen Fingern sein Gewehr. Es dauerte lange Zeit, bis er es in die Höhe gehoben und in den knirschenden Schnee gebohrt hatte. Das Blut rann warm aus der frischen Schußwunde und verklebte ihm das Hemd. Er war zu schwach, sich aufzurichten, drehte seinen Körper mit unsäglich Mühe herum und fiel, schwer atmend, mit dem Rücken gegen das Gewehr. Er war unendlich müde. Aber er wollte nicht einschlafen. Wenn er geradenwegs nach Süden marschierte, mußte er in anderthalb Tagen die russischen Stellungen erreichen. Der Weg war frei. Warum waren die Kameraden nicht mit ihm gegangen? Er mußte mit ihnen sprechen. Er durfte sich nicht fürchten und mußte mit ihnen sprechen. Wenn nur nicht diese verdammte Müdigkeit gewesen wäre! Schliefe er jetzt ein, so wachte er nie mehr auf. Kohlmeyer hat ihnen nicht getraut, er hat geflucht und geschrien, als sie ihn fürsorglich auf die Skier betteten, als sie ihn behutsam hinabführten zum Henker. Man muß sie dennoch lieben, man darf nicht aufhören, sie zu lieben. Hollerer hob den Kopf, er blinzelte in das Schneetreiben, es war still und friedlich, und er konnte daran denken, seinen Weg fortzusetzen. Er hatte einen neuen Weg gefunden und mußte ihn zu Ende gehen

und mußte die Kameraden mit sich nehmen, und sie sollten nicht sterben, und er mußte mit ihnen sprechen, und er geht seinen Weg von heute an nie mehr allein. Hollerer spürte keinen Wind und keine Kälte. Ihm war warm und wohl. Irgendwie hab' ich was verkehrt gemacht, das nächste Mal mach' ich's richtig, dachte er. Das Kinn sank ihm auf die Brust, er blinzelte zu dem toten Weiß mit dem Pukko zwischen den Schulterblättern hinüber, sprach laut: „Dem hab ich's besorgt“, und war, an das Gewehr gelehnt, fest eingeschlafen. Der Schnee bedeckte den Toten und den Schlafenden, der nie mehr erwachte, um es richtigzumachen.

Günter Kunert

HINAB ZU DEN FISCHEN

*Im Kontobuch der White-Star-Line
Stand eingetragen das Schiff „Titanic“.
Mit 32 Millionen Dollar Kosten,
18 Kesseln für den Dampf,
800 Tonnen Kohle täglich
Sowie den 50 000 PS, die es trieben
Und
3000 Passagieren zur Beförderung
Von Southampton nach der Stadt New York
Stand alles eingetragen.*

*Bis Nebel sank, Nacht aufkam und Eis,
Härter als jeden Schiffes Wandung.*

*Ungültig wurde die Rechnung.
Sie strichen's durch und schrieben
Auf eine neue Seite:
Besitz: 1 Eisberg.
2 Kilometer lang, kalt, scharfgezackt,
Bei Tage glitzernd.*

*Denn es muß sein ein Ausgleich
Den Besitzenden.
Wenn sie ersaufen, das Wasser, das
Sie bläht, gilt ihnen noch
Als Eigentum.*

DAS AMT DES DICHTERS

Zu Louis Fürnbergs „Bruder Namenlos“ *

Große historische Ereignisse greifen nicht nur in die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen verändernd ein, sie dringen bis in die Tiefen des Bewußtseins und der Gefühlswelt des einzelnen. Wie auch immer die Menschen reagierten, die Befreiung Deutschlands vom Faschismus war für sie ein Wendepunkt; sie war Wende und Prüfstein zugleich auch für die Dichter unseres Volkes. Kam diese Zeit für die einen als „Tag des Zornes“, als Zeit der „Heimsuchung“** – um mit den Titeln zweier Gedichtbände einen Zustand zu bezeichnen –, so begann für den antifaschistischen Dichter, der von der Brüderlichkeit einer kommenden menschlicheren Welt bisher im Exil geträumt hatte, die Stunde der Erfüllung. Eine neue Epoche hatte begonnen; es war Zeit, ein Resümee des Bisherigen zu ziehen, um für das werdende den Weg frei zu machen.

Es ist immer das Privileg des echten Dichters gewesen, von der Schönheit des Menschlichen zu singen und zu träumen. In der Epoche, da sich die Menschen die Basis für ein Reich der Schönheit schaffen wollen, ist es die vom Dichter geforderte Mission. Keine Mission kann ohne Zielsetzung erfüllt werden. Kein von der Gesellschaft gestellter Auftrag – denn als solchen empfindet der sozialistische Dichter sein Werk – ist zu erfüllen ohne die Erkenntnis der eigenen Position. Am Ende des zweiten Weltkrieges gibt Louis Fürnberg Zeugnis von seiner Entwicklung als Dichter: „Bruder Namenlos – Ein Leben in Versen“.

Diese Dichtung ist eine Rechenschaft, die sich weitete zur großen Auseinandersetzung mit einer vergangenen Epoche, mit ihrem Leben, ihrer Kunst, mit all den Eindrücken und Erlebnissen, wie sie auf den Dichter einstürmten. Es ist ein Gedicht des Rückblicks und Ausblicks; noch einmal leuchtet das einstige Dasein in seiner ganzen Unmittelbarkeit auf, noch einmal begegnet uns jene Welt, in welcher der bürgerliche Dichter lebte. Und in dieser Welt ersteht das schillernde Milieu eines Literatentums, das einst auch den jungen Fürnberg in Bann schlug: die Dichtung als Rausch, als zweites

* Louis Fürnberg: „Bruder Namenlos – Ein Leben in Versen“, Dietz Verlag 1955.

** Werner Bergengruen: „Dies irae“, München 1948; Karl Krolow: „Heimsuchung“, Verlag Volk und Welt 1948.

Leben vor dem Hintergrund der von wirtschaftlichen und geistigen Krisen zerrissenen kapitalistischen Gesellschaft.

Das ganze erste Buch des „Bruder Namenlos“, eine künstlerische Abrechnung mit den literarischen Strömungen und Tendenzen der Jahre vor dem Faschismus, gipfelt in der entscheidenden ideologischen und künstlerischen Auseinandersetzung mit dem größten Lyriker der spätbürgerlichen Epoche, mit Rilke.

Für Generationen deutscher Lyriker war Rimbauds „trunkenes Schiff“ Symbol einer erträumten dichterischen Existenz, die Jugend der Nachkriegszeit von damals suchte ihr kleines, oft sinnloses Leben gerade an diesem Dichter illusionistisch zu überhöhen.

*O endlich frei sein und ebenso
mit einem Herzen von Süße und Bitterkeit
im Rücken der Welt die Segel bissen . . .*

*O sich vom Marmortisch wegzulösen . . .
und mit Goldsucherhänden
in Abessinien nach Antwort schürfen!
Nicht kleben zu müssen! Fliegen zu dürfen! . . .
Und sei's um den Tod zu finden in Klüften und Schrunden!*

Fürnberg hat dieses zwischen Entzückung und Verzweiflung, Rausch und Einsamkeit taumelnde Künstlerdasein ins Bild gebracht. Er findet die umfassende Metapher, faßt diesen ganzen Zustand in die Allegorie des Ikarus: sich über die Welt erheben, fliegen, selbst stürzen und noch die Verklärung dieses Sturzes empfinden – bis die Ernüchterung einsetzt:

*Dann bin der Feuerwein ich nimmermehr,
als der im Rausche ich oft überschäume . . .
Fehlt mir die Kraft, die großen und die kleinen
Dinge des Lebens gleichklangs zu vereinen?
Bin anders, Menschen, ich, als ihr es seid?*

*Bin ich ein Hohn? Bin ich das Irrgefüge
des zwischen Notwehr und brutaler Lüge
taumelnden Opfers dieser wehen Zeit?*

Natürlich ist die Ich-Aussage dieses Zyklus nicht durchweg mit der Entwicklung des Dichters selbst zu identifizieren. Namenlos – so werden die Zeitgenossen genannt, Angehörige einer bürgerlichen Generation, die in ihrer Mehrheit nicht die Kraft fanden, sich im Leben als Dichter zu behaupten. Opfer der Zeit wurden sehr viele von ihnen, Opfer oder Stimmen, über die

der Sturm der Zeit hinwegging. Es liegt nahe, diese gleichnishafte Aussage jenem frühen Gedicht Johannes R. Bechers gegenüberzustellen, das ebenso einen Zeitzustand treffend ins lyrische Bild setzte, einen Zustand, der in den Worten der einen Strophe seine prägnante Fassung fand:

*Bin ich zerbröckelnde Mauer
Säule am Wegrand, die schweigt?
Oder Baum der Trauer,
Über den Abgrund geneigt? ...*

Die sterbensmüde Verfallsstimmung oder das hektische Aufbegehren der Dichtergeneration kurz vor dem ersten Weltkrieg, in der Blütezeit des Expressionismus, unterscheidet sich merklich von der Haltung der jungen bürgerlichen Lyriker der zwanziger Jahre. Dieser Generation fehlte auch zum Neinsagen die Kraft. Ironisch fast beschwört Fürnberg die leichtfertige „Hoppla-jetzt-komm-ich-Stimmung“, mit der der bürgerliche Literat dieser Zeit sich selbst über die Mißhelligkeiten des Daseins, über den Riß, der mitten durch die Gesellschaft geht, hinwegzutäuschen sucht:

*Man lebt! Die Welt läßt Glocken schallen ...
Du denkst nicht weit und läßt den eignen Schritt
bedenkenlos durchs Labyrinth dich tragen
und nimmst Apoll in seinem Sonnenwagen
als den Trabanten deines Hochmuts mit.
Und keine Sturmflut schleudert dich zur Erde.
Du gehst mit knabenhafter Trotzgebärde
durch einen Rausch, den dir dein Herz gewährt.
Du gehst verklärt!*

Nur ein schmaler Pfad noch verbindet diese Dichtung mit dem Leben der Gesellschaft. Man flüchtet in die Traumsymbolik eines Georg Trakl oder erhebt sich auf Ikarusflügeln in die Höhe einer Kunst, die nur noch den „Sternen, nie dem Leben darunter“ dient.

*Er war die Schwalbe, war Sebastian.
Ihn konnten Unkenrufe nicht erreichen.
Er zog auf Falkenjagd, und untertan
war er nur sich – doch niemals ibesgleichen!*

Das ist die Haltung von Nietzsches „Wanderer durch die Nacht“ und „Zarathustra“. Liest man die Verse jener bürgerlichen Dichter, begegnet man ihr immer wieder. „Nicht unter dem Begriff der Revolution oder des Sturmes und Dranges, sondern unter dem weiteren der Restauration und der Synthese“ treten diese Dichter selbst in ihrer Anthologie „Junge Deutsche Lyrik“

im Jahre 1928 vor das deutsche Publikum. Für sie ist Dichtung nicht mehr Bekenntnis zum Leben, sie ist ein Surrogat geworden, führt eine allzusehr von der Gesellschaft losgelöste Existenz. Namen wie Martin Behaim-Schwarzbach, Otto Heuschele, W. E. Süßkind, Georg von der Vring, Joachim Maas, Alexander Lernet-Holenia, oder jene, die wie Johannes Linke, Willi Fehse und der zweifellos begabte Richard Billinger in ihren Versen zu direkten Vorläufern der faschistischen Blut-und-Boden-Mythen wurden, bezeichnen auf ihre Weise bestimmte Richtungen in der spätbürgerlichen Dichtung.

Schon damals zeigte es sich, daß ein Dichter unserer Epoche, will er sich zu einer seine Zeit manifestierenden Position erheben, nach dem Ziel seiner dichterischen Aussage fragen muß. Nur wenige dieser Lyriker fanden bei den progressiven Kräften des Volkes Impulse für ihr Werk. An einer ganzen Lyrikergeneration beweist sich die These, daß große künstlerische Aussage nur auf dem Boden echter Volksverbundenheit wächst. Von der jungen deutschen Lyrik der zwanziger Jahre bleiben nur wenige Stimmen, die heute noch Gewicht haben für eine wahre Nationalliteratur. Meistens ist ihre Dichtung nur noch ein letzter zager Schwanengesang, denn von Rilke ist das Wesentliche über dieses Lebensgefühl gesagt und in der Vollendung gestaltet worden. Einige Namen begegnen uns nach dem braunen Jahrzwölft wieder in der 1946 erschienenen Anthologie der „inneren Emigration“ (*„De Profundis – Deutsche Lyrik in dieser Zeit“*, München 1946). Hoffnungslosigkeit, endgültige Schwermut ist der Inhalt dieser Verse, die sich auch in ihrer Gestalt nur selten über ein epigonales Noch-Einmal erheben. Das umfassende Weltbild ist dem bürgerlichen Dichter abhanden gekommen, vom kleinbürgerlichen, idealistischen Standpunkt aus lassen sich die modernen menschlichen Konflikte in der lyrischen Reflektion so wenig gestalten wie in den anderen Genres der Kunst.

Angesichts dieser Situation bekommt Fürnbergs Dichtung ihr großes nationales Gewicht. Weite der Konzeption, Tiefe der Selbstauseinandersetzung, der feste Standort, den der Dichter einnimmt, heben diese Dichtung, die auch in der lyrischen Prägung, der reichen Musikalität einer plastischen Sprache vorbildlich ist, über die Verse der einstigen bürgerlichen Weggefährten weit hinaus.

Schon der Erlebnisbereich des jungen Fürnberg, die jugendliche Berauschtigkeit, die in dem liedhaften „Selig vom Wein war die Zeit“ anklingt, unterscheidet sich von der dekadenten, mutwillig herbeizitierten Rauschhaftigkeit eines verlorenen Daseins, von dem Klaus Mann in seiner biographischen Rückschau „Der Wendepunkt“ erzählt. Fürnberg bannt die Bilder dieses Milieus mit wenigen Strichen und Tönen in Verse. Die Träume, Wirrnisse, Ideale und Schimären leben auf in bunter Fülle und Farbigkeit. Die Auf-

hebung aller dieser Versuche vollzieht sich im Tonio-Kröger-Erlebnis. Hier wird ausgesprochen, daß die noch so antibürgerlich sich gebende Gebärde den Künstler nicht über die Schranken dieser Welt hinaushebt, er bleibt Bürger, wenn auch ein verirrter. Hier trennen sich für die Künstler dieser Epoche die Wege. Fürnbergs Weg führt aus der Erkenntnis der eigenen Lage zum Volk, zur Arbeiterklasse. Aus seiner isolierten Traumwelt wird er aufgeschreckt, als ihm die Schüsse, die auf Bergarbeiter abgefeuert werden, in den Ohren gellen („Duxer Ballade“). Hier waren Menschen, für die man sprechen mußte, sie warteten auf das Erlösungswort auch des Dichters, denn sie waren auf den Schauplatz der Geschichte und des Lebens getreten. Zu ihnen zu sprechen, war des Dichters Amt.

Für den Literaten, der sich vom Leben gelöst hatte, für den weltfernen lyrischen Träumer und Illusionär gab es keine Aufgabe mehr; er konnte sich nur noch in der Abseitigkeit und Unverbindlichkeit verlieren, wenn er nicht der kommenden Macht der Unmenschlichkeit das Wort reden wollte.

*Aber auch dann, als die Nacht obnegleichen
aufsprang und röhrend die Wälder durchfuhr,
war's noch kein Schrecken. Wir sahen uns nur
nicht mehr so ganz in den spiegelnden Teichen...*

Der Schrecken vor dem Nichts, hier nacherlebt, führt viele jener Literaten nicht zur Selbstbesinnung und Läuterung. Hoffnungslos verstrickt, vermögen sie ihren eigenen Schatten nicht zu überspringen. Da sie keine Kraft besitzen, mit der bürgerlichen Welt endgültig zu brechen, verirren sie sich in ihren Widersprüchen und gehen – namenlos – unter. Für Fürnberg beginnt erst hier die eigentliche dichterische Entwicklung.

Echte Dichtung ist immer „große Konfession“ im Sinne des Goethewortes. Im Gedicht gewinnt das Leben seine höhere, sublimierte Gestalt. Ob der Dichter wachen Auges gelebt hat und seine Zeit in sich aufnahm, ob er alle Kräfte eingesetzt hat, sich eine Position zu erobern, von der aus er, inmitten und über seiner Zeit stehend, um ihre zentralen Probleme ringt, das macht die Größe einer solchen Konfession aus.

Im Nachwort einer westdeutschen Lyrikanthologie (*westdeutsch* leider in der wahrhaftigen Bedeutung des Wortes), die Gedichte aus der Zeit von 1900 bis 1950 noch einmal Revue passieren läßt, wird gesagt: „Eine allgemeine Ernüchterung bis in die Tiefen der Seele hinein hat stattgefunden. Über das Ganze, möchte man sagen, hat der Dichter keine Meinung mehr, auch ist er nicht mehr geneigt, sich für die Welt schlechthin verantwortlich zu fühlen oder das Amt eines Stellvertreters der Menschheit für sich zu beanspruchen, wie noch der Autor der ‚Duineser Elegien‘ es tut.“

Im Hinblick auf diese hier ziemlich genau bezeichnete Situation gewinnt Fűrnberrgs Dichtung gerade heute und hier ihre Bedeutung.

Für den sozialistischen Dichter gibt es mit den „reinen Dichtern“, den „Traumwandlern und Weltfernen“ – wie sie Fűrnberrg in seinem starken polemischen Gedicht „Den Versverliebten“ des Bandes „Hölle, Haß und Liebe“ beim Namen nennt – keine Berührungspunkte. Ihre Schönheit und ihre Träume sind keine menschlichen Schönheiten und Träume mehr. Wer beharrlich von Schmetterlingen und Akazien singt, während Kinder gemordet werden, begibt sich selbst seiner Sendung als Dichter. Die Traditionen der neuen Lyrik liegen gerade dort, wo der Dichter noch im Namen der Menschheit die Stimme erhoben hat, auch bei Rilke.

Groß ist die Anziehungskraft, die Rilkes Dichtung auf den jungen Fűrnberrg ausübt. Nicht nur im „Namenlos“, überall im Werk Fűrnberrgs finden sich Hinweise auf eine tiefgehende Auseinandersetzung. Im Prozeß der Bildung eines sozialistischen Künstlerbewußtseins, der sich im „Namenlos“ vor unseren Augen am Schicksal des lyrischen Helden vollzieht, spielt diese in erster Linie ästhetische Polemik eine große Rolle.

*Denn wer begreift das, daß man selbst
von seinem Stamm ist und wenn auch nur ein Blatt,
mit dem die Winde spielen. Doch man hat
einmal von jenem gleichen süßen Saft gezebrt,
der ihn genährt . . .*

*Nur wer so wie wir, ihn durchgejubelt und durchgelitten,
weiß, was das heißt: aus seinem Hause gehn.
In ihm haben wir uns wie einen erfüllten Wunsch gesehn.
Durch seinen Schlaf gingen wir mit leisen Schritten,
durch sein Wachsein mit verhaltenem Hauch . . .*

Es zeugt für die Tiefe der Erkenntnis seiner dichterischen Aufgabe, wenn Louis Fűrnberrg mit solcher Ehrlichkeit auf die Tragweite und Wirkung dieses Einflusses hinweist. Von solchem Standort aus hat er es nicht nötig, die künstlerischen Einflüsse, die ihm von Rilkes Dichtungen kommen, zu verbergen. Er geht nicht über diesen wichtigen Konflikt in seinem Schaffen mit jener Verachtung hinweg, wie wir sie so oft bei den bürgerlichen Avantgardisten finden, die das Erbe leugnen, ja schmähen.

Der Herkunft nach trennen den Lyriker Fűrnberrg Welten von Rilke. Schon ein Beispiel ist aufschlußreich: Beide Dichter beschwören nach mehreren Jahrzehnten ihres Lebens das Bild der Kindheit noch einmal herauf: Rilke in seinem Gedicht „Kindheit“, Fűrnberrg in einem Eingangsgedicht des „Namenlos“. Wie Rilke jene eigentümliche Sphäre erfaßt, die von Einsam-

keit, Traum ohne Sinn, Angst und schließlich der Frage nach dem Wohin jener Daseinsstufe gebildet wird, das läßt den ganzen von gesellschaftlichen Krisen fernbleibenden engen Kreis seiner Jugend in aristokratischer Umgebung wiederaufleben. Fürnbergs Kinderwelt in den kleinen Städten ist eine andere gewesen. Hunger, Krieg und endloser Haß an diese tränenzerwühlten Jahre haben sich ihm mitgeteilt.

„Da war kein Ahnen und kein Wunder im Traum“, diese Aussage steht antithetisch dem „O wunderliche Zeit, o Zeitverbringen“ gegenüber.

Aber mehr als nur ein wiederbelebtes Kinderdasein drückt sich in beiden Gedichten aus. Mit subtiler Feinheit erfaßt Rilke in seinem Gedicht jenen kindhaften Zustand von Angst und Wunder, jenes „Allem-noch-offen-Sein“, das später dem wissenden Dichter verschlossen sein muß. Es ist eine bei aller mitschwingenden Traurigkeit selige Rückerinnerung, die zugleich das spätere Nicht-wissen-Wohin als tragischen Hintergrund hat, eine noch weiter gesteigerte Einsamkeit, die schon dem Kinde fühlbar war.

Für Fürnberg gibt es keine Rückkehr. Kindheit ist ein dunkler Schatten, den man hinter sich ließ, um zu wachsen; nicht wehmütiger Rückblick und leise Klage, sondern Haß und Nimmerwiederkehr sind Grundgefühl. Fürnbergs Dasein ist längst „entwundert“, er sieht der Realität ins Auge.

Mir scheint die von Rilke geleistete Aussage in der Weite der Konzeption nur mit der Thomas Manns auf dem Gebiet der Prosa vergleichbar. Was zu sagen war über die Endkonsequenz an menschlicher Verlorenheit, die natürlich – wenn das auch von Rilke im Gegensatz zu Thomas Mann nie erkannt wird – eine gesellschaftliche Ursache hat, was zu sagen war über die Einsamkeit des Individuums in der ausgehenden kapitalistischen Ära, über eine Gefühlswelt, die nicht mehr an Liebe glauben kann, und der der Tod als etwas Vertrautes, ja als Existenzform erscheint, fand in Rilkes großen Gedichten seinen Ausdruck. Das Lebensgefühl einer untergehenden Welt, in aller Zwiespältigkeit, aller intellektueller und seelischer Hintergründigkeit, wurde lyrische Gestalt. Die Dichtung des reifen Rilke ist in ihren Grundzügen Klage und Elegie, ja verhüllte Anklage. Daß sich die Anklage in der Klage erschöpft, weil es dem Dichter nicht gegeben ist, seine Gestalt in den historischen Prozeß einzubeziehen, das zeigt die Grenzen dieses großen Lyrikers einer Endzeit. Alle Fragen der Kunst sind in den Bereich der Kunst selbst verlegt worden. Eine Konfrontation mit der gesellschaftlichen Realität findet nicht mehr statt, alles ist so „unsagbar“ geworden!

*Ach jener, er sang der Blume,
und als alles zu Ende war und er sich noch einmal
öffnen durfte, regina noctis,
noch einmal blühen, eine Nacht lang . . .*

*... da es Nacht sein mußte, wenn er sang ...
da fühlte er, glaubte zu fühlen, es seien
ihm die Rätsel nun aufgegangen, die Geheimnisse.
Ach, und nun zog er die Handschuhe aus,
und mit nimmer geschienten Händen griff er
in die Dornen!*

Dieses Gedicht steht nach jenen Versen, die bei aller ironischen Distanz das Erlebnis wachrufen, als der junge Fürnberg Rilke in Muzot aufsuchte. Es mag zunächst nur als eine bloße Nachgestaltung erscheinen, um den Schaffens- und Vollendungsprozeß der „Duineser Elegien“ darzustellen, es läßt die Vorbehalte durchscheinen, mit denen Fürnberg bei aller Verehrung für die Größe Rilkes die Kluft andeutet, die ihn von ihm trennt.

*Er, der Entrückte, weit in den Abend gegangen
und zu jenem letzten Haus auch über die letzte Straße,
hinter der nichts mehr ist
als die sich ergebende Knospe,
o aller Jammer! Aber wer fühlt das nach?*

Fürnberg hatte sich angeschickt, eine Straße zu gehen, die in den Morgen führte, in eine Welt, in der auch die Rosen blühen und sich allen Menschen öffnen werden. Der große bürgerliche Dichter hatte sich dieser Mission in der Endkonsequenz unmerklich entzogen, indem er versuchte, mit den Mitteln der Kunst eine Ordnung außerhalb der Wirklichkeit zu finden. Die Entdeckung gerade dieser Sphäre führt Fürnberg zu neuen Reichen, die er mit seiner Kunst erschließen kann, zu Reichen, welche dem spätbürgerlichen Dichter für immer verschlossen bleiben müssen:

Die Welt:

*Sie sei dein, Bruder! Sie sei dein!
Du sollst dein Herz nicht verschließen
vor Klang und Schein!
Du sollst überfließen und selig sein
in deiner zeitlichen Ewigkeit!
Aber Bruder, du bist nicht allein!
Sieh – hier ist einer und dort sind viele,
und alle wollen sie mit herein
in dein Reich des Schauens und der Gefühle!*

.

*Der Weg beginnt in der Welt,
geh mitten in sie und nicht von binnen!
O wie werden die Menschen sich finden,*

*wenn sie nicht Trost noch Zuspruch brauchen,
wenn sie im Leben untertauchen,
das sie umschließt und das sie wärmt.
Nicht von täglichen Sorgen gepreßt,
schweigen zu dürfen und lachen zu können
und im Alleinsein nicht zu verbrennen!
Nicht mehr verirrt durch die Straßen zu streunen.
Und im Alleinsein zu wissen, man ist
nicht allein, nicht Stein unter Steinen!
Überall sind die Herzen Antennen!*

Dieser Hymnus auf die neuentdeckte Menschenwelt stellt sich fast in jeder Zeile gegen die hoffnungslose Vereinsamung, wie sie Rilke repräsentiert. Hier ist der Kreis des anonymen Rühmens durchbrochen, und auch jene Klage Rilkes ist aufgehoben:

*Und wir: Zuschauer, immer, überall,
dem allen zugewandt und nie hinaus!
Uns überfüllt's. Wir ordnen's. Es zerfällt,
wir ordnen's wieder und zerfallen selbst.*

Es ist das tragische Ringen mit dem von Widerspruch zu Widerspruch reichenden Leben, dem Immer-Abschied-Nehmen, dem Tiefbesiegtsein und dem Nicht-entrinnen-Können vor einer Welt, die alles zu zerstören droht, was Rilkes Dichtung groß macht. Der Realismus der Aussage des sozialistischen Dichters liegt darin, daß er diese Zusammenhänge durchschaut, den Dingen wieder ihren Platz im Leben zuweist und sagt: Nicht Dinge bedrohen euch, sondern Menschen, die diese Dinge beherrschen. Es gilt für die Menschen, sich zu finden und die Drohungen aus der Welt zu schaffen. Die Dichtung bekommt bei Fürnberg wieder eine echte Funktion. „Ich singe den Menschen und seine Waffen“ (Aragon), das war das Wesentliche echter Dichtung, dem sich auch Rilke in zunehmendem Maße entzog. Nur aus einer solchen Haltung heraus kommt der sozialistische Dichter zu jener seine Epoche überschauenden Weitsicht, die ihn befähigt, Neues auszusagen.

Die Verfeinerung der Sprache, ihre Wendigkeit und Anpassung an feinste Nuancierungen menschlichen Gefühlslebens, hat gerade in der Sprachformung Rilkes erstaunlich zugenommen. Diese Mittel für einen neuen Gehalt der Dichtung zu nutzen, liegt nur im Sinne einer solchen kritischen Aneignung des besten Erbes auch der spätbürgerlichen Zeit.

Er hat gesät – wir sammeln die Garben

heißt es wieder im Hinblick auf Rilke.

*Schmäht sein Gedicht nicht!
Faßt es mit rauber Hand!
Seht: es zerbricht nicht!
Tut es vom Teetisch!
Laßt es sich läutern gehn
von seinen Schminken!
Rose wird bauernschön
schöner Euch dünken!*

Rilke hatte sich bemüht, einer vor seinen Augen zerfallenden Welt noch Gestalt zu geben. Er hat sich bemüht, diesen Prozeß bei aller Differenziertheit in eine adäquate, gebändigte Form zu bringen. Indem Fünberg das als die Größe Rilkes erkennt und seinerseits in der Gestaltung der großen Probleme der Übergangsperiode die Knappheit und Prägnanz der lyrischen Formung anstrebt, um das erwählte typische Erlebnis auch in seiner verdichteten, künstlerisch ausdrucksvollsten Form auszusprechen, knüpft er an das Erbe an und führt es schöpferisch weiter zu einer Aussage, die neue Möglichkeiten eröffnet.

*Nun hat er seine Augen zugetan.
Nun weiß er nichts mehr. Ist dem Tag entrückt ...
Die morgenfeuchten Ufer ziehn ihn an,
wo er die Blumen seiner Träume pflückt ...
O seine Seele war ein stolzer Schwan ...*

In die Träume des Schläfers drangen die Schüsse der Gewehre, die auf hungernde Arbeiter abgefeuert wurden. Nicht der Ekel vor der Schaltheit, der Lüge, dem Grauen einer überlebten Gesellschaft allein weckten den Dichter, nicht die anarchistische Revolte verhalf zu einer neuen Sicht, stellte ihn auf die Seite der Menschlichkeit. Die erschossenen Arbeiter selbst klagen an:

*Daß du an diesem Nachmittag am Radio drehdest
und wir kamen auf einmal, Salve um Salve, zu dir
und dir stockte dein Herz und es war dir, als tötest
du und nicht die Gendarmen im Duxer Revier.*

*O du sahst uns in bleiernen Wolkensetzen,
wie uns der Hunger trieb und die Angst uns ergoß,
und du standest, Gendarm, zu deinem Entsetzen
in der Gendarmenkette, die auf uns schoß!*

*Ach, und die Seraphim waren da und Mönche in Kutten,
Ritter im Harnisch und Madonnen aus Elfenbein,
Enkel ohne Kronen und träumrische Putten,
und sie schossen ihre Salven in uns hinein! ...*

*Damals geschah es: da sankst du ins Namenlose,
und sie deckten dich mit Kugeln und Erde zu.
Und in schmerzgezwungener Metamorphose
wandeltest du dich in dein anderes Du!*

Fürnberg hatte sich schon früh dem Leben gestellt, und auch die raffinierteste Fluchtmöglichkeit, wie sie sich nur zu verlockend bot, ausgeschlagen. Das Leben hatte die Illusionen zerstört, mitten im Kampf um das Glück aller, reiften in ihm die Träume, die die Welt erneuern.

„Im ‚Bruder Namenlos‘ gestaltet Fürnberg seinen Weg in die Zeit, den Weg vom Traum zur Tat.“ (Kisch)

Aus dieser Tat aber reiften dem Dichter die neuen Träume, denn in der Dichtung erhebt sich der Mensch über die Wirklichkeit, eilt ihr voraus. Das ist das Wesen der poetischen Träume, die nicht Traumspiele und Lebenslügen sind, sondern Träume von der Schönheit und Größe, von der seelischen Tiefe der menschlichen Welt.

In einem fast lebenslangen Ringen schuf Louis Fürnberg sich in seiner Poesie den Grund für die realistischen Traumwelten von einer Zukunft des Menschen.

Namenlos – war der Dichter, als er gleich seinen Zeitgenossen im Gefolge der konventionellen Literaturströmungen einherschwamm, ohne Möglichkeit, sich in diesem Rahmen zu einer Persönlichkeit zu entwickeln, die seinem Werk hätte Profil verleihen können. Klarheit über sich selbst zu gewinnen, über sich und das eigene Verhältnis zur Kunst, das war die erste Etappe zur Vollendung. Sie führte zum Bruch mit den bürgerlichen Kunstidealen. Die Kunst mit dem Leben zu konfrontieren, Schönheit und Wahrheit an der Wirklichkeit zu überprüfen war eine weitere Station. Von da entwickelte der Dichter die Konsequenz, seine Dichtung dem Leben des Volkes, dem Kampf der Arbeiterklasse zu widmen.

*Daß ich die namenlose von mir streifte,
die Narrenkappe mit dem Schalksgeläut,
und zu den Namenlosen reifte,
aus deren Träumen sich die Welt erneut.*

So heißt es am Schluß jener, eine Lebensperiode umspannenden Dichtung. Einer ganzen Generation deutscher Dichtung wird der Spiegel vorgehalten. Für die jungen Dichter unserer neuen deutschen Lyrik ist es ein Werk der Lehre, wenn sie es verstehen, in der Auseinandersetzung mit sich selbst am Werk der Vorgänger zu lernen; denn Dichtung ist nichts ohne die konfliktreiche Aneignung der Wirklichkeit. Und im Angesicht der Regressionslyrik eines Gottfried Benn oder der Tabula-rasa-Gedichte eines Holthusen, deren

Existenz gegenüber Fürnbergs Bekenntnis schon anachronistisch wirkt, gewinnt diese Dichtung ihre besondere aktuelle Bedeutung.

*Mag sein, daß es sich leichter weiden ließe,
wenn man das Übel als das Übel trägt.
Man sieht ja gern, wenn von dem Paradiese
nur eine Jenseitshoffnung nährt und begt.*

*Man legt den Maßstab niemals an die Zeiten
und baut an einem Seifenblasen-Reich,
und unter dem Aspekt der Ewigkeiten
wird alles glattgefeigt und alles gleich.*

*Nur daß auf einmal alle Himmel krachen,
anstatt zu tönen, wie es sich gehört.
Versucht mal dann, Euch aus dem Staub zu machen!
Es ist der letzte Fluchtweg Euch zerstört!*

.

*Oh, daß es mich aus Eurem Abgrundgleise
zur rechten Zeit noch auf die Erde warf!
Und daß ich jetzt auf meine kleine Weise
im Diesseitsdienste mich vergehren darf!*

*Und daß ich spür, wie sich an meiner Seite
der Nachbar müht in gleichem Tun und Sinn,
und daß ich föhl, daß, wie ich ihn begleite,
nicht mehr nur Nachbar, nein, sein Bruder bin.*

Der Dichter des „Bruder Namenlos“, der „Spanischen Hochzeit“ und des „Wanderers in den Morgen“ gibt der Dichtung wieder eine Heimstatt inmitten des Volkes.

VOM HANDWERK DES DRAMATIKERS

Verschüttete Erkenntnisse, ausgegraben von Peter Kast

Vor Jahren fand ich als Aufbauhelfer in einer Ruine ein Dutzend zufällig beieinandergebliebene Blätter eines Wälzers, der, wie aus den hohen Seitenzahlen gefolgert werden konnte, einstmals recht gewichtig gewesen war. Einige der Blätter waren zerrissen, der Text stellenweise durch Nässe und Schmutz verwischt, Titel, Autor, Verlag, Druckjahr und Druckort waren nicht mehr festzustellen.

Mit spitzen Fingern klaubte ich die unansehnlichen Blätter aus dem Unrat, fing an darin zu schmökern und fand sogleich Antwort auf einige Fragen, die mir damals zu schaffen machten: ich hielt einen zwar leicht bieder-männisch, aber kenntnisreich aus der Werkstatt des Schriftstellers plaudernden, referierenden Artikel ohne Anfang und Ende über irgendeine alte „Dramatische Handwerkslehre“ in den Händen. Dieser „ganz auf praktische Brauchbarkeit zugeschnittene Artikelauszug“, las ich an einer lesbar gebliebenen Stelle der vermutlichen Vorbemerkung, berücksichtige besonders die moderne Dramatik. Wie sich bei der Lektüre zeigte, verstand der Verfasser unter „moderner Dramatik“ die Autoren des vergangenen Jahrhunderts bis zu dem damals noch jungen Gerhart Hauptmann.

Auf die Gefahr hin, Allzubekanntes wie eine Offenbarung zu verkünden, möchte ich einige Kapitel der Arbeit wiedergeben, die sich „mit jenen Gebieten beschäftigen, deren Beherrschung am wichtigsten und auf denen Verstöße am gefährlichsten sind“.

Nach Meinung des Verfassers muß sich der angehende Dramatiker zunächst einmal innerlich völlig klar darüber werden, ob der gewählte Stoff „nicht etwa bloß die dramatische Form allenfalls verträgt, sondern ob er sie unbedingt erfordert“.

„Jeder Gebildete ist nämlich nach Gustav Freytag imstande, irgendeine Begebenheit seines Lebens, die durch den Charakter ihrer Teilhaber oder durch die Lokalität, in der sie sich zutrug, oder durch ihre Folgen etwas Besonderes hatte, derartig vorzutragen, daß andere Menschen sie lesen könnten. Aber wenn solche zufälligen Epiker ohne Schulung ihrer Phantasie und ohne Ausbildung ihrer Technik plötzlich auf den Gedanken kommen, jenes selbe Erlebnis für die Bühne zu bearbeiten, und auf der Bühne doch nur wieder von ihren Personen das erzählen lassen, was sie in einer Novelle schon mitgeteilt haben, so möchte man sie mit Lessing anrufen: ‚Wozu die

saure Arbeit der dramatischen Form? Wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen – wenn ich mit meinem Werke und mit dessen Aufführung weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde?

Es muß demnach bei Aristoteles' oberstem Grundsatz seiner Poetik bleiben, daß ein Drama nur die Aufgabe haben kann, Menschen *innerhalb einer Handlung* zu zeigen. Nicht das naturgetreue Ablaschen trivialer Gespräche, nicht das sorgsamste Malen eines Lokalkolorits, nicht das Schwelgen in kunstvoll mit breitester Vorbereitung erzeugten Stimmungen darf Hauptaufgabe bei Bühnenstücken werden; ein rechtes Drama lebt vom Kampf, vom Kampf in jederlei Gestalt, vom Kampf um Herrschaft oder Zuneigung, vom Kampf um Meinungen, Grundsätze oder Freiheit, vom Kampf mit der Versuchung in uns selbst, mit der gesellschaftlichen Konvention oder einem übermächtigen Schicksal. Darum, solange es eine wirkliche Dramatik und wahren Kunstverstand gibt, wird Dramatik Willensdichtung bleiben, und alle Theaterstücke, bei denen diese Willensspannung von Anfang an, entweder durch Mangel an Kraft oder Mangel an Einsicht, nicht hervorgerufen wurde, werden vergängliche Produkte bloßer Geschmacklosigkeit sein.“

Aber Dramatik, sagt der unbekannte Verfasser weiter, ist nicht nur Willensdichtung, Handlung von Anfang bis Ende des Stückes, sondern auch Ausdruck einer plastischen Phantasie:

„Nicht nur in dem Sinne E. Th. A. Hoffmanns, daß jeder, der in irgend einer Dichtart seinem Publikum irgendwelche Gestalten vorführen wolle, sie genau angeschaut und ihr ganzes Behaben in allen Einzelheiten vor seinem inneren Auge so gegenwärtig haben müsse, daß seine Schilderung nachher den Eindruck der Wahrscheinlichkeit und Naturtreue erwecken könne. Dieser Forderung hat Hoffmann gewissenhaft nachgelebt, woraus seine große und dauernde Wirkung auf das lesende Publikum zu erklären ist; aber manche seiner Erzählungen sind in dramatischem Sinn so völlig strukturlos, daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn Versuche zu Bühnenstücken niemals von ihm bekannt geworden sind. Da hätte zu einer plastischen noch eine gewissermaßen architektonische Phantasie hinzukommen müssen, derart, daß wie einem Baumeister vor seinem Grundriß die ganzen Linien in Höhe und Tiefe, der Glockenturm mit der Spitze und die Seitenflügel des Gebäudes in klaren und zweckvollen Verhältnissen aufragten, so die ganze Gliederung eines Dramas übersichtlich vor dem inneren Auge des Erschaffers steht.

Daraus ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit der Schluß, daß dem Dramatiker die künstlerischen Eigenschaften wichtiger sind als die poeti-

schen. Die poetischen sind ihm erwünscht, aber nur zur Erreichung des Höchsten notwendig; die künstlerischen sind ihm *conditio sine qua non*, ohne die er überhaupt gar nicht anfangen darf.“

Die nun folgenden Seiten des Blätterstoßes sind unleserlich geworden. Wir müssen uns daher mit der „Conclusion“, der Zusammenfassung, begnügen:

„Stoff ist das rohe, unbearbeitete dramatische Material in seiner Gesamtheit.

Fabel ist der Inbegriff des idealisierten und verwerteten Materials. Sie umfaßt alles, was in einem Stück an Vorgeschichte, Verwicklung, Kämpfen, Entschließungen, Spiel und Gegenspiel zum Austrag kommt.

Handlung ist die Struktur, das besondere Gefüge, das durch seine Zusammenhänge der Arbeit ihren Reiz gibt und sie zu einem Kunstwerk erhebt.

Nehmen wir statt eines Dramas ein Haus, so werden wir finden: Stoff besteht aus Holz (in der Idealisierung: Balken), Marmor (in der Idealisierung: Quadern), einschließlich alles anderen notwendigen Baumaterials und auch der Situation, in der das Haus zu stehen kommt. Fabel bedeutet das fertig vor uns dastehende Gebäude, das wir zu überschauen und worin wir uns aufzuhalten vermögen. Handlung bedeutet die Anlage, bedeutet das Gerüst von Mauern, bedeutet Treppen und Zugänge, wodurch allein die Bewohnbarkeit ermöglicht wurde.

Wer Häuser und Dramen kennt, wird nicht bestreiten, in wieviel Schönheiten und Fehlern sie sich zu gleichen vermögen. Wieviel breit ausladende Flügel hat man nicht schon gesehen bei eingedrücktem Mittelbau, wieviel massive, mächtige Fundamente, auf denen sich ein kleines Schweizerhäuschen erhob. Wieviel großartig angelegte Paläste blieben für immer unwohnlich, wenn sie nicht gar baufällig wurden; wieviel behagliche Wohnhäuser sind unscheinbar von außen!“

Steht nun dem Dramatiker endlich der ganze künstlerische Plan des zu schreibenden Werkes plastisch vor Augen, hat er zu folgendem fähig zu sein:

„Er muß die Idee seines Stückes, d. h. seinen Hauptinhalt, auf eine kurze Formel gepreßt, in wenigen Zeilen anzugeben wissen. Zum Beispiel: Ein junger Adliger hat eine bürgerliche Geliebte; Verdacht an ihrer Treue wird in ihm erregt; er tötet sie und sich selbst („Kabale und Liebe“). Oder: Aufgeregte Eifersucht einer Königin treibt zur Tötung ihrer gefangenen Gegnerin („Maria Stuart“). Oder: Der Sprößling einer Proletarierfamilie kommt im Auslande zu Bildung und Ansehen; bei der Heimkehr findet er seine herangeblühte Schwester verführt vom Sohn seines Wohltäters („Ehre“).

Zweitens muß er die ganze Fabel des Stückes in ihrer folgerechten Gliederung und Entwicklung auf den zwei Seiten eines Quartblattes hinschreiben können. Weckt ihn um diese Zeit jemand aus dem Schlaf und fragt ihn nach

dem Hauptcharakterzug der Heldin oder nach dem Inhalt der Schlußszene des zweiten Aktes, so muß er ohne Besinnen antworten können.

Nach diesem Anfang darf er an die Ausarbeitung der einzelnen Auftritte gehen. Es wird von der Füllung seiner dichterischen Ader abhängen, ob die Färbung ihm saftig genug gelingt. Unerläßlich dagegen ist es, daß der Schaffende mit den uralten Forderungen des regelrechten Aufbaus seiner Handlung völlig vertraut ist, bevor er sich an die Niederschrift des Wortlautes macht.“

Die „uralte Forderung des regelrechten Aufbaus einer Handlung“ erläuternd, schreibt der unbekannte Verfasser:

„Immer wird man der Teilnahme des Publikums am sichersten sein, wenn folgendes Gerüst streng innegehalten wird: Einleitung, erregendes Moment, Steigerung, Höhepunkt, tragisches (oder tragikomisches) Moment, Umkehr, letzte Spannung, Katastrophe (resp. glücklicher Ausgang).“

Bleiben wir mit dem Verfasser beim Gerüst und fragen wir uns erstens, weshalb oder warum eine „Einleitung“:

„Weil Überraschungen aus heiterm Himmel auf der Bühne nicht wirken, und das Kommende mit bereits geweckter Neugier erwartet werden muß. Gewisse Voraussetzungen der Handlung, kunstvoll abgewogen, um den Anteil zu steigern und doch nicht zuviel zu verraten, würden also gleich am Beginn gesprächsweise darzubieten sein. Die Alten schickten kurzerhand eine Person auf die Bühne, die oft nicht einmal im Stück selber auftrat, und ließen durch sie einen nicht unwesentlichen Teil der Handlung episch, wenn auch mehr oder minder bewegt und in sich selbst gegliedert, vortragen. Ibsen füllt lange Szenen seiner ersten Akte mit Gesprächen über Vergangenes; größer ist die Kunst der Franzosen, uns derartige Einführungen zu sparen oder uns doch durch frische Beweglichkeit des Dialoges und der Hergänge nicht merken zu lassen, daß es sich um notwendige Vorbereitungen handelt. Am meisten dramatisch bleibt Shakespeare, dessen wuchtiger Griff uns sofort mitten in die Dinge selbst hineinreißt und der uns durch die Gegenwart des Geschehenden so gefangen nimmt, daß selbst wichtige Vorfragen (wie z. B. nach der so schleunigen Entartung des Hofes von Hel-singör kurz nach dem Hingang eines anscheinend vortrefflichen Königs, eine Vorfrage, die schwächere Dichter sorgfältig beantwortet haben würden) als belanglos zu Boden fallen.

Wichtig ist das kräftige Anschlagen eines Anfangsakkords, um gleich die passende Stimmung zu erzeugen, wie die Verschwörung der Hexen auf der schottischen Heide in ‚Macbeth‘; der spannende Kommando auf der Wachen in ‚Hamlet‘; der erbrochene Schrank in ‚Maria Stuart‘.“

Betrachten wir zweitens das „erregende Moment“ und drittens sogleich die „Steigerung“ mit:

„Selbstverständlich ist es, daß kein Stück mit dem Höhepunkt einsetzen kann. Die Teilnahme des Zuschauers soll zugleich mit der Handlung anwachsen. Deshalb ist es notwendig, daß dicht hinter der Einleitung ein starker reißender Zufluß erfolge, um das Ganze beschleunigt in volleren Wellen dahinströmen zu lassen. In den Tragödien ist es eine Botschaft, die gebracht wird, eine Enthüllung, die erfolgt, eine starke Versuchung, die an den Helden herantritt, wie z. B. in ‚Wallensteins Tod‘ das Auftauchen des Schweden Wrangel zum Abschluß eines Bündnisses. In den Lustspielen ist es ein Telegramm, ein Brief, eine Begegnung, die erregend wirken, meist wohl das Eintreffen eines Gastes, der zur vorhandenen Situation in komischem Widerspruche steht und darum zum Fortschritt der Handlung kräftigen Anstoß gibt. Im ‚Glas Wasser‘ bringt das Auftreten Abigails, in den ‚Journalisten‘ das Auftreten Sendens und Blumenbergs mit ihrer intriganten Verwertung der heimlichen Zeitungsartikel des Obersten das erregende Moment, das Eintreffen Adelheids die Steigerung. In wieviel Etappen diese erfolgt, ist gleichgültig; nur soll sie nicht sprunghaft, unausgeglichen sein. Besonders kunstvoll ist sie in ‚Kabale und Liebe‘ bis zum Abfassen des Briefes, zu dem Luise gezwungen wird.“

Viertens wären „Höhepunkt“ und „tragisches Moment“ zu beachten:

„Im ‚König Lear‘ ist der Höhepunkt die Hüttenszene mit dem schauerlichen Zusammenklang wirklicher, professioneller und gespielter Tollheit. ‚Hamlet‘ hat das Vorzügliche, die stärkste Wirkung Garantierende an sich, daß das ‚tragische Moment‘ dicht hinter der Höhe hereinbricht. Man versteht unter tragischem Moment ein Ereignis, das zwar in der Anlage des Stückes mitbegründet, doch überraschend das Ganze in einer Richtung fortreibt, die von der des Anfanges abweicht. Hamlet sticht nach dem König – und trifft den Vater seiner Geliebten. Tieferschüttet steht er plötzlich da, die Sachlage verschiebt sich verhängnisvoll zu seinen Ungunsten. Die Alten nannten dieses Einbrechen des tragischen Momentes ‚Peripetie-Szene‘ und bemaßen wesentlich nach ihrer Kraft den Wert von Stücken; Shakespeare ist nur ihr treuer Schüler hierin gewesen. In ‚Julius Cäsar‘ bildet die vornehme Unklugheit des Brutus das tragische Moment: Antonius, den die Verschworenen am Leben ließen, um ihn sich zu verbinden, wiegelt an Cäsars Leiche das Volk auf; Brutus und Cassius müssen fliehen und gehen zugrunde. In ‚Romeo und Julia‘ hat der Dichter das tragische Moment sogar gedoppelt; das erste bildet der Tod des Tybalt im Zweikampf mit dem Helden; der dadurch neu angefachte Familienhaß läßt die Sache der Liebenden sehr zweifelhaft werden. Tragischer noch wirkt dann der Anschlag des kopflosen Paters, wonach Julia einen Schlaftrunk nimmt, den sie gar nicht kennt und in seinen Wirkungen entfernt nicht vorausberechnen kann, bis Romeo sie fälschlich für tot hält. In ‚Maria Stuart‘ ist es auflodernde Leidenschaftlich-

keit, was der Heldin Geschick beschleunigt. Maria bleibt Siegerin im Zank der Königinnen und büßt dafür mit dem Kopf. In ‚Nora‘ bildet es ein tragisches Moment von großer Stärke, daß Helmer einen Kündigungsbrief abschickt, ohne zu wissen, welch einen gefährlichen Bedränger seiner armen Frau er dadurch reizt. Und selbst in heiteren Komödien wird etwas dem Ähnliches zum Anwachsenlassen der Handlung mit großem Vorteil angebracht werden, nur daß eine rechtzeitige Erkennung weiteres Unheil verhüten muß.“

Das fünfte Element des Gerüsts, die „Umkehr“, leitet „die vom Höhepunkt absteigende oder fallende Handlung“ ein und hat meistens „die Aufgabe zu zeigen, wie dem Helden die Ereignisse über den Kopf wachsen, das Netz um seine Glieder sich fester zieht, während das Gegenspiel an Stärke zunimmt“:

„Die Gefahren der ‚fallenden Handlung‘ liegen auf der Hand. Nachdem ein großer Teil der Empfänglichkeit und Frische des Hörers verbraucht worden ist, nimmt niemand mehr vorlieb mit Ablenkungen, Episoden und andern Retardierungen. Nur Allerwichtigstes, die Handlung vorwärts Reißendes darf noch geboten werden. Deshalb haben in fünftaktigen Stücken gerade die vierten Akte schon oft sich als Klippen erwiesen, die zu vermeiden der reife Techniker die größte Sorgfalt verwenden wird, um den Hörer, statt daß er dem Bann der Dichtung entschlüpfte, erst recht zu fesseln. In vieraktigen Stücken ist dem entsprechend der dritte am gefährlichsten und der Abend verloren, wenn gerade dieser Akt leer ist und enttäuscht.“

Sechstens wären noch die Bemerkungen „Letzte Spannung“ und „Schluß“ zu zitieren:

„Da nur Tragödien den Plan haben, einen Helden zu Fall zu bringen, so liegt es auf der Hand, daß diese Aufgabe, vom Höhepunkt ein Abwärts herauszuarbeiten, nicht in gleichem Maß auch den Lustspielen gestellt sein kann. Diesen schadet im Gegenteil eine ununterbrochene Steigerung nicht das mindeste, bis gleich einer schillernd hinausgetriebenen Seifenblase die Absurdität ihren höchsten Grad erreicht hat.

Durchaus gemeinsam ist dagegen allen dramatischen Gattungen das Element der ‚letzten Spannung‘, die in Tragödien noch einmal die Hoffnung flüchtig aufflackern, in Stücken mit günstigem Ausgang noch einmal alle Befürchtungen lebendig machen wird, bis endlich ein langnachwirkendes Ereignis in gutem oder üblem Sinne den Schluß macht.“

Der Verfasser beendet seine Erläuterungen über die „uralten Forderungen des regelrechten Aufbaus einer Handlung“ mit einem neuen, von Shakespeare hinzugefügten Element:

„Eines der größten Verdienste, die Shakespeare sich um unsere moderne Bühne erwarb, besteht darin, daß er zu den Dramen der Alten, die sich auf

Grund bereits gestörter Verhältnisse fast ausschließlich mit Sühne und Ausgleich beschäftigen, die ‚aufsteigende Handlung‘ zuzufügen wußte, die sämtliche Fäden des späteren Netzes vor unsern Augen auslegt. Es ist in der Tat einer der von Shakespeare am öftesten geübten und wirksamsten Kunstgriffe, die Menschen, deren Nieren er prüfen und die er uns in charakteristischen Situationen darstellen will, zuerst ein kleines Weilchen vor unsern Augen unbefangen herumspielen zu lassen, bis plötzlich das Schicksal mit ehernem Finger unheimlich an die Tür pocht. So darf selbst Hamlet sein innerstes Wesen in verhältnismäßiger Freiheit aussprechen, ehe die Botschaft des Geistes ihn befangen macht und mit seiner Aufgabe beladet. Ganz besonders gelungen und deutlich erscheint diese Kunstübung aber in der viel zu selten gesehenen großartigen Charakterstudie ‚Maß für Maß‘. Niemand kann ahnen, wer Angelo sei. Da kommt der Herzog auf den Einfall, sich eine Weile vor der Welt zu verbergen und den andern als Vertreter einzusetzen. Die schärfste Versucherin von allen, die Macht, tritt an den Bösewicht heran und entlarvt ihn.“

Nochmals die Beachtung der erprobten dramatischen Gesetze fordernd, warnt der unbekannte Verfasser schließlich:

„Suchen wir nach den Wurzeln des dramatischen Dilettantismus in Deutschland, so finden wir als seinen Pflanze Jean Paul, der ihn als Setzling aus dem Garten unserer älteren Romantik holte. Diese säte im deutschen Publikum die schädliche Ansicht aus, daß der Hauptwert aller Poesie im Hochgefühl des dichterischen Rausches läge, so daß es viel weniger auf die Erzeugung kraftvoll geschlossener Werke als auf das vom ‚Sommer-nachtstraum‘ her bekannte ‚im holden Wahnsinn rollende Auge‘ ankäme. Dieses rollt aber bei Stümpfern immer noch viel wahnsinniger als beim reifen Künstler, und gerade die glühenden Wangen und jenes so geschätzte Hochgefühl, von dem so viele Nachtreter Jean Pauls in noch viel formloseren, bandwurmartigen Romanen begeistert waren, sind als Kennzeichen wahrer Dichterschaft unnütz.“

Der vorstehende Auszug aus der Arbeit eines Unbekannten lag schon in den Mappen der NDL-Redaktion, als ich in der Bibliothek eines Freundes einen gewichtigen alten Wälzer in solidem Golddruckeinband mit reichver-schnörkeltem Schriftaufdruck bemerkte. Es war das um die Jahrhundert-wende im Verlag W. Spemann, Berlin-Stuttgart, erschienene „Goldene Buch der Weltliteratur“. In diesem Werk erkannte ich meinen Zufallsfund. Als Verfasser des Resümees einer „dramatischen Handwerkslehre“, aus dem ich zitiert habe, zeichnete Dr. Robert Hessen. Seinen Namen hier zumindest nachträglich noch zu nennen, scheint mir nur recht und billig. P. K.

Georg Lukács

DAS PROBLEM DER PERSPEKTIVE

Der folgende Text ist der Diskussionsbeitrag, den Georg Lukács auf dem IV. Deutschen Schriftstellerkongreß in Berlin gesprochen hat. Unserer Auffassung nach handelt es sich hierbei um ein zentrales Problem unserer Gegenwartsliteratur, das noch weiterhin diskutiert werden sollte. Wir weisen unsere Leser darauf hin, daß soeben zwei Broschüren erschienen sind, herausgegeben vom Deutschen Schriftstellerverband, die das gesamte Kongreßmaterial enthalten.

Die Schwierigkeiten unserer Literatur – und Becher und Seghers haben das in ihren Referaten schon berührt – stammen gerade aus ihrer Größe, gerade aus ihren Errungenschaften, gerade aus ihrer sozialen und ideologischen Überlegenheit. Dieses Problem spitzt sich in der Frage der Perspektive am meisten zu. Denn es ist fast eine Banalität, heute zu sagen, daß der große Unterschied zwischen dem kritischen Realismus und dem sozialistischen Realismus gerade in der Frage der Perspektive steckt. Das Problem der Perspektive ist es, wo die Überlegenheit unserer Literatur am klarsten zum Vorschein kommt.

Wenn wir aber die Sache konkret betrachten, wenn wir die verschiedenen Werke – die meisten unserer Werke – lesen, so sehen wir, daß in der Gestaltung der Perspektive sehr viele Probleme verborgen sind.

Und ich möchte es zu sagen wagen, daß eine der Quellen des Schematismus in unserer Literatur gerade in der unrichtigen Gestaltung, in der mechanischen Gestaltung oder mechanischen Umgestaltung der Perspektive steckt.

Wenn ich von der Perspektive spreche, kann ich das kurz so bestimmen: *erstens* ist etwas als Perspektive dadurch bestimmt, daß es noch nicht existierend ist. Würde es existieren, wäre es nicht Perspektive für die Welt, die wir gestalten;

zweitens: diese Perspektive ist aber nicht eine bloße Utopie, nicht bloß ein subjektiver Traum, sie ist die notwendige Konsequenz einer objektiven gesellschaftlichen Entwicklung, die sich dichterisch in der Entfaltung einer Reihe von Charakteren in bestimmten Situationen objektiv äußert, und

drittens: ist sie objektiv, aber nicht fatalistisch. Wenn sie fatalistisch wäre, wäre sie überhaupt keine Perspektive. Sie ist Perspektive dadurch, daß sie noch nicht Realität ist; es ist aber die Tendenz in der Wirklichkeit zur Verwirklichung dieser Realität, durch Taten und durch Handlungen, durch Gedanken bestimmter Menschen, in welchen sich eine große gesellschaftliche Tendenz ausspricht – eine Tendenz, die sich auf verschlungenen Wegen verwirklicht, vielleicht ganz anders, als wir uns das vorstellen.

Wenn wir die Handlungen der Menschen wirklich gestalten wollen, ist in ihnen ein gewisses Überströmen, in die Zukunft strebend, vorhanden, je mehr Handlung, je mehr Gedanken gestaltet sind.

Und dennoch: Das Kunstwerk muß irgendwo aufhören. Dieses Aufhören ist aber nicht wörtlich zu nehmen. Es entsteht hier eine ganz besondere Art der Realität, die wir in richtig gestalteten Fällen mit tiefer Ergriffenheit erleben.

Gestattet mir, daß ich das Beispiel zuerst nicht aus unserer Literatur nehme. Denken wir an den Schluß von Tolstois „Krieg und Frieden“. Der eigentliche Roman von Krieg und Frieden ist zu Ende. Der Krieg wurde von den ihr Vaterland verteidigenden Russen gewonnen und die beiden Hauptgestalten Natascha Rostowa und Pierre Besuchow haben sich gefunden. Der Roman ist zu Ende. Jetzt aber fügt Tolstoi ein Nachspiel an, worin nicht nur die Weiterentwicklung der Beziehung von Natascha und Pierre Besuchow, sondern auch weitere Schicksale anderer Hauptgestalten geschildert werden, eine Art Epilog, eine Art Gestaltung der Zukunft, die auf diesen Roman folgt. Aber es entwickelt sich eine noch weitere Zukunft. Wir sehen, daß die Gespräche, die der heimkehrende Pierre Besuchow in Petersburg gehabt hat, sich in der Richtung einer inneren Umwälzung Rußlands, einer inneren Umwälzung durch den fortschrittlichen Adel bewegen, das, was wir später in der Geschichte Dekabismus nennen. Der Traum des jungen Bolkonskij zeigt ganz klar, wohin dieser Weg geht.

Hier haben wir eine historisch tief und künstlerisch wundervoll gestaltete Form der Perspektive. Einerseits ist es eine tiefe historische Wahrheit, daß aus den Erfahrungen, aus den Erlebnissen des großen Vaterlandsverteidigungskrieges der Dekrabisten-Aufstand herausgewachsen ist, und andererseits sehen wir, wie bei Tolstoi aus den individuellen Schicksalen der individuellen Menschen dieser Weg zum Dekabismus vorgezeichnet ist.

Eine Lehre also, die wir aus diesem Tolstoischen Beispiel ziehen können, wäre, daß die Perspektive nur dann wirklich lebensnah und echt ist, wenn sie aus den Entwicklungstendenzen jener konkreten Menschen, die das Kunstwerk gestalten, herauswächst und nicht als eine objektive soziale Wahrheit bestimmten Menschen, die damit nur lose persönlich zusammenhängen, angehängt wird.

Man kann sagen, daß das ein Ausnahmefall im kritischen Realismus ist, und tatsächlich gibt es besonders in der späteren Entwicklung des kritischen Realismus Romane, die in diesem Sinne keine Perspektive haben. Der sozialistische Realismus muß aber eine Perspektive haben, sonst kann er nicht sozialistisch sein. Die Frage ist: Wieviel wird davon gestaltet? Es ist leicht zu sagen: Unsere Perspektive ist der Sozialismus. Aber Sozialismus ist einerseits ein allgemeiner Begriff, andererseits eine Bezeichnung für eine ganze große Periode, die individuellen Menschen und individuellen Schicksalen gegenüber als ein Abstraktes überhaupt steht, als bloße Abstraktion, als bloßes Ideal.

So wird, wenn wir das überdenken, der Maßstab offenbar: Wieviel kann die gestaltete Typik in einem Roman, die gestaltete individuelle Charakteristik der Gestalten an Perspektive ertragen, wieviel Perspektive fordert gebieterisch diese Art der Gestaltung der Individualität und der Typik der Menschen, die in den betreffenden Werken *de facto* auftreten. Und wenn wir von diesem Standpunkt aus große Werke des sozialistischen Realismus ansehen, so finden wir vielleicht mit einer gewissen Überraschung, wie bescheiden die unmittelbare Perspektive dieser Werke ist.

Nehmt das große Werk von Scholochow, den „Stillen Don“. Womit endet perspektivisch Scholochows Roman? Damit, daß nach Jahren des Bürgerkrieges das kosakische Dorf sich mit dem Sozialismus versöhnt hat. Nicht, daß das Dorf sozialistisch geworden ist – es hat sich mit der Sowjetmacht versöhnt und ist gewillt, mit der Sowjetmacht in Frieden zu leben.

Selbstverständlich ist diese Perspektive in den verschiedenen Werken je nach der Zeit, die sie darstellen, je nach den Gestalten, die sie machen, immer wieder verschieden. Aber, und darin steckt die Wahrheit, es ist immer eine relativ bescheidene unmittelbare Perspektive. Warum? Weil auch der bedeutendste Roman, auch der inhaltlich am meisten umfassende – ich berufe mich wieder auf den „Stillen Don“ – nur eine Etappe der Entwicklung umfaßt, und seine Perspektive kann konkret nur den nächsten Schritt, das nächste Kettenglied, wie Lenin sagen würde, beleuchten. Und wenn der Schriftsteller darüber hinausgeht, muß er in den meisten Fällen Abstraktionen über seinen Gestalten schweben lassen, oder er muß, und das wird eine andere Frage sein, die wir behandeln müssen, seinen Gestalten Gewalt antun mit jener Perspektive, die er ihnen als Denker, als guter Sozialist aufzwingen will. Dadurch werden dann die Gestalten verzerrt, abstrahiert.

Es ist in Wirklichkeit so, daß die Menschen langsam, nach sehr schweren Widerständen die wirkliche Zielsetzung, die zum Sozialismus führt, begreifen können, langsam diesen Weg einschlagen, sehr oft große Umwege brauchen, um diesen Weg richtig zu verstehen. Das ist die Wirklichkeit.

Und andererseits gibt es in unserer Literatur massenhaft Fälle, wo aus durchaus anständigen Gesinnungen heraus die Umwandlung rapid vor sich

geht, so daß die kaum gestellte Zielsetzung bereits leicht verwirklicht wird. Es ist verständlich, daß viele Schriftsteller diesen zweiten Weg der Gestaltung der Perspektive wählen; sie wählen einen Weg, auf welchem die Perspektive unserer Wirklichkeit als bereits verwirklichte Realität dargestellt wird, wo dann über diese hinaus die abstrakte Perspektive des vollendeten Sozialismus erscheint, ja, ich kenne sogar Werke, wo als die konkrete, für einzelne Menschen wirksame Perspektive bereits die des Kommunismus auftaucht. Damit wird meiner Ansicht nach eine ganz tiefe Problematik in unsere Literatur hineingetragen. Diese letzte Problemstellung, über die ich gesprochen habe, ist doppelt unrichtig. Einerseits unterschätzt sie die Schwierigkeiten, die Hemmungen, die Überreste des Alten, vor allem in den Menschen selbst, in der Seele der gestalteten Menschen selbst. Und zweitens überschätzt sie die sofort verwirklichten Resultate und gibt dadurch ein schiefes Bild der Wirklichkeit.

Wenn die Welt durch eine theoretisch richtig gestellte Problemstellung in einer günstigen Situation verändert werden könnte, wenn jeder Mensch durch die Berührung eines solchen theoretischen Zauberstabes zum Sozialisten werden könnte, ja, Genossen, dann wäre die ganze sozialistische Revolution nicht wirklich der Abschluß der Vorgeschichte der Menschheit. Die Vorgeschichte der Menschheit abzuschließen, brauchen wir – wie Marx schon vor hundert Jahren gesagt hat – Kämpfe von Jahrzehnten, Kämpfe, nicht nur, um den Feind zu überwinden, sondern auch um die Überreste des Alten in uns selbst zu liquidieren.

Und darum ist jede Vereinfachung, jedes Unterschätzen der Schwierigkeiten, die vor uns stehen, jedes Überschätzen der Resultate, die wir in einem bestimmten Moment erreichen können, dies alles ist das Problem; perspektivisch wahr, perspektivisch real ist etwas nur, wenn es in der vor-handenen, uns gegebenen Wirklichkeit dargestellt wird.

Diese Fragestellung führt notwendigerweise zu einer Verniedlichung, führt notwendigerweise zu dem, was wir in der bürgerlichen Literatur verwerfen und mit Recht verwerfen, was wir dort Happy-End nennen. Denn was ist im Grunde genommen Happy-End? Wir haben ja eine optimistische Weltauffassung, und wir sind sozial tief davon überzeugt, daß die Konflikte im großen welthistorischen Maßstab bei uns in einer richtigen Weise gelöst werden können. Aber erstens schließt der welthistorische Optimismus individuelle Tragödien nicht aus. Lenin sagte, daß es für Klassen keine ausweglose Situation gibt, daß man nicht damit rechnen kann, daß der Feind in eine ausweglose Lage gerät, sondern man muß ihn vernichten. Lenin hat aber nie gesagt, daß es im individuellen Leben keine ausweglosen Situationen gibt, daß sich individuelle Tragödien nicht im Rahmen eines sozial, weltgeschichtlich aufgefaßten optimistischen Prozesses abspielen können.

Was ist Happy-End? Happy-End ist ein optimistischer Schluß, der keine gesellschaftliche, keine soziale Überzeugungskraft, keine Evidenz hat, die aus der Individualität und Typik der Situation wirklich organisch herauswachsen könnte. Der große Fehler des Schematismus in unserer Literatur – und mögen seine Gründe noch so anständig sein – ist eben, daß wir unsere Literatur aus dem richtigen Optimismus sehr oft in einen banalen, verniedlichenden Happy-End-Optimismus hinüberführen.

Marx sagt, daß ein wirklicher Schritt der Bewegung mehr bedeutet, als das bestformulierte Programm. Die Literatur ist eben nur dann etwas wert – und sie ist sehr viel wert –, wenn sie jeweils einen wirklichen Schritt der Bewegung in Gestalt übersetzt. Wird in der Literatur nur eine programmatische Forderung als Wirklichkeit dargestellt – und das ist gerade unser Problem der Perspektive und Realität –, so gehen wir an der wirklichen Aufgabe der Literatur vollständig vorbei.

Lenin sagt, daß die Wirklichkeit immer viel schlauer ist als das beste Denken sogar der besten Partei, und ich glaube, hinter diesem Problem der Perspektive steckt das, daß unsere Aufgabe, die Aufgabe der Schriftsteller, gerade darin besteht, diese Schlaueit der Wirklichkeit aufzudecken. Es ist sehr einfach, die Wirklichkeit darzustellen, wie sie am Schnürchen geht. Sehr kompliziert ist sie in allen diesen Umwegen – und fast alle Individuen machen Umwege, wenn sie ihre Ziele verwirklichen wollen. In dieser Schlaueit kommt manchmal weniger und manchmal mehr heraus, als der Mensch will, als die allgemeine Zielsetzung ist, und die dichterische Weisheit besteht gerade darin, in diesen Umwegen das Typische und Individuelle zu finden.

Wer nicht versteht, worin dieser reale nächste Schritt des sozial Notwendigen besteht, und nicht zu zeigen vermag, wie sich das im Individuellen, im typisch gefaßten Individuellen verwirklicht; wer die Perspektive als Realität darstellt: dessen Werke sind nicht nur schwach an Überzeugungsfähigkeit, sie veralten auch fürchterlich leicht. Denken wir an die ungeheuren literarischen Friedhöfe, wo außerordentlich viele Werke veraltet schlummern. Warum schlummern sie veraltet? Weil die reale, die dichterische Perspektive der betreffenden Dichter – ich spreche nicht nur vom sozialistischen Realismus – veraltet ist und Menschen, die in ihrer menschlichen Perspektive falsch gestaltet wurden, im Leben gespenstern. Denn die Realität geht unabhängig von dem Denken, unabhängig von den Schriftstellern ihre eigenen Wege, und wenn es dem Schriftsteller nicht gelungen ist, einen Schritt – ich spreche gerade darum von der Bescheidenheit der Perspektive –, einen realen Schritt richtig darzustellen, wenn er an ihrer Stelle fünf unrichtige Schritte geht, und inzwischen die Wirklichkeit ihre fünf richtigen Schritte gemacht hat, so lebt der auf diese Weise gestaltete Mensch nur als Gespenst weiter und das so gestaltete Werk ist total veraltet.

Natürlich haben sich Schriftsteller, vor allem die bürgerlichen Schriftsteller, in ihren politischen Perspektiven oft geirrt. Es lohnt sich gar nicht, darüber zu sprechen, was Balzac und Tolstoi und andere große Schriftsteller Falsches in dieser Richtung gesagt haben. Aber Balzac hat sich nie darüber geirrt, wie ein unterdrückter Intellektueller der Restaurationszeit sich in der Louis-Philipp-Zeit bewegen würde, wie er zur 48er Revolution stehen würde, nicht im allgemeinen, sondern als Rastignac und Marsay. Darum kann Marx von prophetischen Gestalten Balzacs sprechen, nämlich davon, daß in der Zeit Napoleons III. bestimmte Typen auftauchten, die Balzac in ihren Entwicklungstendenzen bereits vor dieser Zeit geschildert hat, und ich glaube, daß das Große, das Positive an der sozialistischen Perspektiven-Gestaltung gerade das ist, daß der Marxismus uns geistige Mittel gibt, an gesellschaftlicher Klarheit weit über der Klarheit der vergangenen großen Dichter zu stehen, daß das prophetische Gestalten bei uns zu einer realen Möglichkeit geworden ist. Aber zu einer realen Möglichkeit nur dann, wenn wir diese Wirklichkeitsunterschiede zwischen empirischer Wirklichkeit, zwischen Tendenzen, die in ihr wirksam sind, zwischen der Gegenwart der Tendenz und der Zukunft der Tendenz mit einer dichterischen Feinfühligkeit zu empfinden und zu gestalten verstehen. Perspektive ist also – und damit möchte ich schließen – kein isoliertes Problem der Literatur, nicht ein Einzelproblem, sondern ein Problem, das die Totalität unserer Gestaltungsweise berührt. Und ich möchte damit schließen, daß ich unsere lieben jungen Kollegen bitte, über dieses Problem nachzudenken; darüber nachzudenken, daß das Problem der Perspektive, ein sehr wesentliches Problem aller unserer Gestaltungen, eigentlich darin besteht, daß wir Historiker des entstehenden Sozialismus sind und nur dann etwas wert sind, wenn wir wahre und echte Historiker dieses Prozesses werden.

Es entspringt aus sehr ehrlichen und anständigen Motiven der inneren Zensur, wenn z. B. Schriftsteller eine gewisse Schwierigkeit unserer Entwicklung isoliert von der Vergangenheit betrachten und gar glauben, die Schwierigkeiten kommen nur von außen, es gab Schädlinge usw. – In Klammern möchte ich sagen, damit mich niemand mißversteht: Natürlich gibt es Schädlinge. Davon spreche ich nicht. Aber in Wirklichkeit ist es so, daß unsere heutigen Probleme aus den gelösten und ungelösten Problemen der Vergangenheit entspringen, und die Resultate, die wir heute erzielen, sind Keime der zu lösenden Probleme des morgigen Tages. Erst wenn ein Schriftsteller imstande ist, alle Gestalten und alle Situationen im Sinne einer solchen historischen Dialektik darzustellen – erst dann wird dieses sehr abstrakt Klingende, daß nämlich die Perspektive eine Realität ist und doch keine Realität ist oder doch eine Realität anderer Art als die sonst gestaltete Realität, für ihn eine Selbstverständlichkeit werden.

NEUE BÜCHER

Marceli Ranicki

Ein neues Meisterwerk deutscher Prosa

Lion Feuchtwanger: „Die Jüdin von Toledo“, Roman, Aufbau-Verlag, Berlin 1955.

Von den fünfzehn Romanen Lion Feuchtwangers sind zehn der historischen Thematik gewidmet. Im Nachwort zu den „Füchsen im Weinberg“ hat der Dichter das Ziel, dem der Autor, „der heute an einem ernsthaften historischen Roman schreibt“, zustrebt, knapp und treffend formuliert: „Er will die Gegenwart darstellen. Er sucht in der Geschichte nicht die Asche, er sucht das Feuer. Er will sich und den Leser zwingen, die Gegenwart deutlicher zu sehen, indem er sich distanziert.“ Diese Forderung vermochte Feuchtwanger in seinen früheren historischen Romanen „Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch“ (1923) und „Jud Süß“ (1925) nur teilweise zu verwirklichen.

In beiden Fällen handelte es sich zweifellos um bewußte Versuche, „die Gegenwart darzustellen“, d. h. zeitgenössische Probleme im historischen Kostüm anschaulich zu machen. Aber diese Probleme wurden eigentlich nur mechanisch – oder wenigstens teilweise mechanisch – in die Vergangenheit transponiert, wobei historische Gestalten und Realien von dem Dichter nur als Vorwände für die Fabel und als Dekorationshintergrund für psychologische Erzählungen ausgewertet wurden. Das trifft insbesondere zu für den unter starkem Einfluß der Freudschen Theorien geschriebenen Roman „Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch“.

Mit viel Aufwand und nicht wenig künstlerischem Talent wurden historische Gestalten und Ereignisse, komplizierte Hofintrigen, raffinierte diplomatische Kombinationen und Eheverwicklungen dargestellt, aber die Frage, zu welchem Zwecke all dies ins Leben gerufen wurde, blieb offen. Es mangelte nämlich diesem Buche vor allem an einer historisch-philosophischen Konzeption. Man ist geneigt zu vermuten, daß Feuchtwanger weder an der dargestellten Epoche noch an der Titelgestalt ungewöhnlich interessiert war; hingegen wollte er die psychischen Erlebnisse einer begabten und tüchtigen, aber außerordentlich häßlichen Frau gestalten. Die farbenprächtige mittelalterliche Kulisse hat aber dieses psychologische Zentralproblem des Romans nicht klarer in Erscheinung treten lassen, sondern hat es nur verwischt und zusätzlich kompliziert. Der „Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch“ betitelte Versuch, „die Gegenwart deutlicher zu sehen“, muß als mißglückt betrachtet werden, ungeachtet dessen, daß der Roman in den zwanziger Jahren großen Erfolg hatte und eine echte Talentprobe war.

Ein noch radikaleres Beispiel für die Verwendung des historischen Kostüms zur Veranschaulichung aktueller Probleme ist der spätere Roman Feuchtwangers „Der falsche Nero“ (1936). Obwohl das Buch sich durch geradezu blendenden Reichtum der historischen Realien auszeichnet und in manchen Kapiteln das Sittenleben außerordentlich plastisch dargestellt wird, kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die grundsätzliche Absicht des Verfassers in der Anprangerung des deutschen Faschismus bestand.

Bekanntlich finden wir in diesem Roman, dessen Handlung sich im Jahre 79 unserer Zeitrechnung abspielt, Parallelgestalten zu Hitler, Göring, Goebbels und Parallelereignisse zum Reichstagsbrand, Dimitroff-Prozeß, zur Bücherverbrennung und zur sogenannten „Nacht der langen Messer“. Jedoch sind diese Analogien nicht so sehr in der Geschichte oder einer Ähnlichkeit der Epochen vorhanden als vom Verfasser konstruiert, allerdings, was gleich hinzugefügt werden muß, mit großem Talent konstruiert.

Gleichzeitig, also in den dreißiger Jahren, entwickelte Lion Feuchtwanger einen neuen und auf wesentlich höherer Ebene stehenden Typ historischer Romane. Wiederum will er „sich und den Leser zwingen, die Gegenwart deutlicher zu sehen, indem er sich distanziert“, versucht aber, dies mit ganz anderen Mitteln zu erreichen. Jetzt verzichtet Feuchtwanger auf die mehr oder weniger mechanische Rückverlegung aktueller Probleme, Ereignisse und Gestalten in die historische Vergangenheit und bemüht sich um eine tiefe Wiederbelebung bestimmter Epochen, in denen er Analogien zu unserer Zeit zu erkennen glaubt. Die Analogie wird also nicht durch willkürliches Retuschieren der Geschichte erreicht, sondern sie ist in der wirklich bestehenden Ähnlichkeit der grundsätzlichen Kämpfe in gewissen historischen Zeitabschnitten enthalten.

So wird die große Auseinandersetzung Feuchtwangers mit dem Nationalismus und dem Kosmopolitismus am Beispiel des Untergangs des jüdischen Staates in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gestaltet (Josephus-Trilogie). So wird der Kampf der Kräfte des Fortschritts mit den Mächten der Reaktion am Beispiel der historischen Ereignisse in Frankreich und in Nordamerika in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dargestellt („Die Füchse im Weinberg“). Georg Lukács hat bereits darauf hingewiesen, daß das Hauptproblem der Josephus-Trilogie „wirklich aus dem historischen Stoffe selbst herauswächst“; das gleiche kann von den „Füchsen im Weinberg“ gesagt werden.

Es erübrigt sich wohl hinzuzufügen, daß diese Analogien durch historisch-philosophische Beleuchtungen der jeweils dargestellten Epochen verschärft und hervorgehoben werden. Feuchtwanger ist in diesen Werken – man sehe von Einzelheiten ab – im allgemeinen nicht im Widerspruch mit der Geschichtswissenschaft, sondern ergänzt und bereichert die wissenschaftlichen Erkenntnisse mit dem Reichtum seines ungewöhnlichen dichterischen Talents. Der Dichter unterstützt den Historiker und eilt ihm manchmal voraus.

Zu den großen historischen Romanen Feuchtwangers – die Josephus-Trilogie und die „Füchse im Weinberg“ – sind nur als hervorragende Beispiele angeführt worden – gehört auch sein neuestes Werk, der Roman „Die Jüdin von Toledo“.

Die Handlung spielt gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Spanien. Hauptmotiv der Fabel ist die bereits von Lope de Vega, Grillparzer und vielen spanischen Dichtern besungene Geschichte des Königs Alfons VIII. von Kastilien, der sich in die schöne Jüdin Raquel verliebte, die Tochter seines Ministers Jehuda Ibn Esra. Es ist bemerkenswert, daß die eigentliche Handlung, der äußere Ablauf der Geschehnisse, geringer, bescheidener, fast möchte man sagen dürftiger ist als in den früheren Romanen Feuchtwangers: es gibt keine Nebenfüden der Handlung, keine nur lose mit der Fabel verbundenen Episoden.

Die strenge Konzentration auf die Haupthandlung hat zu einer starken Hervorhebung von drei Gestalten (Alfonso, Raquel und Jehuda) geführt und gleichzeitig die Zahl der Nebenfiguren bestimmt – es sind etwa fünfzehn Gestalten, also weit weniger als in den früheren historischen Fresken des Dichters. Auch der Ort der Handlung ist konsequent beschränkt worden: fast alle Szenen des Romans spielen sich in den Königsburgen in Toledo, Galiana und Burgos und im Hause Jehudas ab. Feuchtwanger hat hier auch die schwere Kunst des Weglassens, die er nicht immer beherrschte, großartig gemeistert: alles, was dieser Roman enthält, ist notwendig.

Diese Selbstbeschränkung des Verfassers hat aber keineswegs die Ausdruckskraft der dargestellten Epoche verringert. Ich vermag nicht zu beurteilen, ob das von Feuchtwanger entworfene Gemälde Spaniens im 12. Jahrhundert gänzlich und in allen Einzelheiten mit der historischen Erforschung dieser Zeit übereinstimmt, aber es ist eine unerhört suggestive, plastische, klare und lebendige, sozusagen greifbare Vision. Alle Vorzüge der Epik Feuchtwangers leuchten in diesem Roman in hellstem Licht. Die Schilderungen zeichnen sich durch erstaunliche Schärfe und Präzision aus und zeugen des öfteren von geradezu beklemmender Vorstellungskraft. Die gründlichen psychologischen Analysen der Hauptgestalten sind knapp, zusammengedrängt, auf das Notwendigste beschränkt. Niemals unterliegt Feuchtwanger der Gefahr des Psychologismus, zu der die Geschichte von Raquel und Alfonso hin und wieder zu verlocken scheint. Wir lernen Menschen kennen, die so und nicht anders denken und handeln, weil sie von der Umwelt, in der sie leben, so gestaltet und gebildet wurden.

Die Dialoge der „Jüdin von Toledo“ sind kunstvoll aufgebaut und mit großer gedanklicher Präzision und psychologischer Konsequenz geformt. Es sind dies jene für Feuchtwangers Romane typischen Dialoge, in denen die unmittelbare Rede stets mit inneren Monologen durchflochten wird, jene Gespräche, in denen die Personen bemüht sind, die Gedanken der Partner zu erraten und deren weitere Schritte vorauszusehen.

Die Sprache ist ebenso knapp wie gerundet. Der Originalität und Kühnheit, Treffsicherheit und Klarheit der Metaphern kann man nur Bewunderung zollen. Die sorgfältig gemeißelte Diktion zeichnet sich durch einen nur Feuchtwanger eigentümlichen, unverwechselbaren scharfen Rhythmus aus. Die Ruhe und Sicherheit des Ausdrucks verbirgt niemals die innere, leidenschaftliche Anteilnahme des Dichters. Ich habe den Eindruck, daß Feuchtwanger in keinem seiner früheren Romane eine solche stilistische Reife und Vollendung erreicht hat.

Besonderer poetischer Reiz haftet den Liebesszenen an, die von glühender Leidenschaft und der heißen Sinnlichkeit südlicher Temperamente erfüllt sind. Mit großer Meisterschaft zeigt Feuchtwanger das Erwachen der elementaren, unbeherrschten Gefühle des Königs Alfonso zu Raquel, die erstarkende gegenseitige Liebe der beiden jungen Menschen, Alfonsos Überdruß und seine mehrfache Rückkehr zur Geliebten, ohne die er nicht zu leben vermag. Wie anders ist die Liebe Raquels: ruhiger, reifer, beherrschter, mehr passiv als aktiv, aber nicht weniger heiß, aufrichtig und tief. Die beiden ziehen sich nach dem Prinzip der Gegensätze an: Alfonso ist ein unmittelbarer, heftiger Mensch, ein christlicher Ritter voller Tatendrang; Raquel dagegen ein träumerisches intellektuelles Wesen, das in der Welt der orientalischen Kultur aufgewachsen ist. Das Liebesverhältnis ruft natürlich die Empörung des Hofes und der Kirche hervor. Hoch ist der Preis, den die beiden Liebenden für ihr Glück zahlen müssen, aber es „zahlt“ vor allem die Frau, und zwar den höchsten Preis: das Leben. Raquel wird auf Befehl der Königin ermordet und stirbt so, wie sie gelebt hat: ruhig, bewußt, würdig.

Die Liebe dieses ungleichen Paares vermochte Feuchtwanger mit jugendlicher Frische und Impulsivität darzustellen. Aber nicht nur die erotischen Teile des Romans sind von vibrierender Leidenschaft durchglüht. Gleich leidenschaftlich setzt sich der Dichter mit dem kriegerischen Geist der mittelalterlichen Ritter auseinander, mit politischem Abenteuerertum, mit sinnloser Aufopferung und zwecklosem Heroismus. Feuchtwanger beschränkt sich nicht darauf, zu verdammen, sondern er zeigt auch, wie stark die spezifische Mentalität des mittelalterlichen Rittertums die Menschen jener Epoche faszinierte und sie zugleich unglücklich machte; ihre Wirkung blieb selbst dann bestehen, wenn die betreffenden Menschen ein hohes ethisches und intellektuelles Niveau besaßen.

Raquels Verhältnis zu Alfonso besitzt auch symbolische Bedeutung, worauf Feuchtwanger im Nachwort hinweist. Ihre Gefühlsbeziehung zum König hat nichts mit unterwürfiger Liebe oder gar Hörigkeit zu tun. Sie läßt sich nicht etwa von einer jugend-

lichen Leidenschaft hinreißen, sondern handelt nach reiflicher Überlegung und ist sich der verbrecherischen Verantwortungslosigkeit des Königs durchaus bewußt. Raquel weiß, daß der König, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, den Wohlstand des Landes und das Leben von Tausenden seiner Untertanen aufs Spiel setzt. Aber sie vermag dem Zauber und Reiz seiner kriegerisch-abenteuerlichen Persönlichkeit nicht zu widerstehen.

Im Nachwort betont Feuchtwanger, daß der kriegerische, abenteuerliche Geist des mittelalterlichen Rittertums bis heute lebendig geblieben sei. Es erübrigt sich darauf hinzuweisen, wen der Dichter für die Erben dieses Geistes hält. Anna Seghers hat in dem Aufsatz „Brief an Freunde im Westen“ („Sinn und Form“, 2/1955) treffend bemerkt, daß in den Romanen unserer Zeit der Vorstoß der Faschisten und Militaristen „ins Innere der Menschen, die sie berauschen, zersetzen und lähmen“, nicht enthüllt worden sei. Mit dem Roman „Die Jüdin von Toledo“ hat Feuchtwanger einen wichtigen Beitrag zur Enthüllung der faszinierenden und verderblichen Anziehungskraft kriegerischer Abenteuer auf die Seele der Menschen geleistet.

Und damit kommen wir zum Zentralproblem des Romans. Es ist das Problem des Kriegs und des Friedens. Feuchtwanger hat gesagt, daß der eigentliche Held der „Füchse im Weinberg“ der Fortschritt sei. Dies Wort paraphrasierend kann man feststellen, daß der eigentliche Held der „Jüdin von Toledo“ der Friede sei. Der jüdische Minister Jehuda Ibn Esra, der christliche Geistliche Rodrigue und der mohammedanische Arzt Musa sind seine eifrigen Sachwalter, der König und der Erzbischof die Sachwalter des Krieges.

Feuchtwanger weist nach, daß der geduldige, hartnäckige und konsequente Kampf Jehudas und seiner Freunde um die Erhaltung des Friedens von größerem Heldentum zeugt, als der Mut des gekrönten Haudegens und des kampflustigen Erzbischofs.

Von denen, die sich den abenteuersüchtigen Rittern entgegenstellten und kühn genug waren, den Frieden und damit den Fortschritt zu verteidigen, wird in den mittelalterlichen Balladen nichts erzählt – Feuchtwanger aber zeigt ihr Heldentum und stattet die ihnen gebührende Dankesschuld ab; damit appelliert er gleichzeitig an die Vernunft und das Gewissen des heutigen Lesers und ruft zum Frieden zwischen den Völkern auf.

„Die Jüdin von Toledo“ ist auch ein weiteres Kapitel der seit fünfzig Jahren währenden Auseinandersetzung Feuchtwangers mit dem Judentum, jener strengen, schmerzhaften und ergreifenden, wiewohl von Irrtümern nicht freien Auseinandersetzung, die in den ersten literarischen Arbeiten des Dichters kurz nach der Jahrhundertwende begann und später im „Jud Süß“, in der Wartesaal-Trilogie und in der Josephus-Trilogie fortgesetzt wurde.

Anklage und Verteidigung des Judentums finden ihren reifen Ausdruck vor allem in der Persönlichkeit des Jehuda Ibn Esra, eine der vollendetsten Gestalten, die Feuchtwanger geschaffen hat. Jehuda ist edel und eitel, stark und schwach, weise und leichtsinnig zugleich. Viele menschliche, allzu menschliche Schwächen haften ihm an, aber letzten Endes ist er einer derjenigen, die – wir zitieren hier ein Wort Heinrich Manns – „die Bescheidenheit haben, seinesgleichen zu dienen und ihnen dabei doch vorauszuweichen“.

Bei manchen die Juden und das Judentum betreffenden, von Schmerz und Liebe erfüllten Sätzen dieses so inhaltsvollen Romans muß man an Verse Heinrich Heines denken, bei den weltanschaulichen Disputen der Vertreter der drei Religionen erinnert man sich an Lessings „Nathan“. Diese beiden Großen, deren einer die stolzen Worte „Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme“ geschrieben hat, dürfen wohl als die geistigen Ahnen Lion Feuchtwangers angesehen werden. Der Dichter der „Jüdin von Toledo“ ist ihrer würdig.

Wir leben in einer Zeit, in der die deutsche Literatur – und nicht nur die deutsche – sich in einer schweren Krise befindet. Wir, denen das Schicksal der deutschen Literatur

am Herzen liegt, müssen das offen aussprechen. Es ist noch nicht lange her, daß innerhalb von fünf oder sechs Jahren so bedeutende Werke erschienen wie beispielsweise „Lotte in Weimar“ und zwei Joseph-Romane von Thomas Mann, die beiden Romane um Henri IV. von Heinrich Mann, „Erziehung vor Verdun“ und „Einsetzung eines Königs“ von Arnold Zweig, „Exil“ und zwei Teile der Josephus-Trilogie von Feuchtwanger, Werfels „Vierzig Tage des Musa Dagh“, Brechts „Mutter Courage“ und „Svendborger Gedichte“ und manches andere wichtige Buch. Welche Werke, die von deutschen Schriftstellern während des letzten Jahrzehnts geschaffen wurden, können neben diesen Leistungen bestehen? Feuchtwangers Roman „Die Jüdin von Toledo“ kann, so glaube ich, dazu beitragen, daß wieder wirklich große, gerade jetzt so notwendige Werke deutscher Literatur geschaffen werden. Und das wäre noch ein Grund, Lion Feuchtwanger für sein neues Werk aus ganzem Herzen zu danken.

Wolfgang Jobo

Erziehung zur Gegenwart

Joachim Kupsch: „Gefährlicher Sommer“, Erzählung, Mitteldeutscher Verlag Halle 1955; Helmuth Rohlf: „Pfarrer Lohkamp“, Erzählung, Mitteldeutscher Verlag Halle 1955

Es wurde oft und mit Recht – zuletzt in dem Referat von Anna Seghers zum IV. Deutschen Schriftstellerkongreß – von der Notwendigkeit einer vielfältigen Thematik unserer Gegenwartsliteratur gesprochen, von den zahlreichen echten und wichtigen Problemen, die bisher noch einer künstlerischen Gestaltung durch unsere Schriftsteller harren, von den vielen Lücken, die es noch auszufüllen gilt. Unter diesem Gesichtspunkt sind zwei Neuerscheinungen des Mitteldeutschen Verlages interessant und aufmerksamer Betrachtung um so mehr wert, als in beiden Fällen die Autoren junge, bisher noch kaum oder gar nicht hervorgetretene, aber offensichtlich begabte Schriftsteller sind, die zu Hoffnungen berechtigen und, jeder auf seine Weise, ihre Sache ernst nehmen.

In beiden Werken finden wir im Mittelpunkt des Geschehens Menschen, die unserer neuen Ordnung gleichgültig, skeptisch, wenn nicht sogar bis zu einem gewissen Grade feinselig gegenüberstehen und durch das Leben selbst in ihrem Bewußtsein geändert und zur Teilnahme an

den Aufgaben unserer Zeit erzogen werden. Die Zentralgestalten beider Erzählungen gehören ihrer Herkunft wie ihrem Denken nach dem Kleinbürgertum an: Im „Gefährlichen Sommer“ handelt es sich um den Arzt Dr. Sekat, in „Pfarrer Lohkamp“ um einen katholischen Geistlichen. Beide Gestalten, der Arzt bei Kupsch wie der Pfarrer bei Rohlf, leben zu der Zeit der Handlung – nämlich einige Jahre nach 1945 – in einer räumlichen und geistigen Isolation, obwohl sie beide aus beruflichen Gründen täglich mit vielen Menschen zusammenkommen. Dr. Sekat ist Landarzt in einem mecklenburgischen Dorf, Pfarrer Lohkamp Seelsorger in einer kleineren, nicht näher bestimmten Industriestadt; jener wie dieser werden durch äußere Geschehnisse verschiedener Art zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der neuen Umwelt und zur Überprüfung des eigenen Standorts gezwungen.

Wenn man zunächst einmal ganz davon absieht, wieweit es den jungen Autoren geglückt ist, den Kampf ihrer Helden anschaulich zu machen und die Geschichte ihrer Wandlung und Erziehung überzeugend zu gestalten, so muß festgestellt werden, daß in beiden Fällen ein echtes, also unserer heutigen Wirklichkeit entsprechendes und nicht an den Haaren herbeigezo-

nes Problem vorliegt. In unserer unmittelbaren Gegenwart existieren noch mehr als genug solcher Menschen wie der Arzt Sekat und der Priester Lohkamp, Menschen, die aufmerksam zu beobachten und zu beeinflussen eine wesentliche Aufgabe unserer Schriftsteller ist.

Die beiden Erzählungen entsprechen auch in anderer Hinsicht einer oft gestellten Forderung. Es wird immer wieder gesagt, unsere Schriftsteller sollten über das schreiben, was ihnen auf der Seele brennt, was ihrer eigenen Erlebnissphäre entspricht. Der heute 30jährige Kupsch aus Leipzig und der erst 23 Jahre alte Rohlf aus Karl-Marx-Stadt *schildern* nicht nur um Erkenntnis Ringende, sondern sie *sind* es auch selbst. Ihre Erzählungen sind zu einem erheblichen Teil Mittel sowohl wie Ergebnis der Selbstverständigung; daraus ergeben sich manche Vorzüge und auch manche Schwächen, die fast notwendig mit dieser Form der künstlerischen Äußerung verbunden sind.

Die Tatsache, daß es sich dort um einen Landarzt, hier um einen katholischen Priester in den Fünfzigern handelt, scheint unserer Behauptung, beide Autoren schöpfen aus der eigenen Erlebnissphäre, aufs entschiedenste zu widersprechen. Dieser Widerspruch erweist sich aber bei näherer Prüfung als nur scheinbar. Kupsch wie Rohlf haben zwar, obwohl als Schreibende noch Anfänger, die erste Stufe der direkten autobiographischen Schilderung schon hinter sich, d. h., sie versuchen die Darstellung ihrer eigenen Nöte und Probleme zu objektivieren, indem sie die „erfundene“ Gestalten eines Arztes und eines Priesters verwenden, aber es ist nicht zu übersehen, daß es sich dennoch um die eigenen Probleme der beiden Autoren, konkret gesagt, um die Auseinandersetzung mit Restbeständen kleinbürgerlicher Anschauungen und Zweifel in ihnen selbst handelt.

Das bedeutet nun freilich keineswegs, daß es hier um nur private und nur subjektive Angelegenheiten ginge. Der unbezweifelbare objektive gesellschaftliche Wert

beider Erzählungen liegt, unbeschadet ihrer kompositorischen und sprachlichen Unvollkommenheiten, eben darin, daß die Fragen, mit denen sich beide Autoren auseinandersetzen, in hohem Maße typisch für viele Menschen unserer Zeit sind.

Um dies zu beweisen, müssen wir in aller Kürze auf die Fabeln der beiden Bücher eingehen. Der Landarzt Sekat in der Erzählung „Gefährlicher Sommer“, jung, unverheiratet und ohne Familie, besitzt auch keine geistigen und politischen Bindungen, er besitzt, demoralisiert durch das Erlebnis des Krieges und die verworrene Nachkriegszeit, nicht einmal mehr jene Menschlichkeit, die gerade für seinen Beruf so notwendig ist. Er ist ein labiler Mensch ohne Wurzeln; und seine Labilität ist auch die Ursache dafür, daß ihn ein anonym Brief in Verwirrung setzt, in dem ein angeblich wohlmeinender Freund ihm mitteilt, er sei bedroht und solle sich vor den Organen des demokratischen Staates in Sicherheit bringen. Daß es sich bei diesem Schreiben um eine systematische Aktion von Feinden unserer Republik handelt, die unsere Ordnung durch künstlich hervorgerufenen Ärztemangel stören wollen, könnte Sekat ohne großen Scharfsinn leicht erkennen. Aber da er keinerlei echte Beziehung zu der neuen Ordnung und auch kein Vertrauen zu ihr hat, ja ihr skeptisch gegenübersteht, wird er in Panik versetzt, ergreift die Flucht, ersucht um Notaufnahme zuerst in West-Berlin, dann in Westdeutschland und findet erst nach bitteren Enttäuschungen und einigen Erlebnissen mit einfachen Menschen zu seinem Beruf und zum tätigen Leben in der DDR zurück.

Zweifelloos hat Kupsch, der nach eigener Aussage in seiner Jugend stark von faschistischen Ideen beeinflusst wurde und erst in den Jahren nach 1945 allmählich eine innere Umkehr erlebte, hier, sich mit seinem „Helden“ identifizierend, viel von seinem eigenen Entwicklungsgang berichtet. Aber solche Sekats gibt es bei uns zu Tausenden und aber Tausenden, und wenn sie sich bei der Lektüre selbst erkennen

und zu der gleichen Wandlung gezwungen werden wie die Hauptgestalt in Kupschs Buch, dann hat der Autor seine Aufgabe erfüllt. Die Stärke von Kupschs Erzählung beruht auf ihrer rückhaltlosen Ehrlichkeit und Ernsthaftigkeit. Der Autor macht die Ängste und Nöten seines Helden, seine panischen Irrfahrten vor der Heimkehr ins neue Leben sehr sinnfällig, aber die Transposition der eigenen Probleme in die Gestalt des Arztes ist ihm nur unvollkommen gegliedert. All das, was hier geschildert wird, würde man einem jungen, aus dem Krieg zurückgekehrten Mann ohne weiteres glauben – bei einem berufstätigen Arzt in mittleren Jahren wirkt es teilweise sehr unglaubhaft. Seine Entwicklung – nicht zuletzt die Geschichte seiner Liebe zu der „blonden Frau“ Marianne, deren Darstellung der schwächste Teil der Erzählung ist, wirkt wie eine Pubertätsgeschichte und nicht wie die Geschichte eines reifen Mannes, der, wenn auch politisch uninteressiert und weltanschaulich nicht gefestigt, immerhin nicht wie ein Robinson auf einer Insel lebt, sondern in seiner Landpraxis tagtäglich mit Dutzenden und Hunderten von Menschen zusammenkommt. Er ist allzu sehr der reine Tor, der Jüngling, der auf jeden Schwindel hereinfällt. Es mag als Beckmesserei erscheinen, wenn man dem Autor sagt, er hätte sich als Hauptgestalt einen anderen Menschen wählen sollen, dem eine solche Entwicklung und Wandlung gemäßer gewesen wäre, aber es ist notwendig um der Sache willen. Es hängt mit dieser falsch gewählten Hauptgestalt zusammen, daß man die Umkehr des Arztes Sekat als zu wenig beweiskräftig, als zufällig empfindet. Eines 23jährigen Jünglings erscheint sie durchaus gemäß, für einen Landarzt Sekat wirkt sie zu romantisch-unverbindlich. Was, ungeachtet dieser kritischen Einschränkung, bleibt, ist ein erfreuliches Erzählertalent, das sich wohl entwickeln kann, und ein Bemühen um eine eigene Sprache, die allerdings auch nicht frei ist von einzelnen Manieriertheiten.

Vieles, was kritisch zu Kupschs Erzählung zu sagen war, gilt auch für die Erzählung

von Rohlf's. Das Problem, mit dem sich seine Titelgestalt, der katholische Pfarrer Lohkamp, auseinanderzusetzen hat, ist der alte und immer wieder neu zutage tretende Widerspruch zwischen dem christlichen Glauben an eine göttliche Weltordnung und den tatsächlichen Mängeln und Ungerechtigkeiten der irdischen Welt. Oder, anders ausgedrückt: der Widerspruch zwischen der „Duldsamkeit gegenüber den Mächten des Schicksals“, dem „Sich-Bescheiden auf Gott allein“ auf der einen Seite und dem Willen des verantwortungsvoll in der Gegenwart lebenden Menschen, etwas zu tun gegen das Unrecht, nicht nur im Gebet, sondern durch entschlossenes Handeln auf dieser Erde. Die Wandlung des Pfarrers Lohkamp von einem Priester, der sich nur mit den Dingen befaßt, die nicht von dieser Welt sind, zu einem aktiven Mitstreiter für Gerechtigkeit, Frieden und sozialen Fortschritt bildet den Inhalt der Erzählung. Die Diskrepanz zwischen dem 23jährigen Autor und der 50jährigen Zentralgestalt seines Buches ist hier noch größer, als sie es bei Kupsch war. Das führt auch hier zu einigen Unwahrscheinlichkeiten im Ablauf der Handlung, in der Charakterzeichnung des Priesters wie in der Beweisführung. Aber so seltsam es scheinen mag, sie treten hier nicht in gleichem Maße hervor wie bei Kupsch, vielleicht deshalb, weil der Widerstreit zwischen kontemplativer Gläubigkeit und Handeln in der Gemeinschaft weniger eine Frage des Alters als eine Frage der menschlichen Grundhaltung zu der Welt überhaupt ist. In hundertfach veränderter Gestalt findet sich dieses Widereinander von bloßer philosophischer oder religiöser Betrachtung und tätiger Teilnahme an der Wirklichkeit in jeder Epoche und tritt in Zeiten der Umwälzung besonders stark in Erscheinung. Pfarrer Lohkamp in Rohlf's Buch wird wie der Arzt Sekat durch Erlebnisse der verschiedensten Art zur Gegenwart erzogen. Die gute Moral, in der sich seine Wandlung ausdrückt, heißt: „Dann wird zu erkennen sein, daß vieles der irdischen Armseligkeit tief irdische

Ursachen hat, und wir werden es aufheben können.“

In vieler Hinsicht ist diese Erzählung eines Dreiundzwanzigjährigen ein erstaunlich reifes Buch, getragen von einem ersten Verantwortungsbewußtsein. Was freilich Komposition und Sprache betrifft, so verrät es eine Reihe von Schwächen. Im Gegensatz zu dem Buch von Kupsch, das reich ist an Ereignissen und Schauplätzen, kurz an Handlung, überschwemmt bei Rohlf's die Reflexion allzu sehr die etwas dünne Fabel. Auch wirken die häufigen Rückblendungen störend. Diese Methode, zu der Rohlf's dadurch gezwungen ist, daß er sich vorgenommen hat, die ganze Vergangenheit des älteren Mannes in dem schmalen Bändchen zu schildern, ist gefährlich für einen jungen Schriftsteller, der die schwierigen Mittel der Komposition nicht beherrscht. Eine weitere Schwäche beruht darin, daß der Gegenspieler des toleranten und humanistischen Priesters, der junge und fanatisch unduldsame Kaplan, fast schon karikaturistisch verzerrt erscheint. Dadurch verliert nicht nur diese Gestalt viel an Glaubwürdigkeit, sondern

es wird auch die echte Gegensätzlichkeit dieser beiden Figuren auf einen konstruierten Scheingegensatz reduziert. Endlich – und hier hätte das Lektorat des Verlages eingreifen müssen – gibt es in dem Büchlein eine Fülle sprachlicher Unschönheiten und grammatikalischer Unrichtigkeiten, die sich auch ein beginnender Schriftsteller nicht gestatten darf.

Man könnte sagen, Rohlf's habe sich, indem er die Auseinandersetzung zwischen katholischer Gläubigkeit und den Fragen unserer Welt von heute zum Thema einer Erzählung wählte, zu viel vorgenommen. Wenn dies auch die Ursache einiger Schwächen des Buches ist, so möchten wir doch feststellen – im Hinblick auf beide Erzählungen –, daß es besser für einen jungen Schriftsteller und für die Entwicklung unserer Literatur ist, wenn er sich zu viel vornimmt, statt allzu bescheiden ausgetretene Pfade zu gehen. Beide Autoren haben sich bemüht, mit ehrlichem Willen und nicht unbeträchtlichen Kräften, vom Rande her in das Zentrum unserer Zeit vorzudringen.

Vivant sequentes!

Heinz Entner

Mißverständnisse statt Konflikte

Rudolf Weiß: „Es grünt die Saat“, Roman, Dietz Verlag, Berlin 1955.

Ich muß gestehen, daß es mir Mühe gemacht hat, dieses Buch zu lesen, daß ich nicht selten geseufzt habe, weil der Stoß Blätter, der noch bewältigt sein wollte, leider nur zögernd abnahm. Es war, mit einem Wort, langweilig. Nun mag man einwenden: Dies ist ein Buch über die Gründung einer Produktionsgenossenschaft, über den Beginn des großen, ungeheuer komplizierten Prozesses, an dessen Ende es in unserer Republik eine sozialistische Landwirtschaft geben wird. Und es zeigt,

wie im Kampfe mit dem Alten das Neue entsteht. Das soll langweilig sein? Aber das ist es ja gerade, daß die wirkliche Widersprüchlichkeit und Dramatik dieses Prozesses hier nicht oder doch nur sehr verflacht zum Ausdruck kommt.

Was geschieht? Im Dorfe Oberhausen soll eine landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft gegründet werden. Einige Bauern wollen sich beteiligen, es sind aber noch zu wenig. Nun hängt viel vom Neubauern Runge ab, der nicht geringen Einfluß auf eine Reihe anderer Bauern im Dorfe hat. Runge möchte schon eintreten,

vor allem, weil er sieht, daß man auf großen Flächen wesentlich höhere Erträge erzielen könnte. Außerdem drängt ihn sein Sohn dazu, weil er eine landwirtschaftliche Fachschule besuchen möchte, aber auf dem Hof der Eltern nicht entbehrt werden kann. Bauer Runge hat nämlich in den letzten Kriegstagen einen Arm verloren; allein mit seiner Frau kann er die Arbeit nicht bewältigen. Er will aber auch nicht der Genossenschaft beitreten, weil er den anderen nicht zur Last fallen möchte. Hinzu kommt, daß er früher Inspektor auf einem Gut war und sich durch seine Vergangenheit gehemmt fühlt.

Es geht also darum, ihn zu überzeugen. Dabei werden von den fortschrittlichen Bauern und einigen jungen Traktoristen Fehler gemacht, auch versucht ein Großbauer, Runge auf seine Seite zu ziehen. Als das mißlingt, läßt der Großbauer von einem gedungenen Subjekt Runge überfallen und an dessen Scheune Feuer legen. Schließlich erkennt Runge, wo er hingehört und tritt der soeben gegründeten Genossenschaft bei.

Diese Inhaltsangabe vereinfacht natürlich. Sie läßt aber doch erkennen, daß in diesem Buch keine epische Fabel erzählt wird, die vom Erleben realistisch gestalteter Menschen ausgeht. Die Genossenschaftsgründung wird als eine politisch-ökonomische Aufgabe betrachtet, die nun gegen den Widerstand der Klassenfeinde, unter Fehlern und Irrtümern zwar, schulbuchmäßig gelöst wird.

Rudolf Weiß hat nach der Diskussion, die über einen Vorabdruck aus dem Romanmanuskript in der „Neuen Deutschen Literatur“ (Heft 6 und 8, 1953) geführt worden ist, sein Manuskript umgearbeitet. Dennoch bleiben die meisten Einwände, die damals erhoben wurden, in Kraft. Die Umarbeitung ist nicht tief genug gegangen, sie hat nicht zu der Neuformung geführt, die ihm damals vorge schlagen wurde.

Es belastet das Buch nach wie vor, daß der grundlegende Konflikt schwach und konstruiert ist, daß in den Dialogen sehr

viel in schlechtem Leitartikelton geredet wird. Konstruiert wirkt es, wie Runge seine Weigerung, in die LPG einzutreten, motiviert. Und es ist eine ziemlich schwache Konstruktion: An und für sich ist Runge nämlich ein recht einsichtiger und, obgleich früher Inspektor, beinahe fortschrittlicher Mensch. Aber da ist die Geschichte mit dem Arm... Ist denn das ein echter Konflikt? Ist zur Lösung Auseinandersetzung, Kampf erforderlich? Nein. Es hätte, recht bescheiden, schon genügt, wenn mit diesem Manne einmal ruhig und vernünftig gesprochen worden wäre. Mißverständnisse sind eben keine Konflikte. Spannungslos ist auch der Klassengegensatz zu den Großbauern, weil in der Darstellung des Autors diese Gegner zwar finster, verbrecherisch und gerissen, aber doch dumm und schwächlich, ihre Aktionen sogar beinahe läppisch wirken.

Dazu kommt noch, daß die Erzählung mit vielen Beschreibungen belastet wird, die recht weitläufig ausfallen, zumeist ohne die beschriebene Person oder den beschriebenen Gegenstand anschaulich wiederzugeben. Ungenau, wie die Beobachtungen sind, ist auch die Sprache. Es ist selten, daß ein Wort richtig oder gar originell ausgedrückt, was der Autor meint. Besonders leidet die Ausdrucksweise der Gestalten unter dieser Einförmigkeit. Es drängt sich der Eindruck auf, daß der Autor ängstlich alles Lebendige und Volkssprachlich-Derbe gemieden habe. Dabei hat der Autor in seinem ersten Buch „Und drüben singen sie...“ gezeigt, daß er besser zu schreiben vermag.

Ich bin zwar kein Spezialist für Fragen der Landwirtschaft, glaube aber doch sagen zu können, daß, was die Klassenposition der einzelnen Gestalten, die Stellung der verschiedenen Klassen und Schichten zueinander und im gesellschaftlichen Umwälzungsprozeß betrifft, so ziemlich alles richtig ist. Aber es ergreift nicht, es wirkt leblos. Es ist eben nicht das Leben selbst, unser Leben mit seinen tagtäglich neu wirksamen, tagtäglich neu zu lösenden Konflikten. Der Autor ist offensichtlich mit

der richtigen, aber von ihm nur erlernten, nicht durch Erfahrung erworbenen Abstraktion im Kopf an die Wirklichkeit herangegangen und hat lediglich nach „Material“ gesucht.

Sehr viele Züge unseres Lebens, und gerade die interessantesten, mußten ihm auf diese Weise entgehen. Die wichtigsten handlungstreibenden Motive entpuppten sich als Mißverständnisse, die entweder künstlich verhärtet werden (z. B. der Fehler der Traktoristen) oder sich im Handumdrehen lösen lassen (Runges Verhältnis zu Habermann). Die in sich widerspruchsvollen, flach aufgefaßten Personen nehmen einen breiten Raum ein (Partei-sekretär, Heinz Runge oder gar der In-

strukteur, der für jede Frage einen passenden Gemeinplatz bereithält); widersprüchliche, entwicklungsfähige Gestalten (Breitmann, Reißig) werden dagegen fast ganz an den Rand gedrängt. Weiß läßt es dabei bewenden, an sich richtige theoretische Verallgemeinerungen des Marxismus-Leninismus illustrativ mit Wirklichkeitsmaterial auszuschmücken, statt sich ihrer als eines Mittels zu bedienen, das es ihm erleichtern könnte, ein konkretes, künstlerisch wahres Bild der Wirklichkeit zu gestalten. Diese falsche Methode bringt leblose Typen statt lebendiger typischer Charaktere hervor. Sie kann uns nur Tendenzliteratur im schlechten Sinne bescheren; das schadet der Tendenz und der Literatur.

Hans-Jürgen Geerds

Erzählkunst und Historie

Rosemarie Schuder: „Der Ketzer von Naumburg“, Verlag Neues Leben, Berlin 1955; Gerbard Harkenthal: „Hochgericht in Toulouse“, Erzählung, Mitteldentscher Verlag, Halle 1955.

Wenn wir gegenwärtig einen lebhaften Aufschwung im Bereich der historischen Erzählkunst bemerken, so dünkt uns das hocherfreulich zu sein. Allzu lange war gerade die historische Prosa eine Domäne solcher Autoren, die dem Leser Sand in die Augen streuten und das Bild der Vergangenheit verfälschten. Überreste einer solchen Produktion findet man zuweilen noch heute in den Bücherschränken; da historische Stoffe nach wie vor interessieren, werden diese Elaborate auch gelesen und verlichen.

Es handelt sich also um eine notwendige poetische Aufgabe, wenn zahlreiche Autoren mit realistischen Methoden ihre historischen Sujets zu formen suchen. Ohne Zweifel sind dabei einige Werke entstanden, die an die großen Traditionen der

Klassik und an die Schöpfungen solcher Vorbilder wie Heinrich Mann und Lion Feuchtwanger anknüpfen.

Warum beschäftigen sich zahlreiche Autoren mit historischen Stoffen? In vielen Fällen handelt es sich um eine bewußte oder unbewußte ideologisch-literarische Selbstverständigung, deren Bedeutsamkeit man keinesfalls unterschätzen sollte. Sehr viele Schriftsteller bedürfen dieser Selbstverständigung schon deshalb, weil sie dem fortgeschrittenen Teil des Bürgertums entstammen und über die progressiven Traditionen des bürgerlichen Zeitalters zu neuen Einsichten gelangen können. Man kann es einen Umweg nennen, sicherlich ist es aber kein nutzloser Umweg. Manch einer, der zunächst an einem Gegenwertsstoff scheiterte, hat seine Kraft an einem historischen Sujet erfolgreich erprobt, zu seinem Vorteil und zum Vorteil unserer Literatur.

Andererseits haben einzelne Autoren sich der historischen Erzählkunst aus ganz

anderen Motiven zugewandt: Sie witterten eine Konjunktur und machten sich ohne innere Ergriffenheit an historische Themen heran. Ausgerüstet mit einigen Notizen aus einem marxistischen Lehrbuch und mit Aufzeichnungen aus einem Geschichtskommentar, versuchten sie lediglich einen Verlagsauftrag zu erfüllen. Natürlich konnte dabei nicht viel Gutes entstehen. Ähnlich verhielt es sich mit etlichen „Aktionen“: Man erinnert sich daran, daß zahlreiche Autoren es im vergangenen Jahr für notwendig hielten, ihr dichterisches Scherflein zur Darstellung der Freiheitskriege Anno 1813 beizusteuern; es erschienen aber nur zwei oder drei Bücher, die einer kritischen Beurteilung standhalten konnten. Einen historischen Stoff zu formen, ist gewiß nicht einfach. Der Autor soll ja nicht nur einfach ein Stück Geschichte wahrheitsgetreu wiedergeben, sondern eine historische Episode, ein Zeitalter, mit künstlerischen Mitteln abbilden. „... wozu wären denn die Poeten, wenn sie bloß die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten! Der Dichter muß weiter gehen und uns womöglich etwas Höheres und Besseres geben“ – so Goethe zu Eckermann am 31. Januar 1827. Dementsprechend verlangt die historische Erzählkunst neben einer tiefen Vertrautheit mit geschichtlichen Abläufen und Zuständen die besondere Fähigkeit, sich am Typischen zu orientieren und eine geeignete Fabel zu finden. Diese Bemerkungen waren einer Rezension zweier Werke junger Autoren vorauszuschicken.

Auf den ersten Blick scheinen beide Bücher wenig vergleichbar. Rosemarie Schuder wählte einen Stoff aus dem deutschen Mittelalter, Gerhard Harkenthal benutzte den fast klassisch gewordenen Fall der Familie Calas aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Die junge Jenaer Schriftstellerin wagte den Versuch eines Romans, der vierzigjährige Rechtsanwalt schrieb eine Erzählung. „Der Ketzer von Naumburg“ ist in einer Sprache geschrieben, die holzschnittartige Knappheit und Prägnanz zeigt; im „Hochgericht von Toulouse“ fin-

det sich eine sehr agile, bewegliche Diktion. Aber diese Unterschiede, so wichtig sie auch sind, verdecken nicht das Gemeinsame beider Bücher. Sowohl Rosemarie Schuder wie Gerhard Harkenthal wählten sich als zentrales historisches Problem die geistig-religiöse Toleranz, ein Problem, das seit jeher in der Klassengesellschaft existierte und besonders bei der bürgerlichen Emanzipation hervortrat. Beide Autoren entdecken die Verflochtenheit der bürgerlichen Toleranzidee mit dem ökonomisch-politischen Kampf um den individuellen und gesellschaftlichen Fortschritt. Sie vermeiden die liberalistische Verflachung des Themas, sie gelangen beide zu einer eindeutigen Tendenz, zu einer fundierten Parteinarbeit.

Rosemarie Schuder ist mutig genug gewesen, den Leser in eine Zeit zu führen, die gewiß nicht leicht abzubilden ist. Seit dem Bauernkrieg lassen sich die Geschehnisse immer wieder von der Grundlinie des bürgerlichen Kampfes gegen die mannigfachen Erscheinungsarten des Feudalismus bestimmen, das 13. Jahrhundert hingegen bietet noch zahlreiche ungelöste historische Fragen. Schon bei dem Versuch, die psychischen Eigentümlichkeiten der damals lebenden Menschen herauszufinden, türmen sich beträchtliche Hindernisse auf. Groß ist die Gefahr, entweder archaisch zu vulgarisieren oder anachronistische Fehler zu begehen. Die Autorin hat diese Gefahr von vornherein erkannt. Ihre Gestalten denken und reden – ihrer historischen Lage entsprechend – einfach, aber nicht primitiv, lebendig, aber nicht „modern“. Vor allem hat ihnen Rosemarie Schuder kein naturalistisch gefärbtes „Sprachkostüm“ übergeworfen, so daß der Eindruck des Echten, Zeitgemäßen entsteht. Hauptfigur ist der „Ketzer von Naumburg“, der Schöpfer der Naumburger Domfiguren, dessen Leben von der Forschung nur wenig erhellt worden ist. Der „Reimser“, der in Frankreich bereits die Hohe Schule der gotischen Bauhüttentradition genossen hatte, ist ein Künstler neuer Prägung, in dem bürgerlich-progressives

Fühlen durchbricht, ein Bildhauer, der sich müht, das Individuelle, Besondere des menschlichen Charakters aus dem Stein zu schlagen. Daß er gegen Widerstände seitens seiner Auftraggeber zu ringen hat, ist mehr als ein phantasievoller Einfall der Verfasserin – dieser Tatbestand wird jedem, der ehrfürchtig bewundernd und vergleichend vor den Meisterwerken in Mainz oder Naumburg verweilt, zur Gewißheit. Den Dienern der dogmatisch erstarrten, ganz auf der Seite der Herren stehenden Kirche muß der Künstler unheimlich sein. Darum zögern sie nicht, den Neuerer mit der ketzerischen Lehre des Waldus zu identifizieren, und verbittern sein Leben mit Drohungen und Intrigen. Der Reimser hingegen merkt, daß nur vom einfachen Volk, von den Erniedrigten und Schaffenden, Verständnis für sein Werk zu erwarten ist. Zu den schönsten Stellen des Buches gehört jene Szene, wo die Bauern gegen den Willen der anderen Bauhüttenleute sich zu den Figuren des Meisters drängen.

Der Reimser, seine Freundin Mara, die einfachen Leute – alle sind mit sympathischer Schlichtheit gezeichnet worden. Komplizierter liegen die Dinge bei den Vertretern des Adels und der hohen Geistlichkeit, die nicht immer die zweifellos vorhandene Vielseitigkeit ihres Wesens offenbaren. Dies hängt sicherlich mit der konkreten Fabel zusammen, die sich stark an die Besonderheiten der Chronik anlehnt. So kommt es, daß nicht alle vorgeführten Nebenfiguren wirklich Zeit gewinnen, sich zu entwickeln. Mehr noch: So klar und folgerichtig die Geschichte des Reimsers, seine Kämpfe und Konflikte dargelegt werden, so lose ist der Handlungsfaden, der die kleine Welt seiner Existenz mit der großen Welt verbindet. Die politischen Auseinandersetzungen der Zeit bleiben nur Illustration, sorgsam gemalter Hintergrund, vor dem das eigentliche Geschehen abläuft. Diese Begrenztheit schränkt jedoch den guten Gesamteindruck relativ wenig ein: Die liebevoll, mit tiefem geschichtlichem Verstehen vor-

getragene Geschichte des „Ketzers“ zwingt den Leser immer wieder in das Zentrum der Fabel zurück. Was am stärksten besticht, ist die feine poetische Art, mit der Rosemarie Schuder durchaus originell den Lesenden an Werke der Architektur und bildenden Kunst heranzuführt. Hier erweist sich ihr bezeichnendes Talent, Zeugnisse meisterlichen Schaffens vorzustellen und zu vermitteln – auch das ist eine Aufgabe für die junge erzählende Literatur.

Wir begrüßen das neue Werk der jungen christlichen Schriftstellerin nicht zuletzt deshalb, weil es eine neue, höhere Stufe ihres Strebens bedeutet. Rosemarie Schuders kunsthistorisches Interesse läßt sich genauso wenig übersehen wie das juristische Interesse, das Gerhard Harkenthal seinem Stoff entgegenbringt. Ingeheim fühlt man die alte These bestätigt, daß dem jüngeren Schriftsteller eine solide fachwissenschaftliche Bildung nur zum Guten gereichen kann. Um nicht mißverstanden zu werden: Harkenthal schreibt nicht als Jurist mit literarischen Ambitionen. Im Gegenteil, er zeigt eine reife schriftstellerische Leistung, zu der man ihn nur beglückwünschen mag. Wie geschickt, wie phantasievoll versteht er es, eine spannende Handlung zu entwerfen! Wie klug weiß er in das Innere der Menschen einzudringen! Und schließlich: Wie trefflich hat er das überlieferte Ereignis von Toulouse, das seit den Tagen Voltaires und Pitavals den Gebildeten nicht nur als Rechtsfall, sondern als ideologisches Entscheidungsproblem bekannt ist, dem heutigen Publikum nahegebracht.

Allerdings, der eigentliche Held, Voltaire, der den Justizmord an dem hugenotischen Bürger Jean Callas nach dreijährigem Bemühen aufdeckt, taucht nur an der Peripherie der Handlung auf. Man muß fragen, warum der talentvolle Verfasser sich die Möglichkeit entgehen ließ, den Anwalt der vom klerikalen Absolutismus Unterdrückten, den Ankläger gegen den verstockten Glaubenhaß fester an die Handlung zu binden. Er hätte dann viel stärker noch das geschichtlich Typische des

Zusammenpralls zweier widerstreitender Klassen und Prinzipien erfassen können. Nicht, daß Voltaire zur Hauptgestalt erhoben werden müßte; es hätte genügt, ihn näher an die grausame Tat heranzubringen mit eben den Mitteln, die einem Erzähler zu Gebote stehen. Aber leider verbleibt jener Mann ziemlich außerhalb der Handlung, der später erklärte: „Kein Lächeln ist während der drei Jahre des Kampfes über meine Lippen gekommen. Ich hätte es mir als ein tiefes Unrecht angerechnet.“ So ergibt es sich, daß der Autor eine Reihe einzelner Gestalten in den Vordergrund rückt, die alle mit dem Tode des Jean Calas verbunden sind: Den jungen, neurotischen Marc-Antoine, Maria, seine Freundin, ihren Verehrer, den Untersuchungsrichter Fossaloux, den Dr. Philippe, die Mitglieder der Familie Calas. Das sind durchweg interessant und mit einem scharfen Blick für individuell-gesellschaftliche Widersprüche gezeichnete Charaktere. Was bedenklich stimmt, ist die

Tatsache, daß keiner der Genannten zur Hauptgestalt erhoben wurde. Anders gesagt: Die Funktionen der Hauptgestalt sind auf wichtige Nebenfiguren verteilt worden. Im einzelnen sind Harkenthal etliche wohlabgerundete, eindringliche Szenen geglückt. (So alle Szenen zwischen Maria und Fossaloux, die Schilderung der Leichenprozession, das Verhör des Grammont u. a.)

„Hochgericht in Toulouse“ ist ein fesselndes Buch, das Partei ergreifen läßt für die Opfer des Obskurantismus und für die Menschen, die sich gegen das Dunkelmännertum auflehnen. Wenn die historische Erzählkunst unserer Tage Vorurteile zerstören hilft und die Tore zur Zukunft ein Stückchen weiter aufstößt – wie das die beiden von uns besprochenen Bücher tun –, dann erfüllt sie ihren Auftrag. Sie würde diesem Auftrag noch besser genügen, wenn es gelingt, eine gewisse Konventionalität, die auch ihren besten Arbeiten noch anhaftet, zu überwinden.

Zwei Anthologien christlicher Lyrik

„Christliche Lyrik – Eine Sammlung von den Anfängen bis zur Gegenwart.“ Herausgegeben von Marianne Fleischback, Union-Verlag, Berlin 1954;

„Kleine Anthologie christlicher Lyrik der Gegenwart.“ Herausgegeben von Otto Riedel, Evangelische Verlagsanstalt, Berlin 1955.

In der verdienstvollen Reihe des Union-Verlages „Die Perlenkette“ hat Marianne Fleischback eine Anthologie christlicher Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart herausgegeben. Es hat immer seine philologischen Reize (neben anderen Vorzügen), ein bestimmtes Thema aus der Literatur herauszugreifen und in einer Sammlung darzubieten, wenn auch das vorliegende, der Gliederung nach zu schließen, eher als ein Gebrauchsbuch, ein Hausbuch christlicher Lyrik gedacht

ist. Und als solches betrachtet ist es eine vorzügliche Anthologie, um so mehr, als sich die Herausgeberin keineswegs von engen dogmatischen Gesichtspunkten leiten ließ und das Thema (ohne Bindung an eine bestimmte Konfession) sehr breit auffaßte, indem sie eine Reihe von Gedichten aufnahm – Perlen der deutschen Lyrik – die gar nicht mit betont christlichem Anspruch auftreten, vielleicht mit dem Wort „Weltfrömmigkeit“ vage zu umreißen sind.

*

Einen Querschnitt durch die sehr reichhaltige christliche Lyrik der Gegenwart zu geben, hat Otto Riedel unternommen, wobei (was der Name des Verlages schon besagt) nur die evangelischen Lyriker berücksichtigt wurden und auch hier auf Namen wie Schröder, Goes, Klepper und

andere bewußt verzichtet wurde. Es findet sich hier manches schöne Gedicht, teils von mehr oder weniger bekannten Dichtern wie Manfred Hausmann, Kurt Erich Meurer, Arno Pötzsch und Otto Riedel, teils auch von uns bislang unbekannten Autoren. Dennoch berührt uns das meiste hier Dargebotene nur wenig, es wirkt konservativ in dem Sinne, daß man das

Bekenntnis zum christlichen Glauben häufig als einen Rückzug vor der Welt auf den Glauben empfindet. Das bewirkt, daß man bei Gedichten wie „Abend über Bremen“ von Lotte Denkhäus, „Die Wiederkehr“ von Gerhard Frager und „Zeitungsnotiz“ von Heinrich Vogel länger verweilt, weil in ihnen etwas von der Problematik unserer Zeit schwingt. G. D.

Eberhard Hilscher

Zur Geschichtsschreibung der deutschen Nationalliteratur

„Weimarer Beiträge“, herausgegeben von Louis Fürnberg und Hans-Günther Thalheim, Verlag Hermann Böblaus Nachfolger, Weimar.

Der Germanistik ist heute auch die Aufgabe gestellt, die deutsche Literaturgeschichte neu zu durchforschen. Dazu sind viele Spezialuntersuchungen notwendig, deren Ergebnisse gründlich diskutiert werden müssen, damit schließlich ein gültiges, historisch richtiges Bild entsteht. Unseren literarischen Zeitschriften kommt bei diesen öffentlichen Auseinandersetzungen eine große Bedeutung zu, doch sowohl in der „Neuen Deutschen Literatur“, wie in „Sinn und Form“ und im „Aufbau“ hat sich die Literaturkritik den Platz immer zu teilen mit der Belletristik und mit aktuellen kulturpolitischen Beiträgen; zudem stehen Fragen der Gegenwartsliteratur durchaus im Vordergrund.

Im vergangenen Jahr 1955 erschienen nun ein Doppelheft und ein weiteres Heft einer neuen Literaturzeitschrift. Diese „Weimarer Beiträge“ kündigen sich im Untertitel direkt an als „Studien und Mitteilungen zur Theorie und Geschichte der deutschen Literatur“, stellen also ein ausgesprochenes Publikationsorgan für die Literaturwissenschaft dar. Sie werden im Auftrage der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen

Literatur in Weimar von Louis Fürnberg und Hans-Günther Thalheim herausgegeben. Leider verspricht man uns keine regelmäßige Erscheinungsfolge; die Blätter sollen vielmehr zwanglos vorgelegt werden. Geplant ist lediglich, die Reihe noch um andere Themenkreise und Arbeitsgebiete zu erweitern und dann etwa sechs Hefte jährlich zu drucken. Hoffentlich ist die Beteiligung der Fachwelt an diesem wichtigen und verdienstvollen Unternehmen bald so groß, daß diese Beschränkung aufgegeben werden kann.

Was bieten die „Weimarer Beiträge“? Im Prospekt wird angekündigt: „Gegenstand der Forschung und Diskussion sind vornehmlich die Perioden der deutschen Nationalliteratur, die vom frühen bürgerlichen Realismus der Aufklärungszeit über den klassischen Realismus bis zur Vorbereitungsperiode der bürgerlichen Revolution von 1848/49 reichen. Darüber hinaus können auch andere wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht werden, die sich mit bedeutsamen Fragen aus den früheren oder späteren Epochen unserer Literatur befassen.“ Ferner bringen die Hefte Berichte, Miscellen, Buchbesprechungen und Mitteilungen. Außerdem soll etwa halbjährlich eine Bibliographie aller deutschsprachigen Bücher und Zeitschriftenaufsätze zur Literatur von der Aufklärung

bis zur 48er Revolution in den Anhang aufgenommen werden. (Die erste Zusammenstellung ist bereits im Doppelheft abgedruckt.)

Das ist ein großartiges und reichhaltiges Programm, und wir dürfen erwarten, daß uns durch diese Zeitschrift zukünftig viele überraschende, grundlegende Einsichten in literarischen Erscheinungen und Entwicklungen im 18. und 19. Jahrhundert vorgeführt werden.

Die ersten Hefte der „Weimarer Beiträge“ erfüllen diese hohen Erwartungen. Wir finden darin manche neuen Erkenntnisse, durch die die Ergebnisse der bürgerlichen Literaturwissenschaft oft erheblich korrigiert werden. Wir bekommen Kunde von wenig bekannten, ungeachtet gebliebenen oder bisher falsch interpretierten Zeugnissen, erkennen die Zusammenhänge zwischen der klassischen Dichtung und ihrer Entstehungszeit, lesen von den Bekenntnissen unserer großen Schriftsteller zum Neuen, Zukünftigen, Lebentüchtigen oder von ihren Widersprüchen, Irrtümern und Grenzen.

Ein paar Worte zu den einzelnen Abhandlungen. Paul Reimann behandelt in einem größeren Aufsatz Wilhelm Ludwig Wekherlin und würdigt in sehr verdienstvoller Weise diesen revolutionären Journalisten der Aufklärungszeit. Der besprochene Autor ist nicht identisch mit dem von Opitz geschätzten, hochbegabten Odendichter Georg Rudolf Weckherlin, sondern man kann fast von einer Neuentdeckung für unsere Literaturgeschichte sprechen. Dieser „jüngere“ Wekherlin charakterisierte in Reisebeschreibungen und später in Zeitschriftenartikeln ausgezeichnet die Zustände seiner Zeit, ergriff mutig Partei für die Unterdrückten und ging sehr vorurteilsfrei an die Probleme heran.

Nach einigen kurzen, aufschlußreichen Bemerkungen von Joachim Müller „Zum letzten Dornburger Gedicht“ Goethes folgt eine fundamentale Studie von Hans-Günther Thalheim über „Schillers ‚Demetrius‘ als klassische Tragödie“, die zweifellos zum Besten gehört, was im Schiller-

jahr zur Feier des Dichters geschrieben worden ist. Thalheim gibt einleitend einen gründlichen Überblick über die bisherigen Versuche zur Interpretation von Schillers nachgelassenem Dramen-Fragment und setzt sich mit den Lösungen und Meinungen kritisch auseinander; er konstatiert eine Krise und die Ausweglosigkeit in der bürgerlichen Forschung. Dann macht er uns mit Schillers Aufzeichnungen, mit dem historischen Hintergrund der Handlung bekannt und entwirrt mit erstaunlichem Geschick die Knoten, die bisher niemand aufzulösen vermochte. Es fällt auf, daß Schiller sich ausgerechnet in dem Augenblick für den Stoff entschied, als Napoleon in Frankreich sich zum Kaiser machte! Die Untersuchung ergibt nun folgendes: „Die Eroberungskriege Napoleons, in die die einstigen Revolutionskriege der französischen Republik hinübergewachsen waren, steigerten notwendig die Zerrissenheit und Ohnmacht des deutschen Volkes; zweifellos aber erfüllte der Eroberer im Rheinland die Aufgaben der bürgerlichen Revolution. Mit wahrhaft staunenswerter, vorausschauender Genialität hat Schiller im Motiv des betrogenen Betrügers Demetrius diesen inneren Widerspruch in der Gestalt des französischen Kaisers gezeichnet.“ Und ferner: „Tragisch ist das Schicksal und der Untergang des Helden, weil er als vermeintlicher Zarensohn und als aufgeklärter Reformfreund das russische Volk glücklich machen will, zugleich aber dieses Unternehmen nur auf die dem russischen Volk feindlichen Erobererkräfte stützen kann.“ Diese Kombinationen und Folgerungen sind einleuchtend und überzeugend. Vielleicht wäre die Problematik noch schärfer hervorgetreten, wenn die Bearbeitungen desselben Stoffes durch Hebbel, Puschkina u. a. des öfteren zum Vergleich herangezogen worden wären. Auf jeden Fall werfen Thalheims Darlegungen zum „Demetrius“ ein völlig neues Licht auf Schillers letzte, unvollendete Dichtung, auf ihren Ideengehalt und ihre Zeitbezogenheit.

Das anschließend mitgeteilte Vortragsmanuskript von Reinhard Buchwald über „Schiller in seiner und in unserer Zeit“ trägt mehr populärwissenschaftlichen Charakter; es ist reich an Anregungen und Hinweisen.

Schließlich lesen wir noch eine bemerkenswerte Untersuchung von Ursula Wertheim über die „Helfenstein-Szene in Goethes ‚Ur-Götz‘ und ihre Beziehung zum Volkslied“, die wertvolle Einblicke in Goethes frühes Schaffen vermittelt.

Das letzte Heft des Jahrganges 1955 der „Weimarer Beiträge“ wird eingeleitet durch eine Arbeit des westdeutschen Wissenschaftlers Herbert Stubenrauch, des Direktors der Mannheimer Stadtbibliothek, über „Musikus Miller im Turm“. In der Bibliothek sind nämlich zwei Soufflierbücher von Schillers „Kabale und Liebe“ erhalten geblieben, die von der Forschung bisher nicht beachtet wurden. Sie bieten den Text des Dramas in einer ursprünglicheren Bühnengestalt, der in den späteren gedruckten Fassungen in mancher Hinsicht abgeschwächt wurde. Gelegentlich fielen Szenen dem Rotstift zum Opfer, die zur psychologischen Motivierung der Handlung eigentlich unentbehrlich sind, andere wurden hinzugefügt. Stubenrauch erinnert hier an das merkwürdige Unbeteiligtsein der Louise am Schicksal ihres gerade aus der Haft entlassenen Vaters am Beginn des 5. Aktes. Im Bühnenbuch ist eine passende Überleitung und Ergänzung enthalten, die nun in dem Aufsatz eingehender besprochen wird. Gewiß wird ein ausführlicher Vergleich der Fassungen noch manch interessante Einzelheiten ergeben.

Was Walter Epping über „Stifters Revolutionserlebnis“ zu sagen weiß, befriedigt nicht ganz: Es werden meist offene Türen eingeernt, auch wird das vorhandene Material nicht vollständig ausgenutzt. Es fehlen grundsätzliche Bemerkungen über Stifters Weltanschauung und politische Haltung.

Hervorheben möchten wir die Studien von Edith Braemer „Zu einigen Grund-

fragen in Lessings Hamburgischer Dramaturgie“ und von Hans Jürgen Geerds über Georg Forsters „Erinnerungen aus dem Jahre 1790“. Beide Gegenstände sind in gediegener und kenntnisreicher Weise behandelt worden.

Abschließend bringt das Heft noch eine Abhandlung von Inge Diersen über „Thomas Manns Faust-Konzeption und ihr Verhältnis zur Faust-Tradition“. Diese Überschrift ist etwas irreführend, denn hauptsächlich wird das Verhältnis zwischen Goethes und Thomas Manns „Faust“ besprochen, und letztlich geht es um den Kunstgeist zweier Epochen. Der Vergleich führt zu aufschlußreichen Ergebnissen, bleibt aber in vieler Beziehung einseitig. Herausgearbeitet werden lediglich gewisse Unterschiede, übersehen werden die kleinen „Entsprechungen“ und gewollten Anspielungen. Zudem ist die Thematik wohl überhaupt nicht zu fassen, wenn unbeachtet bleibt, wie stark Thomas Manns Roman dem alten Volksbuch vom Doktor Faust verpflichtet ist. Diersen erwähnt das Volksbuch kaum und geht auch nicht näher auf die „Faust-Tradition“ ein. Unumgänglich wäre in diesem Zusammenhang eine Auseinandersetzung mit Thomas Manns eigenen, recht anfechtbaren Bemerkungen „Über Goethes Faust“ gewesen, ein Hinweis auf seine sonstigen verstreuten Notizen zu diesem „Menschheitsgedicht“, eine Analyse von Leverkühns vielschichtiger Person. So können wir den Aufsatz nur als Vorarbeit zu einer umfassenderen Darstellung des Themas werten.

Die ersten Hefte der „Weimarer Beiträge“ enthalten durchweg Untersuchungen von hohem Niveau. Wir können dieses Unternehmen, das zu vielen Hoffnungen berechtigt, nur dankbar begrüßen und alle Literaturfreunde darauf hinweisen. Das Ziel besteht darin, alle die Kräfte zu sammeln, „denen die Entwicklung einer von antinationalen und romantisch-mystischen Einflüssen freien Geschichtsschreibung der deutschen Nationalliteratur ein wirkliches Bedürfnis ist“.

Balwant Gargi

Literaturbrief aus Indien

„Wie kommt es, daß sich in Indien fortschrittliche Literatur verkaufen läßt“, fragten mich einige Schriftsteller in London. Ich hatte bis dahin noch niemals über diese Frage nachgedacht. Warum sollte sich fortschrittliche Literatur in Indien nicht verkaufen lassen? Ich überlegte einen Augenblick und fragte sie dann: „Bitte verraten Sie mir doch, wie es kommt, daß sich hier in dem gebildeten England reaktionäre und wertlose Literatur verkaufen läßt? Sie sind die Erben von Shakespeare, Dickens und Shaw. Erklären Sie mir, wieso die billigen Magazin-Stories, Mordgeschichten, Kriminalromane und Comics solch einen reißenden Absatz finden?“ Sie sahen mich an.

Ich möchte hier keine tiefgründige Analyse unserer gesellschaftlichen und politischen Entwicklung geben. In Indien, einem Agrarland mit zwölf Hauptsprachen: Hindustani (in seinen zwei Formen Hindi und Urdu), Bengali, Marathi, Pandschabi, Tamil usw., vierhundert Dialekten und verschiedenen Schriften, ist Literatur durch Jahrhunderte in ihrer besonderen Färbung und Tradition gewachsen; aus diesem Grunde ist es nicht möglich, eine kurze Zusammenfassung zu geben.

Zwei Jahrhunderte lang, in denen sich in der Welt umwälzende wissenschaftliche, technische und kulturelle Fortschritte vollzogen, die Sprachen sich rasch entwickelten und plastisch wurden, unterdrückte das Englisch unsere indischen Landessprachen. Englisch war die einzige Verbindungssprache zwischen den Spra-

chen der verschiedenen Provinzen. Es nahm die vielerlei Kostbarkeiten und den schimmernden Flitter der Oberklasse und des Bürgertums auf, während Kultur und Tradition der großen Masse des Volkes verschlossen blieben. Was die unteren Volksschichten wirklich miteinander verband, war die schwelende anti-imperialistische Stimmung, die Volksmusik, tiefwurzelnde Traditionen und die Geschichte der Vergangenheit.

Erst nach 1947 wurde Hindi, die Sprache Nord- und Mittelindiens, offiziell zur Staatssprache erklärt; sie tritt jetzt allmählich im kulturellen und gesellschaftlichen Verkehr der Provinzen an die Stelle des Englischen.

Zu Beginn des Jahrhunderts besaßen nur fünf Prozent Inder eine Schulbildung, so daß gedruckten Büchern der Weg zum Volk versperrt war. Daher kommt es, daß wir in der Poesie eine größere Entwicklung zu verzeichnen haben als in der Prosaliteratur, denn die Poesie vererbte sich im Volk von Mund zu Mund. Die alte Einrichtung des „Mushaira“, des poetischen Symposiums, ist noch heutzutage populär. Auf diesem Symposium tragen die Dichter im Freien unter dem sternenübersäten Himmel ihre Gedichte einer großen Volksmenge vor, die nicht nur zuhört, sondern an der Darbietung teilnimmt: die Menschen klatschen Beifall, nicken, ziehen lange Gesichter oder rufen „Wah! Wah!“, entsprechend dem Eindruck, den das Gedicht auf sie macht. Einige der Zuhörer sind große Kenner und Kritiker auf dem Gebiet der Poesie. Der

Dichter muß nicht erst auf eine Zeitungskritik warten: das Urteil des Volkes wird hier sofort gefällt. Während der letzten Jahre habe ich bei den großen Friedenstagstreffen, Kulturtagungen und Bauernkongressen Zuhörermengen bis zu 40 000 Menschen gesehen, die ihren geliebten Dichtern die ganze Nacht lang lauschten. Diese Tradition ist durch Generationen hindurch bis in die Gegenwart lebendig geblieben und hat die Poesie blühend und ausdrucksvoll erhalten.

Indiens gesellschaftliche Struktur ist so mannigfaltig wie seine Sprachen seine Trachten und sein Klima. Sie umfaßt feudale Großgrundbesitzer, despotische Fürsten (die kürzlich zu einem Teil ausgeschaltet worden sind), eine aufsteigende Bourgeoisie, eine breite Mittelklasse und die riesige Menge der Bauern und Arbeiter. Die indische Literatur nun spiegelt all diese Abstufungen und Bestandteile wider. Zwar fließt und strudelt in dem mächtigen Strom ein gesunder, progressiver Inhalt, aber konfuse Reaktionäre haben, wenn auch erfolglos, diesen Strom auf verschiedene Weise zu blockieren versucht.

Unsere Literatur hat die sozialen und politischen Strömungen jedes Zeitalters widergespiegelt. Was die Schriftsteller am stärksten miteinander verband, war ihre antibritische Einstellung. Jeder Schriftsteller von Bedeutung mußte in dieser oder jener Form gegen die imperialistische Ausbeutung Stellung nehmen und den unterdrückten Massen beistehen. Natürlich mußte er sich seine Form und seinen Weg der Mitteilung selbst suchen. Die Dichter haben traditionelle Symbole benutzt, kunstvoll verschleierte Andeutungen und Motive, um in einer anscheinend harmlosen Liebeslyrik ihren tiefen Haß gegen die Briten und ihre Bewunderung für ihr eigenes Volk zum Ausdruck zu bringen.

Am Ende der neunziger Jahre äußerte sich dieses Gefühl in der Verherrlichung Indiens in Hymnen an die alte Kultur und in der Wiederbelebung der fast ver-

lorenen Spuren einer vergangenen Zivilisation. Das war die Form des Protestes gegen den Vorstoß der westlichen Kultur, die in Indien das Symbol der britischen Tyrannenherrschaft war. Bankum Chand Chatterjee, der Begründer der modernen bengalischen Literatur, der sein Leben lang als Beamter an einem britischen Gerichtshof arbeitete, schrieb „Anand Math“, einen berühmten Roman, in dem geschildert wird, wie Asketen und Mönche in einem Kloster eine bewaffnete Gruppe bilden und gegen die Engländer kämpfen. Chatterjee schrieb meisterhaft und klar; er verwandte Symbole, und sein Volk verstand sie. Baharat Indu Harish schrieb Gedichte und Schauspiele in Hindi, die die indische Vergangenheit verherrlichten. Diese meist historischen Schauspiele gaben ein vorzügliches und lebendiges Bild von der Herrlichkeit unserer alten Helden.

Es gab auch einige Dichter und Schriftsteller, die den L'art-pour-l'art-Standpunkt vertraten und dem Mystizismus, Formalismus, Pessimismus und Obskurantismus huldigten. Aber die Theorie des L'art pour l'art, die von den Reaktionären hätte bewußt benutzt werden können, um Wachstum und Blüte der fortschrittlichen Literatur zu vernichten, war keine scharfe Waffe. Sie war lediglich ein Relikt der Vergangenheit, ein Überbleibsel der feudalen Werte der alten Zeiten, an das sich diese Schriftsteller klammerten. Sie wurde niemals zu der systematisch ausgearbeiteten Philosophie, mit der sich heute bürgerliche Schriftsteller des Westens bewaffnet haben, um die fortschrittlichen Schriftsteller anzugreifen.

Als die nationale Bewegung unter Ghandis Führung wuchs, begann eine große kulturelle Erneuerung. Überall entstand anti-imperialistische Literatur mit einem starken fortschrittlichen Inhalt, darunter manchmal zündende Werke mit ausgesprochen revolutionären Themen. So schrieb der bengalische Dramatiker Dina Bandu Mittra „Nil Darpen“, ein Schau-

spiel über den Kampf der Indigo-Arbeiter gegen die britischen Eigentümer der Pflanzungen.

Rabindranath Tagore mit seinen leidenschaftlichen Gedichten und nationalen Liedern war der Herold dieses Zeitalters. Er schrieb allegorische Schauspiele – wie „Muktadhara“ (Freier Frühling) –, in denen er sich zum Anwalt des Freiheitskampfes machte, gegen das Kasten-System ankämpfte, den Nationalismus von den ihm anhaftenden Vorurteilen befreite und sich über die bürgerlichen Intellektuellen und die verfallende Klasse der Großgrundbesitzer, der er entstammte und die er so gut kannte, lustig machte. Er nahm leidenschaftlich gegen die ausländischen Unterdrücker Indiens Stellung, schuf neue künstlerische Formen, erweckte alte volkstümliche zu Leben, gab ihnen neuen Inhalt und riß – wie ein großer Fluß – die ganze literarische Bewegung mit sich, alle Regionen befruchtend, ganz Indien durchströmend. Seine Werke wurden in alle indischen Sprachen übersetzt.

Iqbal, der große Urdu-Dichter, den man den „Dichter des Ostens“ nennt, erfüllte die Erniedrigten und Getretenen mit dem Glauben an den Menschen. Er forderte Gott heraus und sang die Größe des Menschen. Von ihm stammt „Hindi Trana“, unsere Nationalhymne.

In den zwanziger Jahren begann eine neue Phase der literarischen Bewegung, die durch ihren starken sozialen Inhalt gekennzeichnet ist. Nach 1921 führten die Non-Cooperation-Bewegung und die Bewegung des zivilen Ungehorsams in verschiedenen Teilen Indiens zu Arbeiterstreiks und Kämpfen der Bauern um Land. Diese Phase unseres gesellschaftlichen und politischen Bewußtseins und die sehnstvollen Erwartungen von Menschen, die gegen das Joch der Ausländer kämpften, kamen in der Literatur gut zum Ausdruck. Viele Dichter wurden ins Gefängnis geworfen. Bismal wurde wegen seiner wilden revolutionären Lieder gehängt, die die Gefangenen in ihren Zellen und auf dem Wege zum Galgen sangen.

Sarat Chand Chatterjee, der berühmte Schriftsteller aus Bengalen, Autor von Novellen und Romanen, beeinflußte die breite Mittelklasse durch seine Erzählungen, in denen er den Bourgeois seines falschen Glanzes entkleidete und ehrenhafte, warmherzige Landmenschen mit ihren Gefühlsproblemen und kleinen häuslichen Sorgen schilderte.

In dieser Zeit erfolgte der Aufstieg des größten Vertreters der indischen Literatur, Munshi Prem Chand, der sowohl in Hindi wie in Urdu schrieb. Er überbrückte den Abgrund zwischen den Schriftstellern der Vergangenheit und denen der Gegenwart. Er trug den ganzen Reichtum, die ganze Vielseitigkeit der alten Schriftsteller in sich und bot sie der neuen Generation dar; 1936 wurde er zum ersten Präsidenten des „Verbandes fortschrittlicher Schriftsteller“ gewählt, der im gleichen Jahr gegründet worden war. Prem Chand, dessen bedeutendste Werke „Rang Bhoomi“ und „Gaudan“ sind (das letztere wird jetzt ins Russische übertragen), ist mit Leo Tolstoi und Lu Hsün verglichen worden. Er hat den gleichen tiefen Einblick, das gleiche Verständnis für die Natur des Menschen, die gleiche reife Menschlichkeit, und er kennt die Herzen der Bauern, wie sie vielleicht kein anderer Schriftsteller gekannt hat.

Nach der Gründung des „Verbandes fortschrittlicher Schriftsteller“, der seine Entstehung dem Pariser Schriftstellerkongreß von 1935 und dem sowjetischen Schriftstellerkongreß von 1934 verdankte und sehr stark von Gorkis sozialistischem Realismus beeinflußt wurde, gewann unsere literarische Bewegung eine feste Form und arbeitete bewußt daran, nicht nur die bestehenden gesellschaftlichen Realitäten widerzuspiegeln, sondern auch die sozialen Übel und Klassenkonflikte zu schildern und für die Sache der auf dem Vormarsch befindlichen demokratischen Kräfte der Menschheit einzutreten, deren Vorhut die Bauern und die Arbeiterklasse bilden.

Während des zweiten Weltkrieges kam viel europäische Literatur, kamen sowjeti-

sche Bücher und Zeitschriften nach Indien, und wir hörten zum erstenmal die Namen Scholochow, Ilja Ehrenberg, Anna Seghers, Bertolt Brecht, Ernst Toller, Louis Aragon, Julius Fučík und Arnold Zweig. Ihre Werke, Prosa und Gedichte, wurden in großer Zahl übersetzt und erschienen in unseren Zeitschriften und Zeitungen, und man konnte neben den alten russischen Klassikern nun auch neue Übersetzungen der Bücher und Artikel Maxim Gorkis in den Regalen unserer Intellektuellen stehen sehen. All das bewirkte, daß unsere Schriftsteller sich der Wichtigkeit ihrer Aufgabe und ihrer gesellschaftlichen Verantwortung noch stärker bewußt wurden.

1943 verhungerten in Bengalen innerhalb von drei Monaten fünf Millionen Menschen. Diese Hungersnot, die durch die Politik der Engländer und die Mächenschaften reicher Kriegsgewinnler herbeigeführt worden war, schnitt tief in das Bewußtsein unserer Schriftsteller ein. Im Kampf gegen Faschisten und Schwarzmarktgewinnler wurde das Volkstheater geboren; Krisham Chanders Erzählung „Anndata“ und Biljen Byattacharyes „Navanna“ schilderten die Hungersnot; Hunderte von Schauspielen gegen Krieg und Imperialismus und Tausende von Liedern entstanden überall in Indien. Die Federn der Schriftsteller wurden schärfer, treffsicherer. Einige der Lyriker und Lieddichter, deren Lieder bis dahin wie das Zirpen einer Flöte gewesen waren, wurden nun die Fanfaren der Zeit.

Die Teilung Indiens im Jahre 1947 stürzte das Land in ein Blutbad und verwirrte die Massen einige Zeit lang, bis sie allmählich die ganze Schurkerei der Imperialisten durchschauten. Wieder kämpften die Schriftsteller für Einheit, Frieden und Brüderlichkeit. Khristan Chanders Erzählungen „Hum Vehsi Hain“ (Wir sind Wilde) und die klagenden Lieder der berühmten Punjabi-Dichterin Amrita Pritam, geschrieben im Stil der klassischen Volksdichtung „Heer“, sind hervorragende Beispiele dafür. K. Abbas' Theaterstück „Main Kaun Hoon“ (Wer bin ich?) wurde

hundert Male im Volkstheater aufgeführt, und in den Straßen wurden nachts Vorstellungen für die Einheit der Hindus und Moslems gegeben. Die fortschrittlichen Schriftsteller führten in ganz Indien eine Kampagne gegen den selbstmörderischen und brudermörderischen Haß, der von den Imperialisten geschürt wurde. Erzählungen, Theaterstücke, Satiren, Vorstellungen unter freiem Himmel, Wandertheater auf Lastwagen, Umzüge und Plakate wurden in den Dienst dieser Sache gestellt.

Von diesem Zeitpunkt an hatten die fortschrittlichen Schriftsteller den stärksten Einfluß auf die Formung unserer Literatur. In den Städten gab es zwar kleine Gruppen von esoterischen Schriftstellern, die das Kreuzwort-Puzzlespiel des Obskurantismus, Existentialismus und Futurismus spielten, aber ihre Wirkung auf die Massen war nur gering. Einige unserer Schriftsteller wurden in fremde Sprachen übersetzt und errangen internationalen Ruf. Mulk Raj Anands „Coolie“ wurde in mehr als 22 Sprachen übersetzt. Seine beiden Bücher „Zwei Blätter und ein Vogel“ und „Das Dorf“, sowie seine Kurzgeschichten sind in Russisch, Chinesisch und vielen anderen Sprachen erschienen.

Bhabani Bhattacharyas „So Many Hungers“*, die Gedichte Vallathols, des Poeta laureatus aus Malabur in Südindien, Krisham Chanders „Als die Felder erwachten“, Harinderanath Chattopadhyayas Gedichte auf Stalin, Ali Sardar Jaisirs großes Poem „Als Asien erwachte“ und eine Fülle von Erzählungen und Artikeln wurden in der Sowjetunion und in den Volksrepubliken übersetzt.

Das historische Schauspiel des bekannten bengalischen Dramatikers Suchen Sen Gupta „Sirajuddaula“, das vor 25 Jahren geschrieben wurde, schildert den heroischen Kampf des letzten Führers von Bengalen gegen die anrückenden Engländer. Heute schreibt er Theaterstücke und Artikel über aktuelle Themen.

Tara Shanker Bannerjees „Bootsleute

* Im Aufbau-Verlag 1954 unter dem Titel „Kajoli“ veröffentlicht.

vom Padma" zeigt das Leben einfacher Menschen, insbesondere der Fischer von Bengalen. Tulsi Lehrs „Chhenna Taar“, ein Schauspiel gegen Hungersnot und Krieg, und „Dolil“ (Ein Dokument), eine Anklage gegen die Teilung Bengalens, sind Tragödien, die einem das Blut stocken lassen – Tragödien von Menschen, die unterdrückt und von ihrem Land vertrieben werden.

Der bedeutendste Hindi-Dichter Suria Kant Nirala beeinflusste eine ganze neue Schriftstellergeneration durch seine kraftvollen Gedichte über die Armen Indiens und die Bedingungen, unter denen sie leben.

Ein Soldat des zweiten Weltkrieges schrieb in bengalischer Sprache den eindrucksvollen Roman „Rangrut“ (Der Rekrut). Anna Bhau Sathe, Tochter eines Fischers und Fabrikarbeiterin in Bombay, schrieb Romane, Erzählungen, Balladen und Lieder über das Leben der Bauern und Arbeiter, darunter einen Roman über den antibritischen Aufstand im Jahre 1942, bei dem die Bauern eine Gegenregierung einsetzten. Amar Shaik, auch ein Proletarier, schreibt in Marathi, er dichtet und komponiert Lieder über das Leben der Arbeiter. Der Bauernschriftsteller Bhasi schrieb ein Schauspiel „You made me a Communist“ (Du machtest mich zum Kommunisten), das im Volkstheater zwei Jahre hindurch ununterbrochen auf dem Spielplan stand und auch in vielen Dörfern aufgeführt wurde. Nivran Pandit, ein einfacher Schullehrer in Bengalen, der zuerst über die bengalische Hungersnot schrieb, ist heute ein populärer Dichter, der in der Sprache des Volkes dessen Probleme besingt. In Punjab sind mit dem Anwachsen der Friedensbewegung Hunderte von neuen Liedern, kurzen Spielen und Operetten geschrieben und aufgeführt worden, die den Kampf der Bauern gegen die Großgrundbesitzer, ihre Sehnsucht nach Weltfrieden und ihren Kampf zum Inhalt haben. Tera Singh Channas „Holzbein“, eine Operette, die die Tragödie eines Soldaten schildert, und Sheela Bha-

thias „Ruf des Tals“, ein Operetten-Drama über den Kampf des Volkes von Kashmir gegen einen despotischen Fürsten und seine imperialistischen Beherrscher sind einige Beispiele dafür, wie die Dichter für den Frieden kämpfen.

Die willkürliche Teilung des Landes riß nicht nur das Volk auseinander, sondern auch einige Sprachen wie Pandschali und Bengali. Der bedeutendste Urdu-Novellist Saadit Hussain Mantoo, der vor drei Monaten starb, hat einen Schatz von über 300 Geschichten und über hundert Satiren und Schauspielen hinterlassen, darunter eine Fülle von Erzählungen über die Allerärmsten und Ausgestoßenen, Erzählungen, in denen er sich gegen die Teilung des Landes wendet, und „Sieben Briefe an Onkel Sam“, eine Satire auf die amerikanische Einmischung in Pakistan. Faiz Ahmed Faiz, der große Urdu-Dichter, der wegen angeblichen Hochverrats unschuldig vier Jahre lang in Pakistan eingekerkert war, hat aus dem Gefängnis heraus Lieder gegen die Unterdrücker und den Block der westlichen Kapitalisten gesungen. Diese Lieder sind durch Gefängnistüren gedrungen und haben auf gewaltigen Friedenskundgebungen und Dichtertreffen das Ohr der Massen erreicht.

K. Abbas' „Und einer kehrte nicht zurück“, die Geschichte eines gewissen Dr. Kotnas, der als Arzt nach China ging und sein Leben für die verwundeten chinesischen Soldaten opferte, seine Erzählung „Gardarji“, deren Held ein punjabischer Sikh-Bauer ist, der über den Haß der Gemeinde triumphiert und sein Leben für seine moslemischen Brüder hingibt, und seine Artikel über China und die Sowjetunion sind ebenfalls sehr bekannt.

Überhaupt ist von der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution bis zur Genfer Konferenz kein bedeutendes Ereignis in der Welt unseren Schriftstellern entgangen. Krishnam, der bekannteste Urdu-Schriftsteller, schrieb „Fig“, eine Geschichte, in der er der Tapferkeit von Guerilla-Kämpfern in Spanien ein Denkmal setzt; er schrieb auch „Als Söul

brannte“, worin er die schrecklichen Grausamkeiten der amerikanischen Imperialisten in Korea brandmarkt, und schließlich den weltberühmten „Brief an den ersten amerikanischen Soldaten, der in Korea fiel“. Ali Sardar Jafri's Versepos „Khoon Ko Lakir“ (Der blutige Streifen), das die von den Briten durchgeführte Teilung unseres Landes zum Thema hat, und sein Gedicht „Sailab-e-Cheen“ (Flut des neuen Chinas), Kairis eindrucksvolle Gedichte über China und die Sowjetunion, die Gedichte des bedeutendsten

Punjabi-Dichters Mohan Singh über die Befreiung Chinas und die Tragödie der Rosenbergs, das Poem des Hindi-Dichters Suman „Moskau ist noch fern“, ein machtvoller Aufruf gegen die Nazi-Invasoren während des Krieges, Yashals Reportage über die Sowjetunion, Amrit Rais Buch über das neue China und Vallathols Gedichte über die Sowjetunion und den Frieden sind einige weitere Beispiele: sie zeigen, welche Richtung unsere Literatur eingeschlagen hat.

Deutsch von Elga Abramowitz

Lady Haigh gegen Heinrich Heine

In London scheint man Heinrich Heine heute noch bitterböse zu sein. Er hatte einst aus England gemeldet, daß auf der grünen Insel sich keineswegs Wohlstand und Freiheit ein Stelldichein gegeben haben. Seinen Zeitgenossen bestätigte er, daß die Pulsader der Welt von der Börse in der City zum Regierungssitz in der Downing Street verläuft, aber daß dadurch die Armen zwar ärmer, doch die Reichen nicht besser werden. Gleichzeitig verherrlichte er Shakespeare und seine Frauen und verhöhlte den Herzog von Wellington und seine Knute. Außerdem entdeckte er, daß die Oppositionskutsche ihre Reisenden nicht billiger befördert als die Regierungschaise und daß die königliche Regierung andere Länder bezahlt, um sich für Seine Majestät von Großbritannien herumzubalgen.

Die meisten Engländer werden Heinrich Heine längst verziehen haben, denn sie kennen ihn nicht. Aber eine Dame, Anne Lyon Haight, erinnert sich seiner frechen Wahrheitsliebe und vergilt sie mit einer saftigen Lüge. Bei einem angesehenen Verleger in London, Allan & Unwin, ist aus ihrer fleißigen Feder unter dem Titel „Banned Books“ ein Werk soeben erschienen.

Dort teilt die Verfasserin einer entsetzten Welt mit, daß in der Deutschen

Demokratischen Republik seit 1934 Herr Heine auf der schwarzen Liste stehe.

Gute Freunde wollen mir weismachen, daß sie weniger den Dichter als die Deutsche Demokratische Republik ins schlechte Licht setzen will. Doch allein der Gedanke ist unzulässig. Wie kann denn ein Staat, der in den Augen einer abendländischen Autorin gar nicht existieren darf, Bücher verbieten? So etwas ist ebenso unzulässig, wie die Tatsache, daß in diesem Staat fast vierzig Bücher von und über Heine herausgegeben worden sind. Irgendwo liegt offenbar ein Irrtum vor.

Heinz Kamnitzer

„Clown Gottes“ als Bestseller

Der russische Tänzer Waslaw Nijinski war kurz vor dem ersten Weltkrieg neben Anna Pawlowa weltberühmt. Kaum zwanzigjährig, feierte er in allen Großstädten Europas und Amerikas Triumphe. Noch nicht dreißigjährig, erkrankte er dann plötzlich unheilbar, lebte aber noch drei Jahrzehnte geistig umnachtet in einer Nervenanstalt in St. Moritz. Mit sechzig Jahren starb er 1950 in London.

Der geistesranke Tänzer pflegte seinen Ärger über seine Umgebung aufzu-

zeichnen. Er berief sich dabei auf Befehle Gottes, nannte sich „Mitglied der Polizei Christi“, kurzum, war religiösen Wahnideen verfallen. Dergleichen traurige Fälle kennt die Schizophrenie leider nicht wenige. Was aber macht der kapitalistische Litcraturbetrieb daraus? In Frankreich erschienen die Aufzeichnungen des geistesgestörten, einstmals gefeierten Tänzers wenigstens noch unter dem zurückhaltenden Titel „Journal de Nijinskij“, Tagebuch Nijinskis. Die deutsche Übersetzung aber glaubte der Ernst-Klett-Verlag in Stuttgart unter dem abgeschmackten, nur auf Sensation spekulierenden Titel „Der Clown Gottes“ herausbringen zu müssen. Pietät . . . W.

Die Peng-Sprache und ihre Folgen

Das Novemberheft der westdeutschen Zeitschrift „Bücherei und Bildung“, eines Fachorgans des Vereins Deutscher Volksbibliothekare, berichtet über eine Umtauschaktion „Schmöker gegen gute Jugendbücher“ in der Stadt Hagen. Innerhalb von vier Stunden gaben Jugendliche, zumeist im Alter von 10 bis 17 Jahren, 20 000 Schmöker ab. Wenn man bedenkt, daß wahrscheinlich nicht einmal die Hälfte aller in Hagen kursierenden Schundhefte erfaßt ist, daß ein solches Heft in der Regel nicht von einem, sondern durchschnittlich von mindestens drei Jugendlichen gelesen wird, daß die Schmutzlektüre für Erwachsene (Silber-Romane, Lore-Romane usw.) nicht mitgerechnet ist und daß Hagen nur 170 000 Einwohner zählt, so kann man den Umfang der sanktionierten Jugendgefährdung durch die Schmutz- und Schundhefte in Westdeutschland annähernd ermessen.

Wilhelm Hoppe, der Verfasser des Artikels, untersucht einige der Hefte und stellt fest, daß „selbst äußerst verwegene und spannungsgeladene Schund-*Texte* die Jugend nur noch in geringerem Maße zu fesseln vermögen, daß die primitivste Art der ‚Lektüre‘, die rohe Bilderfolge mit

verballhorntem, abgekürztem Text, weit mehr Erfolg hat.“ Die Sucht nach solchen Bildheften erfasse auch Erwachsene. Wilhelm Hoppe nennt einige charakteristische Titel solcher Schmökerreihen: „Das vollkommene Verbrechen“, „Frauenscheck wütet im Michigan“, „Der Missionar am Marterpfahl“, „Die Schule der Mörder“. Er weist auch darauf hin, daß die Comics mit unverschämter Arroganz über die normalen Sprachgrenzen hinweggehen: es entstehe die sogenannte „Pengsprache“, die sich nur noch aus Ausrufen wie „Wumm! Oh-o! Tjumm! Auu! Pang! Au-u! Achtung verfl. . ! Patsch! Au . . . auuu! Ach! Klatsch!“ (Interjektionen zweier Seiten der Bildfolge „Hoppalong Cassidy“) zusammensetze, während die mehr oder weniger sadistische Handlung durch die Illustration verdeutlicht werde.

Und wie sehen diese Handlungen aus? „Im siebten Heft dieser Reihe (es handelt sich um eine Serie mit dem Titel „Robinson Crusoe“) wird ein Negerjunge in der ‚Kammer des langsamen Todes‘ auf einer Pritsche festgeschnallt. Genau über ihm hängt eine Giftschlange, deren letzter Wirbelknochen mit Golddraht durchbohrt ist, ‚ein Zustand, der sie zu größter Wut aufstachelt‘, wie es heißt. Mit Hilfe einer Einrichtung, die sogar durch technische Zeichnungen erläutert ist, wird erreicht, daß sich das Reptil langsam, aber stetig in dem Maße herabsenkt, in dem ein Schwimmer in einem langsam sich füllenden Wasserbassin steigt.“

Wilhelm Hoppe berichtet auch von einer westdeutschen Zeitungsnotiz – sie ist nicht die einzige ihrer Art –, nach der ein 15jähriger Münchner Junge nach der Lektüre des Wildwestromans „Der Lyncher“ seinen 5jährigen Spielgefährten am Fensterriegel aufhänge, weil er einmal sehen wollte, wie das ist, wenn ein Kind aufgehängt wird: „Und da gibt es dann noch kluge Leute, die es nicht wahrhaben wollen, daß schlechte Lektüre Jugendliche zu Verbrechen führen kann. Dieses Kind, das da hingemordet wurde, lebte noch, wenn ein gewissenloser Verleger die

Phantasie eines Halbwüchsigen nicht vergiftet hätte.“ Freilich, und wir meinen, daß nicht nur der 15jährige Mörder, sondern vor allem der Verleger des Schundheftes, das zu dem Mord angeleitet hat, und alle seinesgleichen auf die Anklagebank gehören: Walter Lehning (aus dessen Produktion bei der Aktion in Hagen 9000 Exemplare gezählt wurden) und Konsorten.

Angesichts der großen, erwiesenen und eindringlich veranschaulichten Gefahr, die die Jugend Westdeutschlands bedroht, wirkt Wilhelm Hoppes verlegene Schlußfolgerung: „Ein Aufklärungsfeldzug allergrößten Stils tut not“ allerdings wie ein verlorener Witz. Man fühlt sich unter die Schildbürger versetzt, die sich verzweifelt fragen, wie sie Licht ins fensterlose Rathaus bringen sollen.

A. R.

Moralpauke für Norman Mailer

Das amerikanische Magazin „Time“ ist im allgemeinen in Fragen der Moral nicht kleinlich. Um so erstaunlicher, daß dieses Blatt sich kürzlich veranlaßt sah, dem amerikanischen Schriftsteller Norman Mailer (in Deutschland vor allem bekannt durch seinen Kriegsroman „Die Nackten und die Toten“) eine moralische Standpauke zu halten. Daß in diesem Kriegsroman viele erotische Anspielungen und sexuelle Eindeutigkeiten vorkommen, findet die „Time“-Redaktion noch entschuldigbar; schließlich sei ja das Leben amerikanischer Soldaten im Dschungelkrieg gegen Japan geschildert worden. Daß solche Elemente aber auch in dem neuesten Roman von Mailer enthalten sind, der im Milieu des heutigen Hollywood spielt, entfacht den Zorn des Blattes. Man wundert sich hierüber nicht mehr, wenn man an den Schluß der Rezension gelangt. Es stellt sich nämlich heraus, daß Norman Mailer in seinem neuen Buch auch gegen die Schnüffelmethode der verschiedenen Untersuchungskommissionen vom Leder zieht, die heutzutage in Hollywood und Umgebung ihr Unwesen treiben. Die mo-

ralische Entrüstung der „Time“-Redakteure reduziert sich auf das Unbehagen darüber, daß Norman Mailer sich nicht freudestrahlend mit dem Senator McCarthy und dessen unamerikanischen Umtrieben solidarisiert hat.

Viel Staub und Wolke, wenig Orkan

Ein kürzlich erschienener Roman aus der Feder des Westberliner „Kulturwarts“ Günther Birkenfeld, „Wolke, Orkan und Staub“, ist von der gesamten Suhr-Berliner Presse über den grünen Klee gelobt worden. Endlich mal „Dichtung“, „edle Literatur“, „saubere Moral“. Was diesseits des Brandenburger Tores über das Buch gesagt werden würde, nahm man prophetisch vorweg: „Ostzonale Schreiberlinge werden natürlich kein gutes Haar an dem Buch lassen.“ Natürlich. Geben wir also – und zwar ohne ihn gleich als „Schreiberling“ zu beschimpfen – einem westzonalen Kritiker das Wort zu dem Elaborat Birkenfelds. Der Dichter Heinz Piontek erwähnt es in einer Sammelkritik, die in der Stuttgarter „Wirtschaftszeitung“ erschien, ganz am Schluß mit ein paar Sätzen. Sie lauten:

„Das Buch von der Anna Jurchow Liebe, Ehe und Läuterung strotzt von knalligen und sentimentalen Effekten. Birkenfeld schwebt offenbar die epische Dokumentierung der Gegenwart aus dem Blickwinkel des Augenzeugen, also ein Zeitroman, vor. Nach der Lektüre jedoch könnte man meinen, der Autor kenne die Hitlerzeit, den Krieg, die Jahre nach dem Zusammenbruch nur aus den letzten Jahrgängen unserer Illustrierten. Seine Psychologie peinigt, sein Witz zündet nicht, ganz zu schweigen von dem Dreigroschenstil. Zäh, fatal und stocköde geht es so von Kapitel zu Kapitel, bis der Verfasser endlich – endlich! – dem Organisten zuwinkert. Der Choral erbraust, eine heimliche Träne schimmert, und wie tröstlich: Das Leben geht weiter. Berlin bleibt Berlin.“

Wi.

Die Schriftstellerfabrik des Herrn Pfeiffer

„Haben Sie nicht Lust, einen literarischen Mord zu begehen?“ fragt ein gewisser Albrecht Pfeiffer, Manager des Münchner „Gamma Verlags“, in einem Werbeprospekt dieser Firma. Als Freund und Helfer all jener deutschen Schriftsteller, die bisher keinen ordentlichen Kriminalroman zustande gebracht haben, macht er sich anheischig, sie endlich mit den „Gesetzen und Spielregeln“ dieses Genres vertraut zu machen: „Zum Beispiel muß in jedem Krimi eine Leiche vorkommen. Und je toter die Leiche ist, desto besser.“

Das Geheimnis, wie die phantasielosen und unfähigen deutschen Writers endlich durch einen Kriminalroman den „Auftritt zu einer glanzvollen Karriere“ finden können, läßt der Gamma-Chef durch die „Spitzenautoren des Kriminalromans“ Dorothy B. Hughes, George Harman Cox und M. Scott Michel verraten. Nur eine Mark zwanzig kostet der Sonderdruck in Großformat „Das Vergnügen, einen Kriminalroman zu schreiben“. Für denselben Preis ist eine Einführung in den „hartgesottenen Kriminalroman“ zu haben, und für nur dreißig Pfennig mehr erfährt der literarische Klippschüler, wie er den „Start des Kriminalchriftstellers“ selber nachmachen kann. Cleve F. Adams wird in Kürze über „Das WARUM im Kriminalroman“, S. S. Van Dine über „Die klassischen Regeln des Kriminalromans“ einige, nein alle Offenbarungen kundtun. Deshalb: „Versuchen Sie es mit dem Kriminalroman! Schreiben Sie Ihre Wünsche auf eine Postkarte. Zwei Tage später gehen sie in Erfüllung! Versand portofrei gegen Nachnahme.“

Aber dem Albrecht Pfeiffer liegt die Aufgabe am Herzen, die neudeutschen Schriftsteller über den Rang von erfolgreichen deutschen Conan Doyle's hinauszuführen. Er findet es grundsätzlich „jammerschade, daß viele Schriftsteller, die den beruflichen Erfolg schätzen, nicht wissen, daß es Werkzeuge gibt, die ihre Arbeit

wesentlich erleichtern“. Darum offeriert er „eine kleine Liste“ dieser unentbehrlichen Instrumente. „Nur für Anfänger“ hat er die „Erzählkunst“ von Werner Gronwald im Umfang von 32 Seiten DIN A 5, kartoniert, für „nur“ zwei Mark parat. Dreitausend Mark dagegen und mehr für eine Zeile stellt er jedem in Aussicht, der eine „poetischee (so steht es in der Werbung) Ader“ hat und durch die Broschüre von E. A. Franz gelernt hat, wie man Schlagertexte schreibt. Zu den „Werkzeugen für das schöpferische Schaffen“ zählt Herr Pfeiffer ferner „So schreibt man Kurzgeschichten“ von A. Behrmann, das in Ganzleinausgabe für sechs Mark achtzig zu haben ist. Und auf daß einer „aus der Branche“ bezeuge, welch fundamentalen Wert dieses Handbuch hat, läßt Herr Pfeiffer den „bekannten Schriftsteller“ Hans Werner Richter versichern: „Alles, was über die Technik der Kurzgeschichte zu sagen ist, wird hier gesagt.“ Unter diesen Umständen wundert man sich nur, daß Richter weiter schlechte Romane schreibt, statt sich ins kurzgeschichtliche Handwerkzeug zu legen, daß er so über den guten Klee lobt.

Als Universalwerkzeug offeriert der wackere Pfeiffer schließlich das „große Standardwerk“ von Otto Schumann „Das Manuskript“, das auf 753 Seiten „glänzende Darstellungen über alle Formen der Wortkunst auf den Gebieten: erzählende Prosa, Theater, Film, Rundfunk, Dichtkunst, wissenschaftliche Manuskripte, Rechtsverhältnisse usw.“ enthält. Dieses unentbehrliche Rüstzeug für bundesrepublikanische Autoren kostet „nur“ neununddreißig Mark fünfzig und ist „auch in bequemen Monatsraten erhältlich“ – in diesem Falle erhöht sich bei dreimonatigem Kredit der Preis auf dreiundvierzig Mark fünfundvierzig. Das muß sogar für Hungerleider zu schaffen sein, bringen sie nur die wahre Liebe zur Literatur mit.

Jedem aber, der eines Tages in die Akademie für Sprache und Dichtung in

Darmstadt aufgenommen zu werden hofft, eröffnen „DIE GROSSEN DREI, Fernlehrgänge zur vollständigen Ausbildung zum Schriftsteller“ verlockende Perspektiven. Herr Pfeiffer versichert in schönstem Akademiedeutsch: „Es sind bereits schon mehrere 100 000 Schriftsteller in aller Welt durch diese Schule gegangen. Viele von ihnen haben Bestseller geschrieben, Bücher, die ihren Verfassern ein Vermögen einbrachten!“ Wer noch weniger Deutsch kann als Herr Pfeiffer, darf den „Deutschlehrgang mitmachen“. Wer bereits schreiben kann, wird in die „Hohe Schule des Schreibens“ eingeführt. Und wer bereits Sätze bilden kann, ist würdig, in die „Technik der Erzählkunst“ eingeweiht zu werden. Herr Pfeiffer, aus ganzem Herzen um den präsumtiven Autor wie um die große deutsche Literatur von morgen bemüht, empfiehlt in jedem Falle dringend, ausführliche Prospekte anzufordern: „Um diese Zeit schreibt es sich am besten! Um diese Zeit wird am meisten gedruckt! Bestellen Sie daher heute!“ Nur schade, daß er gerade hier den Preis verschweigt. Man hätte gar zu gern gewußt, wie billig diese hochbedeutsame Förderung deutscher Sprache und Literatur zu stehen kommt. Oder, um es anders auszudrücken, wie hoch Herr Pfeiffer die Gimpel einschätzt, die auf ihn hereinfallen.

Wir wissen nicht, ob dieser Albrecht Pfeiffer nur ein Schwabinger Schlawiner ist, der meint, selber schon bis zum Gamma gekommen zu sein, während sich andere noch mit dem Alpha herum-schlagen, oder ob er bewußt amerikanische Methoden in die deutsche Schriftstellerei und was darunter verstanden wird hinein-tragen will. Denn um die Übernahme einer für amerikanische Verhältnisse typischen Form von literarischer Hochstapelei handelt es sich bei seinen Verlagserzeugnissen. Brauchte die deutsche Literatur wirklich diese Art Elementarschule, diesen sonderbaren Nachhilfeunterricht, so wäre es schlecht um sie bestellt. Aber das Angebot, „perfekte“ literarische Mörder heranzubilden, überfordert wirklich die

Bereitschaft zur Nachsicht, die man gegen-über solcher Bauernfängerei aufbringen kann. Hier beginnt die „Verlagstätigkeit“ kriminelle Aspekte anzunehmen. Zu erwarten, daß sich der Staatsanwalt dafür interessiert, wäre natürlich illusorisch. Aber in aller Öffentlichkeit sei ausgesprochen, daß hier das Schlawinertum in ein literarisches Gangstertum umzuschlagen beginnt, von dem es in der Bundesrepublik nachgerade schon genug gibt.

Dr. E. S., München

Ein Hilferuf

Die westdeutsche Schillergesellschaft hat kürzlich in einem Brief an das Landratsamt Ludwigsburg dagegen protestiert, daß in unmittelbarer Nähe des Schillermuseums in Marbach eine große Hafenanlage gebaut werden soll. Es heißt in dem Brief: „Der letzte Rest der ursprünglichen Flußlandschaft wird mit dem Ausbau des Hafens verlorengehen. Dazu kommt, daß, wie die Rußentwicklung des Kraftwerkes und die Bauarbeiten an der Schleuse beweisen, durch die Verschmutzung und den Lärm, die die geplanten Industrieanlagen notgedrungen mit sich bringen, die Arbeit und die wertvollen Schätze des Museums Schaden erleiden.“

Wenn man von dem schlechten Deutsch absieht, in dem der Brief verfaßt ist, können wir dem Protest nur beistimmen.

Interesse für Transparentitis

Harald Hausers sachkundige Diagnose der „Transparentitis“ in unserer Republik (NDL 1/56) hat nicht nur in unserer eigenen Presse ein Echo gefunden; vielmehr und lauthaller war das Echo in westdeutschen Zeitungen und Rundfunkstationen, ja sogar aus der Schweiz erreichte uns ein Widerhall.

Der Tenor dieser Kommentare lautete, Hauser habe sich, die Transparentitis bekämpfend, in ein halbsbrecherisches Abenteuer eingelassen; man sparte nicht damit, ihm Unannehmlichkeiten und offizielle Ruffel zu prophezeien.

Es scheint so, als ob die westdeutschen Zeitungen großen Wert darauf legten, daß in unserer Republik die Transparentitis auch weiterhin grassieren möge: Das wäre noch ein weiterer Grund, dieser Seuche ernsthaft zu Leibe zu rücken.

Lothar und die Literatur

„Wer sich ein Bild von diesem Zweig der deutschen Literatur machen will – der Lehrer, der Buchhändler wie überhaupt jeder literarisch Interessierte und vielleicht der um ein eigenes Urteil bemühte Politiker –, wird an dieser in ihrer Art einmaligen Veröffentlichung vorbeigehen können.“

So steht es im Klappentext eines Buches geschrieben, das kürzlich im Limes Verlag Wiesbaden erschienen ist. Klappentexte übertreiben bekanntlich immer, aber diese vom Verlag dermaßen angepriesene Neuerscheinung ist „in ihrer Art“ wirklich „einmalig“. Ihr Autor heißt Lothar von Balluseck, sein Erzeugnis hat er betitelt: „Dichter im Dienst.“ Damit meint er nicht etwa jene Autoren in Westdeutschland, die sich in den Dienst der Zigarettenreklame gestellt haben, auch nicht jene, die ihren dienstbaren Pegasus vom „Kulturkreis“ der westdeutschen Schwerindustrie füttern lassen: In Westdeutschland gibt es keine Dichter im Dienst, dort sind die Dichter frei wie die Lerchen in der Luft.

Um so mehr müssen die Dichter aber in der Deutschen Demokratischen Republik dienen; das belegt Lothar von Balluseck auf fast 75 Seiten. Dieses Geschick stand zwar nicht in den Sternen geschrieben, wohl aber in den Werken von Tschernyschewski und Belinski: Diese beiden waren es, die, nach Kenntnis Ballusecks, die „russische Kunsttheorie“ erfunden haben; nach ihrer Pfeife haben noch heute alle zu tanzen. Wie sehr Balluseck es wohl bedauern mag, daß nicht auch der Marxismus eine „russische Erfindung“ ist?

Erstaunlich ist immerhin, wieviel Ignoranz der Autor in diesem schmalen Büch-

lein untergebracht hat. Er gibt von allen Schriftstellern aus unserer Republik, die er in sein Bändchen aufgenommen hat, auch immer eine Textprobe. Und hier eine Textprobe von Balluseck: „Darin, daß sie (die deutschen kommunistischen Schriftsteller) das Böse nicht als Urphänomen, sondern als Folgeerscheinung begriffen, unterschieden sie sich nicht von den ‚bürgerlichen‘ Lehrern der Epoche, von Freud etwa, der das Grundübel der Menschheit in gewissen Verdrängungen, oder von Klages, der den Geist zum Widersacher der das Leben rein bewahrenden Seele erklärte. Sie standen gegen den Besitz auf wie Freud gegen die Unterdrückung des Triebhaften und Klages gegen die Herrschaft des Intellekts, aber wenn sie Konzerngewaltige und Kanonenkönige für das Unglück der Welt verantwortlich machten, wenn sie Brüchiges, rissig Gewordenes bekämpften, dann setzten sie den Hebel bei den gesellschaftlichen Institutionen an: Die Weltenwende mußte von den Institutionen ihrer Partei her kommen.“

Daß Schriftsteller das Böse nicht als „Urphänomen“ begreifen, mag noch hingehen, daß sie gegen die Unterdrückung der Triebe aufstehen oder gegen die Herrschaft des Intellekts wettern, scheint verzeihlich: Nicht verzeihlich ist es aber, daß sie sich gegen Kanonenkönige wenden und noch dazu den Hebel bei den gesellschaftlichen Institutionen ansetzen.

Bisher hat man in Westdeutschland meist so zu tun versucht, als ob es in unserer Republik keine Literatur gäbe; Brecht etwa wurde nur als Ausnahme und Bestätigung der Regel betrachtet. Balluseck gibt immerhin zu, daß es bei uns eine Literatur gibt; er bescheidet sich, nachzuweisen, daß diese Literatur eben keine Literatur sei. Bei etwas Wohlwollen kann man darin sogar einen gewissen Fortschritt erblicken; das Totschweigen allein reicht anscheinend nicht mehr aus.

In einer Anmerkung spricht Balluseck dem Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen für „vielfältige Unterstützung bei der Sammlung des Quellenmaterials“ sei-

nen Dank aus; der bibliographische Teil seines Buches enthält aber manche Ungenauigkeiten und Fehler. Wir hatten zwar im Kaiser-Ministerium keine literarischen Neigungen vermutet, aber doch geglaubt, daß sich wenigstens die Archive in einem brauchbaren Zustand befänden.

G. C.

Nachwuchspreise für Sechzigjährige

Unter diesem Titel veröffentlichte die Hamburger Zeitung „Die Welt“ kürzlich einen Kommentar, der sich mit der Verleihung eines vom Bremer Senat zur „Nachwuchsförderung“ gestifteten Literaturpreises an Ernst Jünger befaßt. Wenn Ernst Jünger nicht schon so alt wäre, dann hätte die Zeitung gegen diese Preisverleihung anscheinend nichts einzuwenden gehabt; ob jünger oder älter, uns scheint Ernst Jünger in keinem Fall für einen solchen Literaturpreis geeignet. Interessant ist immerhin, welche Art von „literarischem Nachwuchs“ der sozialdemokratische Bremer Senat für preiswürdig gehalten hat.

Unsere schönsten Bücher

„Die schönsten Bücher des Jahres 1955“ waren ausgezeichnet worden, 45 Stück an der Zahl, die graphisch und typographisch hervorragenden Werke aus 22 Verlagen, und schon wenige Stunden, nachdem die stummen und doch so beredten Preisträger, von geschickter Hand dirigiert, zu einer Ehrenschau im Zeitungspavillon in der Friedrichstraße Aufstellung genommen hatten, konnte man die Berufsbibliophilen aus beiden Teilen unserer Stadt mit skeptisch-kennerischen Mienen sich vor allen Vitrinen drängen sehen. Aber auch die ganz gewöhnlichen Freunde des Buches, die es in Deutschland bekanntlich in jedem Berufszweig und in jedem Hause gibt, haben sich im wahrsten Sinne des Wortes gegenseitig die Klinken zum Ausstellungsraum in die Hand gegeben.

Obgleich in letzter Zeit einige besorgte

Stimmen mahndend auf so manches Versäumnis oder auf die mangelhafte und überalterte technische Ausstattung mancher Druckereien hingewiesen haben, kann man getrost laut aussprechen, daß wir uns unserer Produktion nicht zu schämen brauchen. Die von der Jury (der unter anderem Facharbeiter aus der polygraphischen Industrie, Vertreter des Buchhandels und Bibliothekswesen, Typographen, Graphiker, Hersteller, Vertreter des Verbandes bildender Künstler angehörten) ausgezeichneten Werke beweisen, daß auf polygraphischem Gebiet im letzten Jahre viel aufgeholt und so manche frühere Spitzenleistung überboten wurde.

Es fällt einem schwer, aus den ausgewählten Büchern noch einmal einige auszuwählen, um sie an dieser Stelle nennen zu können. Den meisten unserer Leser dürfte die wunderschöne Geburtstagsausgabe der Gesammelten Werke Thomas Manns (Gestaltung: Karl Gossow) und die Ausgabe der Stücke Bertolt Brechts (Gestaltung: John Heartfield) bekannt sein, die der Aufbau-Verlag besorgt hat. Da sind die Einzelausgaben der Werke Theodor Fontanes (Verlag Das Neue Berlin – Gestaltung: Werner Rouvel und Heinz Hellmis); die von Erich Arendt vorzüglich nachgedichteten Neruda-Verse „Die Trauben und der Wind“, die der Verlag Volk und Welt (Gestaltung: Werner Klemke und José Venturelli) herausgebracht hat; die geschmackvolle Ausgabe der „Römischen Elegien“ mit Zeichnungen von Professor Max Schwimmer (Verlag der Nation – der für die Einbandgestaltung verantwortliche Graphiker ist leider nicht angegeben); die von uns schon bei früherer Gelegenheit hervorgehobene „Deutsche Schriftkunst“ von Albert Kapr (Verlag der Kunst) oder die „Holzschnitte“ des Petrarca-Meisters“ (Henschelverlag – Gestaltung: Horst Erich Wolter). Nicht vergessen werden darf das endlich einmal in repräsentativer Form erschienene „Manifest der Kommunistischen Partei“ (Gestaltung ebenfalls Horst Erich Wolter), wofür dem Dietz

Verlag zu danken wäre. Bedauerlich allerdings ist, daß die Auflage – wie es scheint – allzu klein war, so daß kaum ein Exemplar dieser Ausgabe im Buchhandel zu sehen gewesen sein dürfte. Aber auch die (freilich nicht preisgekrönte) neue Form der „Bücherei des Marxismus-Leninismus“, deren erster Band das „Manifest“ ist, zeigt nicht allein, daß die alte Reihe in ihrer Gestaltung unbefriedigend, fast unwürdig war, man erkennt auch, daß wir in unserer Buchherstellung ein gutes Stück vorwärtsgekommen sind.

Doch nicht nur die Bücher, die im Januar in der Deutschen Bücherei zu Leipzig preisgekrönt worden sind, sprechen für die guten Taten, die sich auf diesem Gebiete vermerken lassen. Man blicke ins Schaufenster oder greife ins Regal: „Adel im Untergang“ und die anderen Bücher Ludwig Renns (Aufbau-Verlag – Gestaltung: Werner Fahr), die Werke Romain Rollands (Verlag Rütten & Loening – Gestaltung: Wolfgang Eichhoff), „Die Steine von Bombay“ von David Martin und eines der letzten Bücher unseres ermordeten Freundes Fritz Jensen: „Erlebtes Vietnam“ (Dietz Verlag – beide von Hans Kurzhahn gestaltet) – sie alle und noch einige mehr sind wirklich unsere schönsten Bücher.

ar

Von Schiller oder von Goethe?

(II)

Die Frage, wem das 48. Stück der „Xenien“ zuzuschreiben sei, ob Schiller (wie unsere Freunde vom „Aufbau“ meinten) oder Goethe (wie wir nachgewiesen zu haben glauben), hat unsere Diskussionspartner nicht ruhen lassen. In ihrem Februarheft unterbreiten sie der Öffentlichkeit die aufsehenerregenden Ergebnisse weiterer einschlägiger Forschungen. Dabei gelingt es ihnen in wirklich anerkennenswerter Weise, das Eingeständnis zu umgehen, daß ihnen, was ja jedem mal passieren kann, ein Irrtum unterlaufen ist.

Der an uns gerichteten Aufforderung folgend, haben auch wir uns daraufhin von neuem in Bibliotheken und Archiven umgetan. Ein glücklicher Zufall ließ uns auf ein bisher unbekanntes Epigramm stoßen, das zweifellos als 415. Stück den „Xenien“ angereicht werden muß und geeignet ist, der interessanten Diskussion neue Nahrung zu geben. Es lautet: *Irren ist menschlich, und niemand noch ist, weil er's zugab, gestorben. | Aber, Freunde, ihr führt nur einen Eiertanz auf!*

Von Schiller oder von Goethe oder vielleicht sogar von Schiller? Wir empfehlen das hier auftauchende neue Problem dem bewährten Scharfsinn unserer Freunde.

H. K.

Kleine Chronik

In der neuesten Nummer der Zeitschrift „Die Deutsche Literatur“, die von der japanischen Gesellschaft für Germanistik in Tokio herausgegeben wird, findet man auch einen größeren Beitrag über „Heine in Japan“. Der Aufsatz gibt eine Übersicht über die vielen Übersetzungen Heines, die seit etwa 70 Jahren in Japan erschienen sind.

Im Progreß-Verlag, Düsseldorf, erscheint seit Januar dieses Jahres eine neue Zweimonatsschrift für Kunst, Literatur und Wissenschaft, betitelt „Geist und Zeit“. Redakteur der Zeitschrift ist Herbert Burgmüller. Die Zeitschrift „Heute und Morgen“, die bisher im Progreß-Verlag veröffentlicht wurde, hat ihr Erscheinen eingestellt. Über die Zeitschrift „Geist und Zeit“ werden wir noch ausführlich berichten.

Im volkseigenen Verlag für Buch- und Bibliothekswesen in Leipzig ist ein umfangreiches Verzeichnis der neueren und wichtigsten älteren Ausgaben Schillers, der Biographien, Würdigungen und Inszenierungen erschienen. Gleichzeitig wird eine Einführung in Schillers Hauptwerke gegeben.

Die dänische Literaturzeitschrift „Dialog“ druckte in ihrem Dezemberheft den Beitrag „Provokatorische Bemerkungen zur jungen Lyrik“ von Rudolf Greulich nach, der im Septemberheft unserer Zeitschrift erschienen war. Zugleich informiert die dänische Literaturzeitschrift ihre Leser ausführlich über den Inhalt des Oktoberheftes der „Neuen Deutschen Literatur“. Besonders hervorgehoben wird die „lebendige und interessante“ Diskussionsrubrik. Im gleichen Heft berichtet „Dialog“ ausführlich über die Zeitschrift „Bildende Kunst“, die vom Verband bildender Künstler Deutschlands herausgegeben wird.

4000 Titel von Büchern, die in der DDR erschienen sind, bietet die kürzlich eröffnete „Limmat-Buchhandlung“ in Zürich an. In reicher Auswahl ist vor allem die technische, naturwissenschaftliche und schöpferische Literatur vertreten.

Eine Ausstellung amerikanischer Literatur wurde in der Leningrader „Saltykow-Schtschedrin-Bibliothek“ eröffnet. Neben Werken von Howard Fast, Albert Maltz

und Ernest Hemingway werden Erstausgaben von James Fenimore Cooper, der Novellen Edgar Allan Poes und der Dichtung „Hiawatha“ von Longfellow gezeigt.

„Das Kreuz von Vaianica“, der im Verlag Das Neue Berlin erschienene Roman von Karl Reiche, den bereits zwei westdeutsche Tageszeitungen in Fortsetzungen veröffentlicht haben, erscheint nunmehr auch in der holländischen Zeitung „De Waarheid“.

Im Dezemberheft der progressiven amerikanischen Zeitschrift „Masses & Mainstream“ erschienen größere Auszüge aus der Erzählung von Anna Seghers „Der Mann und sein Name“.

Wir gratulieren

Der Lessingpreis wurde in diesem Jahr vom Minister für Kultur, Johannes R. Becher, an den jungen Dramatiker Peter Hacks und an den Kritiker Fritz Erpenbeck verliehen. Wir beglückwünschen beide Autoren zu dieser Auszeichnung.

O diese Sprache!

Denken – Sprechen – Handeln

In einer offenen Korrespondenz ermahnte Frau Dr. Lüders, die Alterspräsidentin des westdeutschen Bundestages, ihre Amtskollegen, wieder Deutsch zu lernen:

„Ein ‚team‘ von politischen ‚Managern‘ saß beim ‚round-table‘-Gespräch zusammen, um durch ihren ‚Einsatz‘ aus der ‚Sicht echter‘ Verantwortung einen ‚globalen‘ Plan zu ‚aktivieren‘, durch den ihre ‚zutiefst‘ empfundenen Interessen keine ‚Verschlechterung‘ erfahren‘, sondern so ‚verankert‘ – wenn nötig ‚geistig cementiert‘, noch besser ‚betoniert‘ – würden, daß sie ‚letzten Endes‘ auf allen ‚Ebenen‘ durch neufassende ‚Integration‘ zur ‚Lösung‘ gebracht‘ werden, und alle das überwäl-

tigende ‚Erlebnis‘ supranationaler ‚Verbundenheit‘ im Zeichen allseitiger ‚Betreuung‘ ‚erfahren‘ können, die allein wirklich ‚constructive Conceptionen‘ zur ‚Erfüllung‘ bringen‘ kann, die also nicht mehr nur auf dem nationalen ‚Sector‘ vereinzelt ‚im Raum stehen‘, sondern auch ‚aus der Optik‘ eines geordneten ‚time management‘ in ‚einmaliger Gesamtschau‘ allen ‚zur Verdeutlichung bringen‘, daß es höchste Zeit ist, wieder Deutsch zu lernen. – Guten Erfolg ‚in Betreff‘ Deutsch wünsche ich allen Fraktions-, Partei-, Parlaments- und Ressortdeutschen.“

Unsere volle Sympathie gehört diesem Bemühen, die Bonner Abgeordneten dafür zu gewinnen, daß sie Deutsch sprechen.

Der zweite Schritt aber wäre, sich unse-

rer Muttersprache in geeigneter Weise zu bedienen – vor allem bei dem längst bitter notwendig gewordenen round-table-Gespräch zwischen Landsleuten, Deutschen. Alle Kräfte gilt es einzusetzen, damit die Aussichten auf Erfüllung jener globalen Pläne des teams von politischen Managern nach einem geordneten time-management eine weitere ernsthafte Verschlechterung erfahren.

Allseitig

Lange Zeit hatte niemand das Wörtchen im Duden beachtet; es war dort verzeichnet, blieb aber unbemerkt wie ein Mauerblümchen und wurde nur selten angewandt. Eines Tages flocht eine bekannte Persönlichkeit, ohne sich dessen zu versehen, das Wort in einen Satz ein. In den Zeitungen wurde der Satz fett abgedruckt, denn er sagte etwas Wichtiges und Richtiges. Und so wurde jenes Mauerblümchen, plötzlich entdeckt, zu einem Bestandteil unseres Superlativschatzes. Das allseitige Interesse der Leser und Hörer wurde in Tageszeitungen und Rundfunksendungen, in Fußballreportagen und Betriebsversammlungen auf das kleine Attribut gelenkt. Allseitig wurde es in die Hirne gehämmert und in die Ohren posaunt. Zum guten Ton eines anerkannten Referenten gehört es nunmehr, daß er es mindestens zwanzigmal in ebensoviel Minuten ausspricht.

Weil das Wort neuerdings sogar schon in einige Dichterstuben gedrungen sein soll, weil es uns mit seinen gedankenlosen Wucherungen unablässig bestürmt, müssen wir uns dagegen – wahrhaftig, weiß jemand ein anderes Wort? – allseitig schützen. Wie wäre es, wenn wir es einfach fortließen? Das ist nämlich bewiesenermaßen fast immer der Schönheit des Satzes und der Prägnanz des Gedankens ungemein zuträglich. *Gerhard Jaritz*

Schärfen oder verfeinern?

„Zur Schärfung des Sprachgefühls“ – so lautet der Titel eines Werkes von Hermann Dunger, das 1927 im Verlag des

Deutschen Sprachvereins erschienen ist und auf das wir letzthin in einem Antiquariat stießen. Sein Inhalt ist interessant und anregend: 275 Beispiele für fehlerhafte Satzbildungen sind aus Presse- und Buchpublikationen ausgewählt, dann analysiert und korrigiert worden. Die Sprachverlotterung unserer Tage hat, wie sich zeigt, recht tiefe Wurzeln.

Was uns hier interessiert, ist der Titel des Werkes. Es will uns scheinen, als hätte bei seiner Formulierung den Autor selbst sein sonst recht sicheres Sprachgefühl im Stich gelassen: ist es richtig, von *Schärfung* eines *Gefühls* zu sprechen? *Schärfen* kann man einen Sinn, ein Gefühl hingegen kann man nur *verfeinern*.

Indignor quandoque bonus dormitat Homerus, es ist ärgerlich, wenn selbst der sonst so wachsame Homer es an Wachsamkeit fehlen läßt, und dies ausgerechnet sich selbst gegenüber...

Der Punkt

Liebe NDL!

Was hat sich einer Ihrer Mitarbeiter gedacht, als er seine Ausführungen begann: „Ich möchte hier und heute *nur einen Punkt anschneiden*, der meines Erachtens auf dem Kongreß eine Rolle spielen sollte.“ Bestimmt hat er nicht an den Punkt als geometrischen Begriff gedacht, der, wie man weiß, dimensionslos ist, den man daher nicht anschneiden kann, aber ebensowenig wohl auch an den Punkt im übertragenen Sinn, der nicht zum *Angeschnittenwerden*, sondern zum *Behandelt-* oder *Erledigtwerden* auf einer Tagesordnung steht. Die Wendung „einen Punkt anschneiden“ ist wahrscheinlich durch Übertragung von „ein Thema anschneiden“ entstanden. Aber die Analogie zu einem angeschnittenen Brot, hier als Bild berechtigt (weil ein Thema etwas Umfassendes ist), ist es dort nicht. Und die Wendung „einen Punkt anschneiden“ wird auch dadurch, daß sie in letzter Zeit häufig auftaucht, nicht überzeugender.

Georg Mairwald

Schwarz eingerahmt

Heine und die Lorelei

Es ist eigentlich ziemlich bekannt, daß Heinrich Heine mit seinem Lied „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ die Lorelei weltbekannt gemacht hat. Nichts davon weiß allerdings ein gewisser Dr. Th. Siewke aus Wiesbaden. Herr Dr. Siewke hat nämlich eine Art Reiseführer herausgegeben, eine Reliefkarte, die den wißbegierigen Reisenden auf seiner Rhein-fahrt begleiten soll. Natürlich weist Dr. Siewke auch auf die Lorelei hin: „Lorelei (Lurley), 300 m hoher Fels, weltbekannt durch die Balladen von Clemens Brentano, Eichendorff u. a.“

Im ersten Augenblick nahmen wir an, daß dieser Reiseführer noch ein Überbleibsel aus der Hitlerzeit sei, aber nein: bei Bonn ist z. B. auch das Bundeshaus verzeichnet. Es ist überhaupt alles verzeichnet, nur eben die Tatsache nicht, daß die Lorelei gerade durch das Lied Heines

weltbekannt geworden ist. Nur weiter so, Herr Dr. Siewke, bald haben Sie die Vergangenheit wieder eingeholt.

Erarbeiten!

„Schriftsteller der Deutschen Demokratischen Republik und ihre Werke“ heißt eine „vom Zentralinstitut für Bibliothekswesen erarbeitete“ Zusammenstellung, die der Verlag für Buch- und Bibliothekswesen, Leipzig, kürzlich veröffentlicht hat. Dieses Büchlein ist seit langem schon bitter notwendig und verdiente Lob, wenn es nicht, wie man schon bei flüchtigem Durchblättern erkennen kann, sehr unzuverlässig wäre. Nicht nur, daß Kritiker fehlen, die, wie Hans Mayer nach 1945 nicht nur „ein Werk in Buchform“ veröffentlicht haben, es fehlt zum Beispiel auch die Schriftstellerin Berta Waterstradt, die schon vor Jahren mit einem Nationalpreis geehrt worden ist. Kurzum: es wäre gut, wenn das Zentralinstitut für Bibliothekswesen recht bald eine wirklich vollständige Übersicht *erarbeiten* würde.

Zu unseren Beiträgen

Heinrich Manns Aufruf für ein Heine-Denkmal in Düsseldorf entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Aufbau-Verlages dem ersten Band der „Essays“ (11. Band der Gesammelten Werke in Einzelausgaben). Noch im März, zum 85. Geburtstag des großen deutschen Schriftstellers am 27. März, wird der zweite Band Essays erscheinen.

Aus dem neuen Roman von Eduard Claudius, „Von der Liebe soll man nicht nur sprechen“, bringen wir die ersten beiden Kapitel zum Vorabdruck.

Horst Salomon aus Oberschlema, 27 Jahre alt, Mitglied des Arbeitskreises junger Autoren im Kreis Aue/Sa., ist Meister der Arbeit I. Klasse und Träger des Ehrenzeichens für Grubenrettungsdienst.

Die Erzählung Karl Mundstocks entnehmen wir einem gesamtdeutschen Almanach, der demnächst im Mitteldeutschen Verlag, Halle, herauskommt. s

Der vierzigjährige indische Publizist Balwant Gargi lebt in Neu-Delhi; er war im vergangenen Jahr mehrere Wochen in der DDR zu Gast.

Der junge chinesische Germanist Ye Fung-dshë, aus dessen Feder wir in unserem Februarheft den Gedenkartikel „Die Märtyrer von Schanghai“ brachten, ist Assistent der Fremdsprachenabteilung an der Nanking-Universität. Er hat Werke von Anna Seghers, Friedrich Wolf und anderen ins Chinesische übersetzt. Seinen Artikel für die NDL verfaßte er in deutscher Sprache.

Deutsche Heine-Literatur 1945 bis 1954

Die folgende Zusammenstellung der seit Kriegsende in Deutschland erschienenen Heine-Literatur erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Für Hinweise auf nicht angeführte Werke oder Artikel sind wir dankbar, wir werden sie gegebenenfalls später in einem Nachtrag veröffentlichen. Unsere Absicht war, allen Interessierten ein Arbeitsmittel in die Hand zu geben, das ihnen, so unvollkommen es sein mag, sicherlich willkommen und nützlich sein wird.

I. Werke über Heine

Heinrich Meyer-Benfey: *Heine und seine Hamburger Zeit*. Hamburg 1946, 40 Seiten

Oskar Meyer: *Heine – der politische Dichter*. Kleine Schriftenreihe vom Presse-dienst der VVN, Düsseldorf 1947, Heft 8, Seite 494–96

Heine-Almanach 1947. Heine-Verlag 1947, 117 Seiten. Inhalt: Heinrich Mann: „Ein braver Soldat im Befreiungskrieg der Menschheit“. Heine: Gedichte – Gedanken – Einfälle. Peter A. Gerhard: „Die Mouche“ (Skizzen um Heine)

Herbert Eulenberg: *Heine*. Aufbau-Verlag, Berlin 1947, 95 Seiten

Walther Pollatschek: *Heine*. Gadernheim – Neckargmünd 1947, 143 Seiten

Heine – Leben und Werk. Zentralrat der FDJ, Verlag Neues Leben, Berlin 1947.

Pariser Tagebuch, Eingeleitet von Wilhelm Bölsche. Mengen, Heine-Verlag 1948. 148 Seiten

J. Stern: *Heine – der Dichter der Demokratie*. Neue Welt, Berlin 1947/23, Seite 75. Als Buch: *Heine – der Dichter der Revolution*. Berlin 1948, 67 Seiten

Friedrich Hirth: *Heine – Bausteine zu einer Biographie*. Mainz 1948, 183 Seiten

Horst Krüger: *Die freie Kunst als ästhetisches Prinzip*. Dissertation, Würzburg 1949

Ernst Alker: *Geschichte der deutschen Literatur* (1830 bis Gegenwart). Band I, Seite 83 und 103, Stuttgart 1949

Walter Vontin: *Heine – Lebensbild des Dichters und Kämpfers*. Berlin 1949, 184 Seiten

Friedrich Hirth: *Heine und Rothschild* (Mit 21 ungedruckten Briefen). Erschienen 1915, Neudruck in: *Heine – Bausteine zu einer Biographie*, Mainz 1950. Seite 101

Heinrich Spiero: *Geschichte des deutschen Romans*. Berlin 1950, Seite 105

Wingolf Scherer: *Heine und der Saint-Simonismus*. Dissertation, Bonn 1950

Friedrich Hirth: *Heines Aphorismen*. In „Bausteine zu einer Biographie“, Mainz 1950

Marx und Engels: *Über Kunst und Literatur*. Henschel-Verlag, Berlin 1950

Hugo Streisand: *Ein halbes Jahrhundert mit Büchern* (1901–1951). Berlin 1951, Seite 7–8: „Ein unbekannter Heine?“

Walther Victor: *Marx und Heine* (Tatsache und Spekulation in der Darstellung ihrer Beziehungen). Henschel-Verlag, Berlin 1951, 159 Seiten. 3. Aufl. 1953

Friedrich Hirth: *Ein ungedrucktes Gedicht und seine Geschichte*. (Heine: „Der Sonnenaufgang“). In: „Genius“, Band II, 1948–50, Heft 2, Seite 78

Paul Reimann: *Heine – Kritik der Romantik und des Realismus*. In: „Über realistische Kunstauffassung“, Dietz Verlag, Berlin 1952, 4. Auflage

Walter Pabst: *Heine im Spiegel der italienischen Dichtung und Kritik*. Romanisches Jahrbuch, Band III, Seite 210, Hamburg 1952

Georg Lukács: *Heine als nationaler Dichter*. In: „Deutsche Realisten des 19. Jahrhunderts“, Aufbau-Verlag, Berlin 1952

Werner Ilberg: *Unser Heine – eine kritische Würdigung*. Berlin 1952, 171 Seiten

Günter Franz: *Heine*. In: „Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte“, München 1952, Seite 317

Joachim Müller: *Marx und Heine*. In: „Hefte zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse“, Heft 47, Berlin 1953

Martin Greiner: *Zwischen Biedermeier und Bourgeoisie*. (Ein Kapitel deutscher Literaturgeschichte im Zeichen Heines), Leipzig 1954

Heine-Biographie. In: „Große Sowjet-enzyklopädie“, Reihe: „Kunst und Literatur“

II. Artikel in Zeitschriften und Zeitungen

Ferdinand Lion: *Fragment über Heine*. „Das Goldene Tor“, 1946, Seite 107–14

Ludwig Marcuse: *Geschichte des Heine-Denkmal in Deutschland*. „Das Goldene Tor“, 1946/2, Seite 129–35

Walter Wadepuhl: *Das Bronze-Medaillon Heines*. „Monatshefte für den Deutschunterricht“, Band 38, 1946, S. 97

Walter Hanseemann: *Und noch eine Heine-Entdeckung*. „Nordwestdeutsche Hefte“, 1946/3, Seite 23

Friedrich Hirth: *George Sand und der charmante Gott*. „Das Goldene Tor“, 1946/2

Axel Eggebrecht: *Ein seltsamer Heine-Freund* (Dietrich Eckart). „Nordwestdeutsche Hefte“, 1946/3

Wolfgang Goetz: *Verteidigung eines Dichters*. „sie“, Berlin 1947, Nr. 49

Herbert Eulenberg: *Heine – ein deutscher Dichter*. „Freiheit“ Mainz, 2. Juli 1947

Wilhelm Matull: *Wiedergeburt Heines?* „Denkendes Volk“, 1946/47, Seite 371

Günther Cwojdrak: *Kultus des schlechten Gewissens*. „Aufbau“ 1947, Seite 294, und „Die Welt“ 1946/84

Günther Cwojdrak: *Heine und die Heutigen*. „Der Start“ 1947/50

Dietrich: *Heine und die russische Literatur*. „Tägliche Rundschau“ 16. 12. 1947

Der soziale Dichter Heine. „Das Buchgewerbe“ (Sonderbeilage) 1947/12

Der politische Dichter Heine. „Heute und Morgen“, Schwerin, 1947/8

E. Reich: *Heine als revolutionärer Dichter*. „Zeit im Bild“, Dresden, 1947/23

Walther Victor: *Heines politische Problematik*. „Heute und Morgen“, Schwerin, 1947/8

Hans Hein: *Besuch bei Heine*. Weltbühne 1947/Seite 1008. (Dichtung)

Hans Kralik: 1945 – *Abschied vom Heines Grab*. „Freiheit“, Mainz, 12. 12. 1947

Friedrich Hirth: *Festvortrag zum 150. Geburtstag Heines*. „Schriftenreihe vom Pressedienst der VVN“, Düsseldorf 1947, Folge 2, Seite 55

Friedrich Hirth: *Heine in Paris*. „Neues Europa“ 1947/24, Seite 22

Franz Hammer: *Heine zum 150. Geburtstag*. „Thüringer Volkskalender“ 1947, Seite 59

Erich Lichtenstein: *Heines Heimkehr*. „Aufbau“ 1947/12

Erich Sielaff: *Heine – Mensch und Werk*. „Heute und Morgen“, Schwerin, 1947/8, Seite 485

M. Stammer: *Heine zum Gedächtnis*. „Die Lehrerergewerkschaft“, 1947/10, Seite 73

P. Theek: *Heine*. „Junges Leben“, 1947/12, Seite 6

Friedrich Hirth: *Heines letzte Liebe*. „Das Goldene Tor“, 1947, Seite 408

Otto Flake: *Heine*. „Prisma“, 1947/4, Seite 30

E. Hoffmann: *Heines Mutter*. „Der Weg“, Berlin 1947/50, Seite 5

Georg Gustav Wießner: *Der Volksbildner Heine*. „Denkendes Volk“, 1946/47, Seite 374

Walter A. Berendsohn: *Das Wort als Waffe – zum Gedenken an Heine*. „Der Bogen“, 1947/12, Seite 4

Viktor M. Mai: *Ein Brief Immermanns an Heine*. „Rheinische Post“, 16. 8. 1947

Felix Stössinger: *Heine*. „Vision“, 1947/48, Seite 426

Axel Eggebrecht: *Heine heute*. „Kristall“, 1948/1, Seite 24

Ernst Glaeser: *Heine und der Weltriß*. „Das Karussell“, 1948/19, Seite 2

Satzungen des Heine-Preises des Schutzverbandes deutscher Autoren. „Der Autor“, 1948, Seite 20

H. Stresau: *Der letzte Fabelkönig der Romantik*. Göttinger Universitätszeitung 1948/4, Seite 10

Otto Flake: *Heine*. „Zuweisungen“, Baden-Baden 1948, Seite 74

Herbert Eulenberg: *Bekenntnis zu Heine*. „Deutschlands Stimme“, 1948/26

Friedrich Hirth: *Heine und Marx*. „Das Goldene Tor“, 1947/ Seite 1065 und „Umschau“, 1948, Seite 236

Jan Hendrik Scholte: *Heine und die Nachkriegswelt*. „Neophilologus“, 1949, Seite 145

Emil Ermatinger: *Zum Rubme Heines* (Aufsätze aus dem Nachlaß). „Welt am Sonntag“, Hamburg, 11. 12. 1949

Friedrich Hirth: *Neue französische Biographien über Heine*. „universitas“, 1949, Seite 25

Heine und das niederrheinische Volkslied. „Das Goldene Tor“, Düsseldorf 1950/3, Seite 45, und Heft 4, Seite 62

Heine und seine Vaterstadt Düsseldorf. „Das Goldene Tor“, 1950/5, Seite 75

Hermann Kügler: *Nachträge zu Heines Gesprächen mit Goethe*. „Euphorion“, Band 45, 1950, Seite 445

Willi Dünwald: *Abraxas und das Tanzpoem von Heine*. „Bühnenblätter der Bundeshauptstadt Bonn“, 1950/51, Nr. 7

Hans Mayer: *Anmerkungen zu einem Gedicht von Heine* („Doktrin“). „Sinn und Form“, 1951/4

Gert H. Theunissen: *Das Wesen des Journalismus*. „Rheinischer Merkur“, 1951/43
Heine – der Sohn der Revolution. „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“, 1951/8

Walther Victor: *Zum Geburtstag Heines*. „Illustrierte Rundschau“, 1951/22

Joachim Müller: *Heines Weg als lyrischer Dichter*. „Wissenschaftliche Zeitschrift der Schiller-Universität Jena“, 1951/52, Nr. 2

Jakob Stöcker: *Heine und seine Denkmäler*. „Heute und Morgen“, Düsseldorf, 1952/2

Herbert Ihering: *Heine heute*. „Sonntag“, 1951/Nr. 52

Emil Ermatinger: *Heine*. „Gegenwart“, 1952/15

Richard Junge: *Heine – für unsere Zeit wiedergewonnen*. „Tribüne“, 1952/40

Johanna Rudolph: *Heines Werk dem Volke* („Einheit“, 1952, Seite 569

Das authentische Testament Heines. „Antares“, Baden-Baden, 1952/53, Seite 24

Anekdoten um Heine. „Tägliche Rundschau“, 13. 12. 1953

W. Kauhausen, H. Stolz und H. Nicoli: *Heine und Düsseldorf*. „Das Goldene Tor“, 1953/6, Seite 101

Johanna Rudolph: *Marx und Heine*. „Neues Deutschland“, 14. 3. 1953

Heinrich Schnee: *Heines väterliche Abnen als lippische Hoffaktoren* – Ein Beitrag

zur Geschichte der Familie Heine und der Institution des Hoffaktorentums an kleinen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus. „Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte“, 1953/9, Seite 53

III. Heines Werke

Gesammelte Werke. Herausgeber Wolfgang Harich, Berlin, Aufbau-Verlag 1951. Rezensiert im „Aufbau“, 1952, Seite 282

Ausgewählte Werke, 2 Bände. Moskau, Verlag für fremdsprachige Literatur 1949. Band I: Gedichte, Band II: Prosaschriften

Ausgewählte Werke, 3 Bände. Auswahl: Rudolf Kurz, Einleitung: Herbert Eulenberg. Berlin, „Aufbau-Verlag“, 1947

Deutschland – Ein Wintermärchen. Reclam Stuttgart 1947; Reclam Leipzig 1950, 51, 52, 53; Aufbau-Verlag, Berlin 1945; Drei Eulen, Düsseldorf 1946; Wedding-Verlag, Berlin 1946; Verlag Volk und Wissen, Berlin 1949, 50, 52

Atta Troll – Ein Sommernachtstraum; Deutschland – Ein Wintermärchen. Reclam 1947 und 1951

...und draußen glüht das Morgenrot! Auswahl aus den Reisebildern (Heinz Kühn), Verlag Volk und Wissen, Berlin 1952

Buch der Lieder. Meister-Verlag, Heidelberg 1945; Deutsche Buchgemeinschaft Berlin 1946; Mendelsohn, Nürnberg 1946; Schauenburg, Lahr 1946; Kiepenheuer, Weimar 1947; Hoffmann & Campe, Hamburg 1947

Das Buch Le Grand. Karl Mayer, Stuttgart 1947; Weichert, Berlin 1949; Jugend und Volk, Hildesheim 1949

Florentinische Nächte. Mölich, Hamburg 1948

Harzreise. Siegel, Frankfurt a. M. 1947; Mendelsohn, Nürnberg 1948; Laatzten, Hamburg 1948

Italien. Reclam, Leipzig 1947

Die Memoiren des Herrn von Schnabelwopski. Reclam, Leipzig 1947 und 1951; Meister, Heidelberg 1945

Briefe aus Berlin. Halbeck, Berlin 1948; Das Neue Berlin, Berlin 1954 (Herausgeber Walther Victor)

Die romantische Schule. Erich Müller-Camp, Godesberg 1947

Sehnen und Verlangen. Ein Heine-Brevier von Walter Wadepuhl, Frederick Ungar, New York 1945

Lyrisches Intermezzo. Hoffmann, Zürich 1945

Heine – eine Lese seiner Werke. Merkur-Verlag, Düsseldorf, 1946

Rubeloses Herz (Gedichte und Prosa). Renaissance-Verlag, Düsseldorf 1946

Heine – eine neue Auswahl. Dobbeck, Speyer 1946

Prosaschriften. Limes Verlag, Wiesbaden 1946

Leise zieht durch mein Gemüt... – Jugendausschuß des Mannsfelder Seekreises, Eisleben 1946

Auswahl. Länder-Verlag, Wien 1946

Die Loreley (Gedichte). Scherpe, Krefeld 1946

Gedichte. Limes Verlag, Wiesbaden 1946

Aus meinen großen Schmerzen mach' ich die kleinen Lieder (Aus: „Buch der Lieder“). Merkur, Düsseldorf 1946

Der späte Heine. Keppler, Baden-Baden 1946

Gedichte. Bodensee Verlag, Stuttgart 1946
Gedichte (Auswahl). Isert Verlag, Halle 1946

Gedichte – Prosa – Briefe. Keppler, Baden-Baden 1947

Dichter – Deutscher – Seher. Volk und Zeit, Karlsruhe 1947

Auswahl. Druckhaus Tempelhof, Berlin 1947

Das Schönste aus seinen Werken. Auswahl von Georg W. Pijet, Chronos, Berlin 1947

Auswahl. Kesselring, Wiesbaden, Schulausgabe Nr. 13, 1947

Unser Heine (Seine schönsten Lieder). Bretfeld, Greiz 1947

Lieder und Romanzen. Stromverlag, Hamburg 1947

Gedichte. Phönix, Hamburg 1947

Gedichte. Lehrmittelverlag Mainz 1948

Genius der Freiheit (Politische Schriften). Keppler, Baden-Baden 1948

Der junge Heine. Blanvalet, Berlin 1948
Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme. Thüringer Volksverlag, Weimar 1949

Mein wertvollstes Vermächtnis, Manesse, Zürich 1950

Heine-Lesebuch, Herausgeber: Walther Victor, Thüringer Volksverlag, Weimar 1950

Götter im Exil. Verlag der Nation, Berlin 1950

Gedichte. Staatsverlag Bukarest 1951

Auswahl. Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1954

Zusammengestellt von Gerbard Giese und Dietrich Mühlberg.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Bernhard Faust: Der Götterfunke, Kiepenheuer-Verlag, etwa 333 S.,
etwa DM 6,50

Irma Harder: Im Haus am Wiesenweg, Verlag Neues Leben, etwa 336 S.,
etwa DM 4,80

Jan Koplowitz: Es geht nicht ohne Liebe, Verlag Neues Leben, etwa 276 S.,
etwa DM 4,80

Maria Richter: David ohne Schleuder, Verlag der Nation, 448 S.,
etwa DM 7,30

Jean Laffitte: Rose France, Aus dem Franz. von Paul Schlicht, Verlag Volk und Welt, 240 S.,
DM 5,80

Georges Magnane: Der Himmel hält den Atem an, Aus dem Franz. von Karl Heinrich, Verlag Volk und Welt, 336 S.,
DM 7,20

Sprach- und Literaturwissenschaft

Johannes R. Becher: Von der Größe unserer Literatur. Ansprache zum IV. Deutschen Schriftstellerkongreß und Schlußwort Januar 1956, Aufbau-Verlag, 56 S.,
DM 1,80

Anna Seghers: Die große Veränderung und unsere Literatur. Ansprache zum IV. Deutschen Schriftstellerkongreß, Aufbau-Verlag, 47 S.,
DM 1,80

Eduard Koelwel: Ratschläge zu einem guten Deutsch, Verlag Tribüne, etwa 160 S.,
etwa DM 3,90

Hans Mayer: Leiden und Größe Thomas Manns, Zwei Reden (Schriften an die deutsche Nation), Aufbau-Verlag, 52 S.,
DM 1,80

József Révai: Literarische Studien, Aus dem Ung. von Johanna Raab, Dietz Verlag, etwa 323 S.,
etwa DM 8,50

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Grzimeks Heine-Denkmal (Der Beitrag eines Berliner Bildhauers zur Ehrung des großen deutschen Dichters), von Feli Eick, BZ 2. 1. 56

„Kaltes Licht“ und warme Mache, von Arnolt Bronnen, BZ 10. 1. 56

Über die Literatur, von Konstantin Fedin, „Presse der Sowjetunion“ H. 6/S. 120

Gedanken zur Reportage, von Jean Villain, „Die Weltbühne“, 11. 1. 56/S. 44

Gedanken zum Hauptmann-Jahr 1956, von Bruno Fischer, NZ 18. 1. 56

Ein Wagnis – und 47 Vorbänge, von Carl Andriessen, BZ 21. 1. 56

Ein notwendiges Zeitstück (Die „Lützower“ von Hedda Zinner im Deutschen Theater, Berlin), von Horst Knietzsch, ND 8. 1. 56

Theaterarbeit 1955, von Ilse Galfert, ND 1. 1. 56

Dramatik und Bühne heute, von Max Schroeder, „Sonntag“ 29. 1. 56

Reinhard Buchwalds Buch „Schiller“, von Herbert Stubenrauch, „Deutsche Literaturzeitung“, H. 12. 55/S. 912

Zur Gorki-Gesamtausgabe des Aufbau-Verlages, von Ralf Schröder, „Aufbau“ H. 1. 56/S. 23

Fremdwörter – ja oder nein!, von Korbinian Nemo, „Die Weltbühne“, 1. 1. 56/S. 143

Sprache und Stil von Heines „Harzreise“, von Prof. Elise Riesel, „Deutschunterricht“ H. 1. 56/S. 11

Von der Lebenswahrheit, von Boris Rjurikow, „Sowjetliteratur“ H. 12. 56/S. 187

Die Einsamkeit und die Gemeinsamkeit (Ein offener Brief an die Kollegen Schriftsteller), von Herbert Sandberg. „Sonntag“ 8. 1. 56

Es geht um das Wie, von Walter Besenbruch, ND 6. 1. 56

Die Diskussion geht weiter (Zum IV. Deutschen Schriftstellerkongreß), von Ru., „Der Bibliothekar“ H. 1. 56/S. 18

Brauchen wir Kriegsromane?, von Otto Braun, ND 8. 1. 56

Literatur und Nation heute, von Max Schroeder, ND 1. 1. 56

Für die Parteilichkeit in der Literatur, von Prof. Istvan Soter, „Presse der Sowjetunion“ H. 10/S. 236

Gegen die Scholastik in der Literaturtheorie, von Günther Cwojdrak, „Sonntag“ 5. 2. 56

Zur Frage des Typischen in Literatur und Kunst, „Presse d. Sowjetunion“ H. 6/S. 123

Besonders empfehlen wir unseren Lesern die Nummern 3 und 4 (vom 15. und 22. Januar 1956) des „Sonntag“. Sie enthalten Auszüge aus den Hauptreferaten und Diskussionsbeiträge auf dem IV. Deutschen Schriftstellerkongreß.

Abkürzungen

ND = Neues Deutschland

BZ = Berliner Zeitung

NZ = National-Zeitung

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig.

Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 393

JÓZSEF RÉVAI

Literarische Studien

323 Seiten • Ganzleinen 8,50 DM

Ein führender ungarischer Marxist beschäftigt sich in den hier vereinigten Arbeiten mit der Literaturgeschichte und dem gegenwärtigen kulturellen Leben seines Landes. Der Sammelband enthält umfangreiche Studien über die Dichter Ferenc Kölcsey, Sándor Petöfi und Endre Ady, eine Auseinandersetzung mit den literarisch-ästhetischen Theorien Georg Lukács' und Ausführungen über Literatur, Theater und Film im volksdemokratischen Ungarn.

Der deutsche Leser wird Révais Arbeiten mit doppeltem Gewinn studieren. Einmal geben sie ihm Aufschluß über die Problematik einer in Deutschland längst nicht genügend bekannten Literatur. Zum anderen und vor allem bieten sie Musterbeispiele der marxistischen Analyse widerspruchsvoller literarischer Erscheinungen, Musterbeispiele der kritischen Aneignung des nationalen Kulturerbes. Bei seinen Untersuchungen berührt der Verfasser zahlreiche Grundfragen literarischen Schaffens und klärt sie auf hohem theoretischen Niveau. Begriffe wie Volkstümlichkeit, Parteilichkeit, Symbolismus, Schematismus und viele andere erfahren eine tiefdringende, das Wesen der Sache erfassende Interpretation. So ist Révais gedankenreiches Buch eine wertvolle Hilfe für jeden, der sich um das Verständnis der literarischen Entwicklungslinien in Vergangenheit und Gegenwart bemüht.



DIETZ VERLAG BERLIN